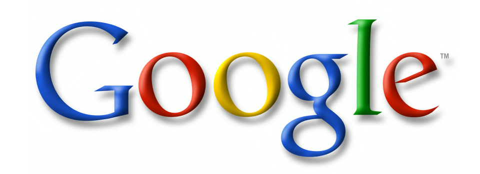




Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit.

Von

Fr. Kreyssig.

Sechste vermehrte Auflage

in zwei Bänden

gänzlich umgearbeitet

von

Dr. Adolf Kressner und Prof. Dr. Joseph Sarrazin.

Berlin 1889.

Nicolaische Verlags-Buchhandlung

R. Stricker.

Geschichte der französischen Nationallitteratur

von

Fr. Kreyssig.

Sechste Auflage — I. Band.

Geschichte

der

französischen Nationallitteratur

von den ältesten Zeiten bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Bearbeitet

von

Adolf Kreßner
in Kassel.

Berlin 1889.
Nicolaische Verlags-Buchhandlung
R. Stricker.

Vorwort.

Als mir der Auftrag zu teil wurde, eine neue Auflage der Kreyssigschen Litteraturgeschichte zu veranstalten, war mir sofort klar, daß das Werk sich einer eingreifenden Umarbeitung unterwerfen müßte, um den Ansprüchen der Jetztzeit allenfalls zu genügen. Vor allem war es der die altfranzösische und provenzalische Litteratur betreffende Abschnitt, der selbst in der fünften Auflage sich als durchaus mangelhaft, ja sogar unrichtig erwies, und der daher eine völlige Neugestaltung erfahren mußte. Kreyssig kannte eben die gedachten Litteraturen nur aus lückenhaften französischen Kompendien, wohl kaum aus eigner Anschauung, und der Mitarbeiter an der fünften Auflage, Dr. Lamprecht, hat sicherlich dem Verfasser, der damals noch lebte, keine Vorschriften machen wollen. Da mir nun aber die Verlagsbuchhandlung bereitwilligst bei der Neugestaltung des Werkes freie Hand ließ, so habe ich, nach Verabredung mit Herrn Professor Dr. Sarrazin in Offenburg (Baden), folgende Änderungen getroffen:

1) Das Werk erscheint in zwei Bänden; der erste umfaßt die altfranzösische (inkl. provenzalische) und mittelfranzösische Litteratur bis zum 16. Jahrhundert; der zweite, von Herrn Professor Dr. Sarrazin zu bearbeitende, die des 17. bis 19. Jahrhunderts.
2) Die zum Zweck des Übersetzens in das Französische gegebenen Fußnoten fallen fort.
3) Der fortlaufenden Darstellung der Entwickelungsgeschichte der französischen Litteratur wird bibliographisches Material beigefügt, auf dessen Zweckmäßigkeit mehr gesehen ist, als auf dessen Vollständigkeit.
4) Es ist ein Register hinzugefügt worden.

Meine Arbeit bestand in der Neubearbeitung der Seiten 1—165 der fünften Auflage. Hiervon sind die letzten hundert Seiten, allerdings

vielfach vermehrt und verbessert, beibehalten worden; die Seiten 1 bis 225 der vorliegenden sechsten Auflage sind, mit kaum erwähnenswerter Benutzung des Kreyssigschen Textes (etwa 8 Seiten), mein eignes Werk. Ich bin mir wohl bewußt, damit keine endgültige Darstellung der altfranzösischen Litteratur gegeben zu haben; ich weiß sehr wohl, daß manche Ausstellungen gemacht werden dürften; aber ich habe mich redlich bestrebt, ein übersichtliches Bild der alten Litteratur zu geben, das sowohl dem großen Publikum — und für dieses hatte Kreyssig in erster Linie sein Werk bestimmt — eine belehrende Lektüre bietet, als auch, vermittelst der Anmerkungen, den Studierenden der französischen Litteratur willkommen ist und bei Vorlesungen mit Nutzen gebraucht werden kann. Möge meine Arbeit dazu beitragen, dem beliebten Werke neue Freunde zu erwerben!

Kassel, im Dezember 1888.

Adolf Kreßner.

Inhalt.

Berichtigung.

S. 2. Von der Histoire littéraire ist in diesem Jahre der 30. Band erschienen, mit dem das 14. Jahrhundert noch immer nicht abgethan ist.

S. 27 sind in der zweiten Anmerkung die Worte: Sein Seitenstück — 1880 zu streichen, weil dadurch die irrtümliche Meinung erweckt werden könnte, daß der altfranzösische Joufrois eine Bearbeitung des provenzalischen Jaufre wäre.

S. 86 ist die letzte Zeile der Anmerkung folgendermaßen zu ordnen: Ogier le Danois, Cleomades, Bueves de Comarchis (Le Siège de Barbastre).

Plan und Gegenstand dieses Buches.

Seit die moderne Gesellschaft besteht, ist die französische Sprache das Gemeingut der Kulturvölker Europas; seit zwei Jahrhunderten behauptet ihre Litteratur einen hervorragenden Rang unter den Gewalten, welche die Welt bewegen. Keine andere Litteratur thut es der französischen gleich an unmittelbarem Einfluß auf das Leben der Völker, selbst die englische nicht. Woher diese Überlegenheit des französischen Geistes? Der englische übertrifft ihn oft an origineller Kraft und an poetischem Schöpfungsvermögen, der deutsche an philosophischer Tiefe — aber kein Volk kommt ihm gleich an Klarheit, an Eleganz der Form, an sicherer, gewandter Verwendung des vorhandenen Ideenvorrates. Frankreich ist seit zwei Jahrhunderten, wenn nicht die unerschöpfliche Fundgrube, so doch gewiß die große Münzstätte weltbewegender Gedanken gewesen. Diese Thatsache ist natürlich keine zufällige. Sie hängt aufs innigste mit dem Grundcharakter und der Entwickelung des französischen Volkes zusammen, mit jener französischen „Civilisation", deren Natur und Resultate Guizot sehr treffend mit den Worten bezeichnet: „In Frankreich haben die individuelle und die soziale Entwickelung sich niemals im Stiche gelassen. Der Mensch und die Gesellschaft machten dort ihre Fortschritte, ich will nicht sagen, vollkommen gleichmäßig, aber in geringer Entfernung von einander."

So ist denn auch die französische Litteratur in höherem Grade als die irgend eines andern der neueren Völker der treue Ausdruck der Gesellschaft, der sie entsprossen. Es wäre schwer zu sagen, wer dem andern mehr verdankt, ob die französischen Schriftsteller dem französischen Volke oder umgekehrt. Die Vorzüge und Schwächen, die unsterblichen Thaten und die Verirrungen der Bücherwelt entsprechen dort in merkwürdiger Weise denen des praktischen Lebens, und eine verständige Geschichte der einen darf deshalb die des andern nie aus dem Auge verlieren. Dies festgestellt, kann der Plan und die Aufgabe des vorliegenden Werkes nicht zweifelhaft sein. Eine für den Gebrauch der studierenden Jugend bestimmte Litteraturgeschichte muß nicht nur ein annähernd vollständiges Namensverzeichnis von Schriftstellern und Büchern geben; nicht nur biographische Nachrichten über die berühmtesten Verfasser und allgemeine Bemerkungen über das Verdienst ihrer Werke bringen; sie muß vor allem eine

Geschichte des nationalen Denkens und Empfindens sein, wie es sich in den Werken der Dichter, der Philosophen, Geschichtsschreiber und Redner zu erkennen giebt. Die gerechte und natürliche Vorliebe für das wahrhaft Klassische und Schöne wird sie nicht hindern, auch solchen litterarischen Bestrebungen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, in welchen die Irrtümer, ja selbst die Krankheiten des nationalen Lebens sich fühlbar machen. Mit einem Worte, sie wird ihre Aufgabe nur dann erfüllt zu haben glauben, wenn es ihr gelungen, die geistige Thätigkeit des Volkes in ihrer Gesamtheit zur Anschauung zu bringen und dem Leser einen Blick in das Innere der Werkstatt zu gewähren, in welcher die Geschicke der Völker sich vorbereiten, in die geheiligte Zufluchtsstätte jener unerschöpflichen Lebenskraft des Volkes, welche die Keime der Zukunft inmitten der stürmischen und selbstsüchtigen Anforderungen der Gegenwart stets zu beschützen und zu entwickeln weiß.*)

---

*) Es seien hier die Werke angeführt, welche die gesamte französische Litteratur behandeln (die Jahreszahl giebt das Jahr ihres ersten Erscheinens an; die meisten sind wiederholt aufgelegt):

Histoire littéraire de la France, 1733 begründet von den Benediktinern der Gemeinde des h. Maurus. Bis jetzt sind 29 Bände erschienen, welche die Geschichte der französischen Litteratur bis zum 14. Jahrhundert führen.

Ideler und Nolte, Handbuch der französischen Sprache und Litteratur. Berlin 1804—36. 4 Bände.

Mager, Die französische Litteratur vom Anfange des 12. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Wismar 1834.

Villemain, Cours de littérature française. Paris 1828—38. 6 Bände.

Nisard, Histoire de la littérature française. Paris 1844—49. 4 Bände.

Baron, Histoire abrégée de la littérature française. Bruxelles 1851. 2 Bände.

Buron, Histoire de la littérature en France depuis la conquête des Gaules par Jules César jusqu'à nos jours. Paris 1851.

Demogeot, Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris 1852.

Geruzez, Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la révolution. Paris 1861.

Albert, La littérature française, depuis les origines à la fin du 16. siècle. — La littérature française au 17. siècle. — La littérature française au 18. siècle. — La littérature française au 19. siècle. Paris 1873—82.

Engel, Geschichte der französischen Litteratur. Leipzig 1883.

Collas, Histoire de la littérature française depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1885.

Bornhak, Geschichte der französischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Berlin 1886.

Kleinere Kompendien und Abrisse, meistens für den praktischen Gebrauch berechnet, übergehen wir. Die eine bestimmte Epoche der Litteratur behandelnden Werke werden an der geeigneten Stelle angeführt werden.

Kapitel I.

Ursprung des Volkes, der Sprache und der Litteratur.*)

Als im Jahre 58 v. Ch. Cäsar Gallien angriff, fand er daselbst drei an Sprache, Sitten und Gesetzen verschiedene Völkerschaften vor: nördlich von der Somme die Belgier, germanische mehr oder weniger mit Kelten vermischte Stämme; im Mittelpunkt und Osten, von der Somme und Marne bis zur Garonne, vom Rhein bis zum Ocean, die eigentlichen Kelten; im Süden, jenseits der Garonne, die Aquitanier, zum Teil iberischen Ursprungs, d. h. zu den von den Römern Iberer genannten Stämmen gehörig, deren Sprache sich wahrscheinlich in dem heutigen allen anderen europäischen Idiomen so unähnlichen Baskisch erhalten hat. Die Kelten**) oder, wie sie sich selbst nannten, Gaëls, im mittleren Frankreich gaben Gallien ihren Namen und bilden ohne Zweifel den Stamm des französischen Volkes. Über ihre Vorgeschichte wissen

*) Vergl.: Ampère, Histoire de la formation de la langue française. Paris 1871.
Ideler, Geschichte der altfranzösischen Nationallitteratur von den ersten Anfängen bis auf Franz I. Berlin 1842.
Chevallet, Origine et formation de la langue française. 2. éd. Paris 1858.
Du Méril, Essai philosophique sur la formation de la langue française. Paris 1852.
Littré, Histoire de la langue française. Paris 1862.
Molland, Origines littéraires de la France. Paris 1862.
Pelissier, La langue française depuis son origine jusqu'à nos jours. Tableau historique de sa formation et de ses progrès. Paris 1866.
Loiseau, Histoire de la langue française, ses origines et son développement jusqu'à la fin du 16. siècle. Paris 1881.
Aubertin, Origines et formation de la langue et de la métrique françaises. Paris 1882.
Aubertin, Histoire de la langue et de la littérature française au moyen âge d'après les travaux les plus récents. 2. éd. Paris 1884.
Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. Band I.
Brachet, Grammaire historique de la langue française. Paris 1867; 35. éd. 1887.
G. Paris, Grammaire historique de la langue française. Paris 1868.
Burguy, Grammaire de la langue d'oïl. 3. éd. Berlin 1883.
Clédat, Grammaire élémentaire de la vieille langue française. Paris 1885. 2. éd. 1887.
Semmig, Geschichte der französischen Litteratur im Mittelalter. Leipzig 1862.
Darmesteter, Cours de littérature française du moyen âge et d'histoire de la langue française. Paris 1883.
G. Paris, La poésie du moyen âge. Leçons et lectures. 2. éd. Paris 1885.
Garreaud, Causeries sur les origines et le moyen âge littéraires de la France. I. Paris 1884.
G. Körting, Encyclopädie und Methodologie der romanischen Philologie. B. III. Heilbronn 1886.
Gröber, Grundriß der romanischen Philologie. B. I. Straßburg 1886.

**) Über die Kelten und das Keltische, sowie über Basken und Iberer giebt hinreichend Aufschluß Gröber, Grundriß der romanischen Philologie B. I, 283–334; Litteraturangaben bei G. Körting, Encyclopädie. III.

wir so gut wie nichts; nur hin und wieder machen sie sich in der alten Welt bemerkbar und suchen mit ihren wilden Horden Rom, Delphi, Egypten, Kleinasien heim — ihre authentische Geschichte beginnt erst mit dem Tage, wo sie auf ihre Freiheit verzichteten, und ihr Land römische Provinz wurde, und erst den Siegern verdanken wir einige zerstreute Notizen über das Leben, die sozialen Zustände, die Sitten und die Religion der Besiegten. Am bekanntesten sind die Nachrichten, welche uns Cäsar in seinen „Kommentarien über den Gallischen Krieg“ von ihnen giebt (III, 8. 10. 19. IV, 5. 13), und merkwürdig! ihr Charakter, wie ihn der römische Feldherr schildert, erinnert in mehr als einer Beziehung an den der heutigen Bewohner des Landes, ungeachtet aller der mächtigen Einflüsse, welche seit fast zweitausend Jahren an seiner Umbildung gearbeitet haben. „Die Gallier,“ sagt er, „sind rasch in ihren Entschlüssen, merkwürdig wegen ihrer Vorliebe für alles Neue und wegen der Leichtfertigkeit, mit der sie zu den Waffen eilen. Wenn sie schnell die Waffen ergreifen, so verlieren sie auch leicht den Mut und ertragen die Unfälle nicht. Sie sind leichtfertig, ändern bald ihre Entschlüsse, und man kann sich nicht auf sie verlassen. Sie sind so begierig nach Neuigkeiten, daß sie die Reisenden anhalten, selbst gegen deren Willen, um sich von dem zu unterrichten, was sie wissen. In den Städten umringt das Volk die fremden Kaufleute, fragt sie, woher sie kommen und was sie Neues auf ihrer Reise erfahren haben. Oft genügt die Aufregung, welche ihnen diese Gerüchte verursachen, um sie wichtige Entschlüsse fassen zu lassen. Auch bleibt die Reue nicht aus, weil sie unter dem Einflusse unsicherer, ihrem Geschmacke zusagender Nachrichten handeln. Aber sie fallen bald wieder in den nämlichen Fehler zurück.“ Wie die heutigen Franzosen liebten die Kelten leidenschaftlich den Waffenruhm, und ihre Einbildungskraft entzündete sich leicht an der Vorstellung von Eroberungen und gewagten Unternehmungen; auch ihre Verehrung der Beredsamkeit und ihr Geschick gut zu sprechen ist ganz modern-französisch und hat in einer charakteristischen Fabel ihrer Mythologie ihre Spur zurückgelassen. „Die Kelten,“ so berichtet Lucian in seiner Schrift über Hercules Kap. 1, „bezeichnen Hercules, den Gott der Stärke, mit dem Namen Ogmius. Wie der griechische Heros trägt er das Löwenfell, den Köcher, den Bogen und die Keule. Man stellt ihn aber als einen kahlköpfigen, runzeligen, von der Sonne verbrannten Greis dar, und von seiner durchbohrten Zunge sieht man eine Menge dünner, aus Gold und Bernstein gefertigter Ketten ausgehen, an denen er eine Menge Menschen hinter sich her zieht, an deren Ohren die Ketten befestigt sind. Diese folgen ihm mit sichtbarem Vergnügen und der Gott wendet sich lächelnd zu ihnen.“

Das keltische Volk war nicht ohne eine gewisse Kultur, als die Römer das Land eroberten. Man kannte den Ackerbau, Industrie und Handel waren ziemlich entwickelt, die Staatsverfassung eine wohlgegliederte. Cäsar fand eine mächtige, sehr einflußreiche Priesterkaste vor, die Druiden, einen zahlreichen Adel

und eine vollkommen abhängige Volksmasse. Die Druiden nahmen die erste Stelle in der gesellschaftlichen Rangordnung ein und scheinen das Leben des Volkes recht eigentlich beherrscht und ungefähr den Einfluß ausgeübt zu haben, den die Priester in Alt-Egypten hatten. Über ihre Religion haben wir nur Vermutungen, doch scheint sie eines gewissen poetisch-phantastischen Aufschwunges nicht entbehrt zu haben. Im Schatten majestätischer Eichen erteilten sie dem Volke unter feierlichen Ceremonien ihre Orakel, handhabten die richterliche Gewalt, sorgten für die Verbreitung ihrer Lehren, die sie nur mündlich überlieferten, durch zahlreiche, in strengem und langdauerndem Noviziat erprobte Schüler und standen in engem Verkehr mit den „Barden," welche die Lehrsätze ihrer Weisheit in Verse brachten, die Hymnen zu Ehren der Götter bei den Opfern vortrugen, durch Gesänge die in den Kampf ziehenden Krieger ermutigten und deren Thaten bei festlichen Gelagen feierten. Auch im Besitz einiger wissenschaftlichen Kenntnisse befanden sich die Druiden: sie beobachteten und berechneten den Lauf der Himmelskörper, waren mit den Elementen der Chirurgie vertraut und wußten sich der griechischen Buchstaben zu bedienen, deren Kenntnis sie den Kaufleuten aus Marseille verdankten. — Von dieser ganzen keltischen Kultur ist so gut wie nichts übrig geblieben, sie erlag überraschend schnell dem Ansturm der römischen Civilisation. Ganz unscheinbar sind die Spuren, welche die Sprache, deren sich die Druiden bedienten und in welcher die Barden dichteten, im Französischen hinterlassen hat. Die Keltomanen wollen zwar in der heutigen Sprache noch Reste keltischer Konstruktionen finden, sind aber dabei in offenbarem Irrtum begriffen; nur einzelne Wörter gallischen Ursprungs haben sich erhalten, und auch diese nur in lateinischem Gewande. So z. B. nahmen die Römer für den Vogel, den sie galerita zu nennen pflegten, den keltischen Namen alauda an, der noch in alouette vorhanden ist; statt des ihnen geläufigen zythum für in Gärung übergegangene Gerste das gallische cerevisia, französisch cervoise; der Name lieue für Meile, Wegstunde, beruht auf leuca; banne, der Wagenkorb, auf benna; bouleau, Birke, mundartlich boule, auf betula, u. a. m. Besonders aber haben sich keltische Stämme in Ortsnamen erhalten; so geht Périgueux auf Petrocorii, Cahors auf Cadurci, Poitou auf Pictavi, Bourges auf Bituriges, Bayeux auf Bodiocasses zurück. — Nicht viel mehr hat sich von dem intellektuellen und moralischen Leben der Gallier auf die modernen Franzosen vererbt. Von ihm kann man noch Spuren wahrnehmen in manchen Glaubensvorstellungen, Gebräuchen, Märchen, welche nach soviel Jahrhunderten auf dem Lande fortleben. Zu gewissen Zeiten des Jahres feiert man in vielen Provinzen Frankreichs Feste, welche seit der keltischen Epoche unwandelbar dieselben geblieben sind; mehrere Pflanzen, Vögel, Reptilien sind Gegenstand von Legenden, welche sich schon die alten Gallier erzählten; mehr als eine Quelle, zu der man noch heute Genesung heischend pilgert, wurde schon von den Kelten verehrt. Am bedeutendsten aber dokumentiert sich der Einfluß des keltischen Geistes in den zahlreichen Feensagen,

welche der mittelalterlichen französischen Poesie einen so hohen Reiz verliehen, und welche noch bis auf den heutigen Tag sich das Volk mit geheimnisvollem Schauer erzählt. Möglich, daß auch das Leben der Sage von Tristan und Isolde, von Artus und seiner Tafelrunde im grauen keltischen Altertum wurzelt.

Aber diese keltische Kultur hielt nicht stand gegen den Einfluß der römischen Eroberung. Als die Quelle des nationalen Unglücks, das über die Gallier hereinbrach, muß die Stadt Massilia, das heutige Marseille, angesehen werden.*) Diese Stadt, welche im sechsten Jahrhundert v. Chr. aus Phocea verjagte Griechen an der Mündung des Rhone gegründet hatten, und welche lebhafte Handelsbeziehungen mit Rom unterhielt, rief im Jahre 153 römische Hilfe gegen die gallischen Ligurer herbei. So wurde den Römern der Weg nach Gallien eröffnet; sie bemächtigten sich zunächst des Rhone-Beckens, schoben sich nach und nach immer mehr vor und schritten unter Cäsar zur vollständigen Eroberung des Landes. Heldenmütig fochten die Gallier gegen die fremden Eindringlinge; die Verteidigung von Gergovia und Alesia durch Vercingetorix, den gallischen Arminius, legt ein glänzendes Zeugnis von der Vaterlandsliebe, der Opferfreudigkeit und der Tapferkeit der keltischen Rasse ab — aber schließlich gewannen die erprobte römische Kriegstüchtigkeit und die scheußlichen Greuelthaten, die Cäsar zu begehen sich nicht scheute, die Oberhand: Gallien wurde römische Provinz.

Bekanntlich waren die Römer Meister in der Kunst der Kolonisation. War eine Provinz erobert, so wandten sie zwei Mittel an, sie zu latinisieren. Das militärische Mittel bestand darin, daß sie das eroberte Land mit Legionen umgaben, die sie an der Grenze aufstellten; nachdem so das Land von jedem äußeren Einflusse abgeschnitten war, führte man eine energische Verwaltung im Innern ein, welche in kurzer Zeit die lokalen Widerstände zu Boden schmetterte: man legte den Besiegten römische Sprache und Religion auf, schaffte die Widerspenstigen durch Mord oder Verkaufen in die Sklaverei beiseite und bevölkerte das Land durch römische Kolonisten und Freigelassene. Infolge dieser geschickten Maßregeln geschah es, daß man kaum ein Jahrhundert nach der Eroberung durch Cäsar in ganz Gallien Lateinisch sprach. Freilich glich dieses Latein, das die Soldaten und Kolonisten nach Gallien brachten, ebenso wenig der Sprache Virgils und Ciceros, als etwa das Französisch, welches heute den Arabern in Algier beigebracht wird, dem Idiom Racines oder Bossuets; es

*) Verschiedene französische Gelehrte im sechzehnten Jahrhundert (Joachim Perion, Henricus Stephanus u. a.) und selbst in neuerer Zeit (der Abbé Espagnolle in seinem dreibändigen Werke: Origines du français. Paris 1886/89) haben die Behauptung aufgestellt und zu verteidigen gesucht, daß die französische Sprache aus der griechischen stamme. Wenn auch die zufällige Ähnlichkeit einer Anzahl von griechischen und romanischen Wörtern nicht zu bestreiten ist, so hat die romanische Philologie doch unumstößlich die Nichtigkeit dieses Problems bewiesen. — Über die griechischen Bestandteile im Französischen vergl. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. I.

unterschied sich von dem klassischen oder Schriftlatein durch einen besonderen Wortvorrat und durch besondere Formen. Geschrieben wurde dieses Vulgärlatein*) nicht, und wir würden von seiner Existenz, welche übrigens aus der Zeit der punischen Kriege stammt, nichts wissen, wenn nicht einige römische Grammatiker, die ihre Landsleute vor dem Gebrauch desselben warnen, uns einige Proben davon aufbewahrt hätten. So drückte man den Begriff des Schlagens im Litterärlatein durch verberare, im Volkslatein durch batuere (battre) aus; equus wurde durch caballus (cheval), hebdomas durch septimana (semaine), pugna durch batualia (bataille), osculari durch basiare (baiser), iter durch viaticum (voyage), verti durch tornare (tourner), urbs durch villa (ville), os durch bucca (bouche), ignis durch focus (feu), ludus durch jocus (jeu), edere durch manducare (manger) ersetzt. Auch war es nicht ohne Einfluß auf die Schriftsprache geblieben. Schon Augustus mußte in seinen Edikten oft genug die Eleganz und die grammatische Richtigkeit der Deutlichkeit opfern; ja sogar die Sprache der besten lateinischen Schriftsteller ist nicht vollkommen frei von Ausdrücken, welche in der Volkssprache wurzeln: De Caesare satis dictum habeo — urbem quam parte captam parte dirutam habet — quid istic habet (qu'y a-t-il là?) — Romani sales salsiores sunt quam illi Attici. Man übertrage nur diese Ausdrücke ins Französische, und man wird überrascht sein, hervorragende Züge der neueren Wortbeugung schon in der alten Muttersprache zu finden. — Nach Gallien importiert, akklimatisierte sich das Vulgärlatein schnell, und vom ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an war das Keltische im ganzen Lande unterdrückt, mit Ausnahme einiger isolierten Punkte und der Armorica (Bretagne), wo es noch heutzutage ein kümmerliches Dasein fristet. Auch ist nicht gering anzuschlagen der Einfluß, den die Apostel des Christentums durch die Predigt auf das Volk ausübten; sie haben besonders das Verständnis des Lateinischen beim Volke gefördert und vollendet, was das Schwert der Legionen und die Schlauheit der Sachwalter begonnen.

Zu derselben Zeit aber, wo das Volk, durch die Notwendigkeit gezwungen, seine Muttersprache vergaß, das Vulgärlatein adoptierte und es mit seinen Accenten und seiner barbarischen Aussprache ummodelte, nahmen die höheren Stände, von Ehrgeiz getrieben, das Schriftlatein an und übten sich in der römischen Beredsamkeit, um zu den Staatsämtern zu gelangen. Seit des Augustus Zeiten war Gallien für Rom eine Pflanzschule an Rhetoren und Grammatikern, die Schulen von Autun, Lyon und Bordeaux waren im ganzen römischen Reiche berühmt, und bald galt Gallien für die gebildetste, für die

---

*) Über das Vulgärlatein siehe Gröber, Grundriß der romanischen Philologie I, pag. 355 f.; Corssen, Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lateinischen Sprache. 2 Bde. Leipzig 1868; Schuchardt, Der Vokalismus des Vulgärlateins. 3 Bde. Leipzig 1866—68; Böhmer, Die lateinische Vulgärsprache. Oels 1866.

„römischste“ der Provinzen des westlichen Kaiserreiches. Eine große Anzahl römischer Schriftsteller von dem zweiten bis zum sechsten Jahrhundert sind Gallier von Geburt und Erziehung, z. B. Plinius Secundus, Florus, Statius, Petronius, die Gelehrten Valerius Cato, Varro Atacinus u. a., und Juvenal legt von dem Ansehen, welches gerade gallische Rechtslehrer genossen, glänzendes Zeugnis ab, wenn er sagt:

Gallia causidicos docuit facunda Britannos.

Eine Zeitlang nun liefen beide Arten des Latein nebeneinander her, das Litterärlatein sich im zweiten Jahrhundert des hellsten Glanzes erfreuend, das Vulgärlatein in den breiten Schichten des Volkes gesprochen. Im Anfang des fünften Jahrhunderts jedoch hatte das Letztere ungemein an Gebiet gewonnen und schwang sich, als im Sturm der Völkerwanderung die vornehmen und wohlhabenden Klassen hinweggefegt wurden, zur allein herrschenden Sprache auf.*)

Inzwischen ging in der römischen Civilisation, mit welcher das unterworfene Gallien bedacht worden war, ein langsamer, aber unaufhaltsamer Zersetzungsprozeß vor sich. Die tödliche Krankheit, welcher das Imperatorenreich schließlich erlag, war die Vernichtung alles lokalen, selbständigen Lebens durch den furchtbaren Druck einer centralisierten, durch und durch mechanischen Verwaltung. Der Stand der Kurialen und Dekurionen d. h. der wohlhabenderen Stadtbürger, welchem das Gesetz die innere Leitung der Städte übertrug, war durch die Größe der Abgaben eine unerträgliche Last geworden, denn die Dekurionen hafteten mit ihrem Vermögen für die Bezahlung der Taxen. Die

*) Auf die spätlateinische Litteratur und ihre Ausläufer in Gallien einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens dieses Buches. Einige wenige Namen müssen hier genügen: Decimus Magnus Ausonius aus Bordeaux, 310 bis ca. 395, war Advokat, Lehrer der Grammatik und Rhetorik, 379 Konsul in Gallien, zog sich 383 von den Geschäften zurück und starb auf seinem Landgut in der Nähe seiner Vaterstadt. Wir besitzen von ihm Epigrammata, Parentalia (Gedichte auf seine Verwandten), das Puppenspiel Ludus septem sapientium, Idyllia, Mosella (Schilderung einer Moselreise), Eglogarum liber, Epistolarum liber ꝛc. — Claudius Rutilius Namatianus aus Poitiers, geboren gegen Ende des vierten Jahrhunderts, verfaßte ein elegisches Gedicht De reditu suo im Jahre 416 und ist als letzter heidnischer Dichter zu bezeichnen. — Christliche, lateinisch schreibende Dichter sind: Prosper von Aquitanien, in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, verfaßte eine Weltchronik, Epigramme, ein Buch De ingratis; Paulinus von Perigueux, um dieselbe Zeit lebend, Verfasser einer Vita Martini in Versen; Sidonius Apollinaris aus Lyon, † 478, schrieb verschiedene Lobgesänge (Panegyrici) auf Fürsten und Große, sowie Briefe, welche von kulturhistorischem Interesse sind; Magnus Felix Ennodius aus Arles, † 521, dichtete nach klassischem Vorbild 2 Bücher Carmina, schrieb Heiligenlegenden und Reden (dictiones); der Kanzelredner Caesarius aus Arles, † 542, war Verfasser der Schrift Regulae ad virgines; Claudianus Mamertus, lebte und starb in Vienne 474, schrieb De statu animae. Aus etwas späterer Zeit ragt hervor Gregorius von Tours, geb. 540, gest. 594 als Bischof von Tours, ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller; besonders wertvoll ist seine Historia Francorum; sie ist die Hauptquelle für unsere Kenntnis der älteren französischen Geschichte; Miracula (Heiligengeschichten), De gloria confessorum (desgl.), De vita patrum, De cursibus ecclesiasticis (eine Art Kompendium des allgemeinen Wissens); des Gregorius Werk Historia Francorum setzte fort Fredegarius Scholasticus (lebte um die Mitte des siebenten Jahrhunderts).

höheren Stände waren entnervt und entmutigt, die Masse des Volkes war durch die Sklaverei von der Möglichkeit ausgeschlossen, der hinsterbenden Gesellschaft neue Kräfte zuzuführen. Dabei griff die Sittenlosigkeit immer mehr um sich; die Vaterlandsliebe war etwas Fremdes geworden; die Volksreligionen hatten aufgehört zu existieren; die Litteratur war jedes tieferen, veredelnden Inhalts bar, ein müßiger Zeitvertreib einiger schalen Schöngeister, während die breite Masse der Bevölkerung sich nur an den Schauspielen im Cirkus, an unanständigen Pantomimen und wilden Gladiatorenkämpfen erfreute. Unter solchen Umständen flüchtete alles, was einen Rest selbständiger Kraft fühlte, unter den Schutz der jungen, siegreichen christlichen Kirche, von welcher in jener trüben Zeit des Elends und des moralischen Verfalls der einzige Strahl der Hoffnung auf Erlösung aus dem allgemeinen Jammer ausging; sie setzte an Stelle des gestürzten Volksglaubens einen neuen, Tugend und Menschenliebe predigenden; sie bewegte das Herz und die Phantasie und legte den Grund zu jener reichen christlichen Litteratur, deren Blütezeit zu sehen dem zwölften Jahrhundert vorbehalten war. Freilich den Verfall der römischen Civilisation aufzuhalten, war ihr, der friedlichen Botin des Himmels, nicht vergönnt; auch hatte sie wohl kaum die Kraft dazu, an ihre Stelle zu treten.

Von Osten sollte der Stein kommen, der den Koloß mit den thönernen Füßen ins Wanken brachte. Schon lange hatten die germanischen Völker lüstern über den Rhein geschaut und mit heimlichem Triumph den Niedergang der römischen Macht in Gallien beobachtet. Die Völkerwanderung trieb sie endlich zu schnellem Entschlusse, und alle Dämme niederreißend ergoß sich der Strom der Franken, Alanen, Burgunder, Westgoten über das benachbarte Land. Mit Schrecken sahen die Gallo-Romanen, ein sanftes, unkriegerisches, seit Jahrhunderten an Frieden gewöhntes Volk, die von der römischen Kultur noch so gut wie nicht berührten Germanen über sie herstürmen, ihnen ihr Gold entreißen, sich in ihrem Wein berauschen und in ihren Ländereien sich festsetzen. Aber heftete sich auch anfänglich die Zerstörung an ihre Fersen, waren auch die materiellen Verluste, die sie den Besiegten zufügten, nicht gering — die Segnungen, welche sie mit sich brachten, lassen alle Schrecken einer barbarischen Invasion vergessen: das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit, die leidenschaftliche Liebe zur Freiheit, das Beispiel nationalen Stolzes und nationaler Begeisterung, eines innigen Familienlebens, der Achtung vor dem Weibe, strenges Pflichtgefühl, schließlich eine reiche und gewaltige Poesie, das sind die Schätze, welche anzunehmen sie die Gallo-Romanen gewaltsam zwangen. Die Germanen sind es, welche ein neues, belebendes Element in die ausgedörrten Adern der alten Welt strömen ließen, und wie ein Gewittersturm die schwüle, unerträglich gewordene Atmosphäre reinigt und das dürstende Land erquickt, so gab der Sturm der Völkerwanderung der verschmachtenden römischen Civilisation einen neuen Impuls zum Leben.

So befruchtend aber auch der germanische Genius auf die politischen Institutionen und den Charakter des gallischen Volkes wirkte, so hat doch die deutsche Sprache nur geringe Spuren hinterlassen.*) Während bei der römischen Eroberung die Sieger den Besiegten ihre Sprache auferlegten, fand bei der germanischen Invasion gerade der umgekehrte Prozeß statt; jene Völkerschaften, vor deren Ansturm das alt und schwach gewordene römische Staatsschiff in allen Fugen erbebte, legten ihr heimatliches Idiom ab und nahmen das von den Überwundenen gesprochene Vulgärlatein an, jenes Chaos, aus welchem später mit den anderen romanischen Sprachen das Französische hervorgegangen ist. Freilich gehörten Jahrhunderte dazu, ehe die Eindringlinge sich ihrer Sprache begaben; ihr Heerwesen, das sie fest zusammenhielt, begünstigte die Erhaltung derselben in nicht geringem Grade, auch mußte es ihrem Nationalgefühl Überwindung kosten, die Mundart der geringeren Klasse anzunehmen. Aber der beständige Verkehr, das Ineinanderleben beider Völker duldete bald keine Verschiedenheit der Rede mehr. Man kann annehmen, daß der Gebrauch des deutschen Idioms sich ungefähr bis zur Teilung des Karolingischen Reiches erhalten hat, daß seine Dauer in Gallien etwa 400 bis 500 Jahre beträgt. Die Aufnahme der deutschen Wörter begann ohne Zweifel kurz nach der Einwanderung der Germanen und endigte wohl erst mit dem Erlöschen ihrer Sprache; ungefähr 450 französische Wortstämme**) mit zahlreichen Ableitungen sind es, welche sich auf deutschen Ursprung zurückführen lassen, und zwar haben an diesem deutschen Element die verschiedensten Sphären der Begriffe teil; vor allem sind es Ausdrücke des Kriegswesens: werra — guerre, strît — estrif, halt — halte, scharwacht — échauguette, raub — robe, heriberga — auberge, bîwacht — bivac, bolwerk — boulevard; ferner, besonders infolge der etwas später stattfindenden Niederlassung der Normannen, Ausdrücke des Seewesens und der Schiffahrt; zahlreiche Tier- und Pflanzennamen: elentier — elan, reinhart — renard, krebiz — écrivisse, hummer — homard, krabbe — crevette, salaha — saule, îwa — if, krausbeere — groseille, klette — gleton u. a. m. Durch die Aneignung deutscher Sprachstoffe erlitt jedoch die galloromanische Sprache keine wesentliche Störung in ihrem Organismus, da sie die Einwirkung der fremden Grammatik ziemlich leicht überwand. Geringe Spuren freilich lassen sich auch entdecken.

Aus diesen eben geschilderten Elementen entwickelte sich nun eine vom Schriftlatein***) himmelweit verschiedene Sprache, deren Wert zwar von den

---

*) Über den Einfluß des Germanischen vergl.: Gröber, Grundriß der romanischen Philologie. I p. 353 f; F. Neumann, Die germanischen Elemente im Provenzalischen und Französischen. Greifswald 1876; Mackel, Die germanischen Elemente im Altfranzösischen und Altprovenzalischen. Greifswald 1885; Waltemath, Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache. Paderborn 1885.

**) Vergl. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen I.

***) Die Bestrebungen Karls und Ludwigs zur Hebung der klassischen Studien sind bekannt, desgleichen ihre Verdienste um die Volksbildung und um die Pflege des

Schöngeistern des neunten Jahrhunderts, Eginhard, Alcuin, Angilbert, gering angeschlagen wurde, die aber einst das weltbeherrschende Französisch werden sollte. Die Kirche freilich zauderte nicht, sie anzuwenden; statt sie mit Verachtung der lateinischen Sprache gegenüberzustellen, erkannte sie scharfen Blickes, welchen Nutzen sie für sich aus der Handhabung derselben ziehen konnte. Hatte sie bisher sich beschränkt, die Priester und Missionare zum Studium der Volkssprache zu ermutigen, so that sie seit Karls des Großen Zeiten noch mehr: sie befahl 813 auf dem Konzil zu Tours der Geistlichkeit den Gebrauch derselben, eine übrigens notwendige Maßregel, denn das Volk verstand das Latein nicht mehr. Unter dem allmächtigen Schutz der Kirche gewann der Gebrauch der Volkssprache immer mehr Terrain, und ungefähr ein Vierteljahrhundert nach Karls Tode sehen wir sie gebraucht als Sprache der politischen Unterhandlung in den berühmten Straßburger Eiden vom Jahre 842, welche Ludwig der Deutsche seinem Bruder Karl dem Kahlen, und die Armee Karls des Kahlen Ludwig dem Deutschen schwur. Der Eid Ludwigs lautete:

„Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, „d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo „cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per „dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher „nul plaid numquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karlo in „damno sit." In modernem Französisch:

„Pour l'amour de Dieu et pour le salut du peuple chrétien et du „nôtre, de ce jour en avant (dorénavant) autant que Dieu me donne „savoir et pouvoir, ainsi je sauverai (soutiendrai) celui-ci, mon frère „Charles (mon frère Charles ici présent) et en aide (par aide) et en „chaque chose, comme on doit par droit sauver (comme il est juste „qu'on soutienne) son frère, tant qu'il fera de même pour moi, et de „Lothaire ne prendrai jamais un traité (ne ferai jamais un traité avec L.) „qui de ma volonté soit dommage (préjudiciable) à ce mien frère Charles."

Der Eid des Heeres lautete:

„Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo jurat, conservat, „et Karlus meos sendra de suo part non lo tanit, si io returnar non „l'int pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla ajudha „contra Lodhuvig nun li iv er." In modernem Französisch:

„Si Louis conserve le serment qu'il jure à son frère Charles, et „que Charles mon seigneur de sa part ne le tienne pas, si je ne l'en

---

Kirchengesangs. Auch aus dieser Zeit stammt eine reiche lateinische Litteratur; auf dem Gebiet der Poesie, die sich besonders den Virgil zum Vorbild nahm, waren vor allen thätig: Alcuin (782—804), Paulus Diaconus (720—801), Angilbert (um 800), Walafrid Strabo († 849); auf dem der Prosa: Eginhard (770—840), Verfasser einer berühmten Geschichte Karls des Großen, Rabanus Maurus, Erzbischof von Mainz († 856).

„puis détourner, ni moi ni nul que j'en puis détourner, ne lui serai „jamais en nulle aide contre Louis."

Die Eide sind, neben den Kasseler und Reichenauer Glossen*), jene, in welchen deutsche Wörter durch gegenüberstehende romanische übersetzt werden, aus dem achten, vielleicht auch schon aus dem siebenten Jahrhundert, diese, worin lateinische Ausdrücke der Vulgata durch romanische erklärt werden, vom Jahre 768, das älteste Denkmal der französischen Sprache und für unsere Kenntnis von dem damaligen Zustande derselben von größtem Wert.**)

Auch das erste Stammeln der Poesie in der neu entstandenen Volkssprache stammt aus dem neunten Jahrhundert. Im Jahre 1837 entdeckte Hoffmann von Fallersleben in der Bibliothek zu Valenciennes in einer Handschrift, zusammen mit dem deutschen Ludwigslied, das Eulalia-Lied, ein Gedicht auf das Leben und den Tod der heiligen Eulalia, welches zwar auf poetischen Wert keinen Anspruch machen kann, für den Sprachforscher aber von der größten Bedeutung ist. Die Sprache hat schon Fortschritte gemacht, sie zeigt sich minder starr in ihren Bildungen, bestimmter, grammatisch geordneter; die unmittelbar an das Lateinische anklingenden Formen sind fast ganz verschwunden. Was den Inhalt des Liedes anbetrifft, so wird darin geschildert, wie die heilige Eulalia allen Versuchungen und allen Drohungen zum Trotz fest am Christentum gehalten habe, wie sie auf Befehl des Kaisers Maximian ins Feuer geworfen worden und, da dieses sie, die ohne Schuld und Fehle, verschonte, enthauptet worden sei, worauf ihre Seele in Gestalt einer Taube zum Himmel emporgestiegen sei. Der Anfang lautet:

Buona pulcella fut Eulalia,
Bonne pucelle (vierge) fut Eulalie
Bel auret corps, bellezour anima.
bel avait (habuerat) corps plus belle âme
Voldrent la veintre li deo inimi,
voulurent la vaincre les (de) Dieu ennemis
Voldrent la faire diaule servir.
voulurent la faire diable servir
Elle non eskoltet les mals conselliers
elle non écoute les mauvais conseillers

*) Bei Diez, Altromanische Glossare berichtigt und erklärt. Bonn 1865.

**) Erhalten sind die Eide in des Nithardi Historiarum Libri IV, Buch 3, cap. 5, abgedruckt in Pertz, Monumenta Germaniae historica 2, 665; Diez, Altromanische Sprachdenkmäler berichtigt und erklärt. Bonn 1846; Koschwitz, Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires. Heilbronn 1879 u. öfter; Stengel, Die ältesten französischen Sprachdenkmäler. Genauer Abdruck und Bibliographie. Marburg 1883; Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français. Leipzig 1866 u. öfter. — Vergl. Suchier, Zur Lautlehre der Straßburger Eide. Jahrbuch XIII, 383; Gröber, Die Eide von Straßburg. Jahrbuch XV, 82; G. Paris, Étude grammaticale du texte des serments de Strasbourg. Revue critique 1879 II, 247.

Qu'elle deo raneiet, chi maent sus en ciel
qu'elle Dieu reniât qui demeure (manet) haut en ciel
Ne por or ned argent ne paramenz,
ni pour or ni argent ni parure
Por manatce regiel ne preiement.
pour menace royale ni prière.

Auch metrisch ist das Gedicht interessant; es besteht aus vierzehn Verspaaren von je 10—13 Silben, welche durch männliche Assonanz mit einander verbunden sind; der in der späteren altfranzösischen Litteratur fast ausschließlich gebrauchte Zehnsilbner überwiegt schon hier, und die später öfters befolgte Sitte, ein Versganzes durch einen Sechssilbner abzuschließen, weist auch schon das Eulalia-Lied auf.*)

Neben diesem ersten unbeholfenen Versuch, nach dem Vorbilde lateinischer Hymnen in der Volkssprache zu dichten, besitzen wir aus dem zehnten Jahrhundert ein religiöses Gedicht auf die Passion Christi, welches in einfacher, naiver Sprache 516 paarweise gereimte Achtsilbner (die hier zum ersten Mal in der französischen Litteratur auftreten) dem Leiden Christi, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, der Ausgießung des Geistes, den Thaten der Apostel und ihrem Märtyrertod widmet;**) und eine ebenso sprachlich wichtige, aber gleichfalls poetisch unbedeutende Reimerei über das Leben des heiligen Leodegar, in welcher in vierzig Strophen von je sechs durch die Assonanz paarweise verbun-

*) Welche von den verschiedenen Heiligen namens Eulalia hier besungen wird, ob die von Merida oder von Barcelona oder eine andere sonst nicht erwähnte, dies zu erörtern ist nicht die Aufgabe unseres Buches; vergl. hierüber A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Litteratur im Abendlande. Leipzig 1887. Band III, 181. — Gedruckt liegt das Lied vor in: Diez, Altromanische Sprachdenkmäler berichtigt und erklärt. Bonn 1846. — Du Méril, Essai philosophique sur la formation de la langue française. Paris 1852. — Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français. Leipzig 1866 u. öfter. — Koschwitz, Les plus anciens monuments de la langue française publiés pour les cours universitaires. Heilbronn 1879 u. öfter. — Stengel, Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Marburg. Heft 11. — Mit der Metrik des Gedichtes befassen sich: W. Grimm, Zur Geschichte des Reims. Berlin 1852. S. 166. — G. Paris, Sur le mètre de la cantilène du chant de Sainte Eulalie, in „Étude sur le rôle de l'accent latin." Paris 1862. — Ten Brink, Conjectanea in historiam rei metricae Francogallicae. 1865. — Suchier, Zur Metrik der Eulalia-Sequenz. Eberts Jahrbuch XIII, 385; vergl. auch K. Bartsch, Die lateinischen Sequenzen des Mittelalters. Rostock 1868. S. 166. — Böhmer, Romanische Studien III, sucht sämtliche Zeilen auf Zehnsilbner zurückzuführen.

**) Entdeckt und herausgegeben von Champollion-Figeac, Documents historiques inédits. IV. Paris 1848. — Abgedruckt in: Diez, Zwei altromanische Gedichte, berichtigt und erläutert. Bonn 1852. 2. Aufl. 1876. — G. Paris, La Passion de Christ, texte revu sur le ms. de Clermont-Ferrand. Romania II. — In den unter dem Eulalialied erwähnten Werken von Koschwitz und Stengel. — Vergl. Diez, Zur Kritik der altromanischen Passion Christi. Eberts Jahrbuch VII, 361; C. Hofmann, Zum altromanischen Leiden Christi und Leodegar. Sitzungsberichte der bayerischen Akademie. 1867. II, 199; Lücking, Die ältesten französischen Mundarten. Berlin 1877. S. 49 (nach ihm gehört die provenzalische Färbung des Textes dem Schreiber an).

denen Versen das Leben des Bischofs von Autun, der in den Parteikämpfen seiner Zeit eine nicht unbedeutende Rolle spielte, der Teilnahme an der Ermordung des Königs Childerich III. 678 überführt und hingerichtet wurde, in kirchlicher Schönfärberei erzählt und von den sein Ende begleitenden Wundern berichtet wird.*)

Dem 11. Jahrhundert gehört an das nunmehr zu erwähnende Alexislied,**) welches einen der beliebtesten Stoffe der religiösen Poesie des Mittelalters behandelt, die Sage vom heiligen Alexis, der an seinem Hochzeitstage, von asketischer Gesinnung getrieben, seine Frau verließ, allem irdischen Prunke entsagte, nur von Almosen lebte und als Bettler unerkannt unter der Treppe des väterlichen Palastes endete. Das Gedicht beweist einen entschiedenen Fortschritt sowohl in der sprachlichen Entwickelung, als auch im poetischen Empfinden und Schildern. Es möge hier, zugleich als Sprachprobe, die Stelle stehen, in welcher der Dichter den Heiligen von seiner jungen, ihm eben angetrauten Frau Abschied nehmen läßt:

Quant li jorz passet et il fut anoitiet,***)
ço dist li pedre: „filz, quer t'en vai colchier
avoc ta spose, al comand deu del ciel.“
Ne volst li enfes son pedre corocier,
vint en la chambre od sa gentil muilier.

---

*) Vergl. Diez, Zwei altromanische Gedichte, berichtigt und erläutert. Bonn 1852 (1876). — G. Paris, La Vie de St. Léger, texte revu sur le ms. de Clermont-Ferrand. Romania I. 72. — Suchier, die Mundart des Leodegarliedes. Gröbers Zeitschrift II. 255.

**) Zuerst herausgegeben von W. Müller in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum V, 229. — C. Hofmann, Alexis. — Pariser Glossar 3692. Abdruck aus den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften. München 1868. — G. Paris et L. Pannier, La Vie de Saint Alexis, poème du XI. siècle et renouvellements des XII., XIII., XIV. siècles, publiés avec préfaces, variantes, notes et glossaire. Paris 1872. 2. éd. 1887. (Neuabdruck des Textes: Paris 1884.) — Stengel, Ausgaben und Abhandlungen. Heft 1. — Geßner, Das altfranzösische Alexiuslied, Geschichte, Versmaß, Text, sprachliche Erläuterungen desselben. Herrigs Archiv 17, 189; Brauns, Über Quelle und Entwickelung der altfranzösischen Cançun de saint Alexis, verglichen mit der provenzalischen Vita, sowie den altenglischen und mittelhochdeutschen Darstellungen. Kiel 1884.

***) In modernisiertem Französisch: Quand le jour passa et il fut anuité (la nuit fut venue) — cela dit le père: fils, donc va-t'en coucher — avec ton épouse, d'après le commandement de Dieu du ciel. — Ne voulut l'enfant son père courroucer — vint en la chambre avec sa gentille femme.

Comme (il) voit le lit, (il) regarde la pucelle (vierge) — alors il se souvient de son seigneur céleste — qu'il a plus cher que tout l'avoir terrestre — O Dieu, dit-il, quel fort péché me presse! — si tout à l'heure je ne m'enfuis, beaucoup je crains que je ne t'en perde.

Quand en la chambre ils furent tout seuls demeurés — le seigneur (danz = lat. dominus) Alexis commença à l'appeler — la vie mortelle commença à lui blâmer beaucoup — de la céleste lui montre la vérité — mais il lui tarda qu'il s'en fût allé.

Com veit le lit, esguardat la pulcele,
donc li remembret de son seinor celeste
que plus at chier que tot aveir terrestre:
„E deus,“ dist il, „com forz pechiez m'apresset!
s'or ne m'en fui, molt criem que ne t'en perde.“

Quant en la chambre furent tot sol remes,
danz Alexis la prist ad apeler;
la mortel vide li prist molt a blasmer,
de la celeste li mostret veritet;
mais lui ert tart qued il s'en fust alez.

„Oz mei, pulcele, celui tien ad espos
qui nos redenst de son sanc precios.
En icest siecle nen at parfite amor:
la vide est fraile, n'i at durable honor;
ceste ledice revert a grant tristor.“

Quant sa raison li at tote mostrede,
pois li comandet les renges de s'espede
et un anel dont il l'out esposede.
Donc en eist fors de la chambre son pedre:
en mie noit s'en fuit de la contrede.

Auch die Behandlung des Verses (Zehnsilbner mit einer Cäsur nach der vierten Silbe) verrät große Gewandheit, wie die vorstehende Textprobe zeigt.

Erwähnen wir nun noch der Vollständigkeit halber das Fragment von Valenciennes*), das Bruchstück einer halb lateinischen, halb romanischen Homilie über den Propheten Jonas, aus dem Ende des neunten Jahrhunderts; den Sponsus**) oder das Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen, als ersten dramatischen Versuch, auf welchen wir noch werden zurückzukommen haben, aus dem Anfang des elften Jahrhunderts; das Bruchstück eines Gedichtes über das Leben und die Thaten Alexanders des Großen von

---

Ouïs-moi (= écoute-moi), pucelle, celui tiens pour époux — qui nous sauva (redenst = fut rédempteur) par son sang précieux. — En ce siècle (il) n'y a pas parfait amour — la vie est frêle (fragile), (il) n'y a pas honneur durable — cette joie (ledice = lat. laetitia) se tourne en grande tristesse.

Quand sa raison lui a toute montrée — puis lui commande (demande) la ceinture de son épée — et un anneau par lequel il l'eut épousée. — Alors il sort fors de la chambre de son père — à la minuit (au milieu de la nuit) il s'enfuit de la contrée.

*) Vergl. Littré, Histoire de la langue française II, 307; Abdruck bei Koschwitz und bei Stengel a. a. O.

**) Théâtre français au moyen âge, p. p. Monmerqué et Michel. Paris 1874. S. 3 ff.; Koschwitz und Stengel a. a. O.; Böhmer in Romanische Studien IV, 99.

Alberich von Besançon*) in achtsilbigen, meist gereimten Versen, aus dem elften Jahrhundert, wichtig als Quelle des deutschen Alexanderliedes des Pfaffen Lamprecht; das Bruchstück eines alten Heldengedichtes von Gormond und Isembart**), in assonierenden Achtsilbnern; das Bruchstück einer allegorischen Bearbeitung des hohen Liedes***) aus derselben Zeit; die Epistel vom heiligen Stephanus†), eine Darstellung des Märtyrertodes des Heiligen in der Volkssprache, welche in die Verlesung der Epistel in liturgischer Form eingeschaltet wurde (sogenannte Epître farcie), zwölf Strophen von je fünf vorwiegend durch den Reim verbundenen Zehnsilbnern umfassend, aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts; aus derselben Zeit die älteste Reimpredigt††) in Strophen von sechs Fünfsilbnern, in welchen zum ersten Male der Reim sich vollkommen und rein durchgeführt findet, eine scharfe Strafpredigt gegen die Reichen und Trost für die Armen enthaltend; — fügen wir ferner hinzu, daß wir aus dem zwölften Jahrhundert zwei Psalmenübersetzungen haben, die sogenannte Oxforder und Cambridger†††), sowie eine Übersetzung der Bücher der Könige°) und der Predigten Gregors über Ezechiel°°) — führen wir schließlich an, daß eine aus dem elften Jahrhundert datierende Sammlung der Gesetze Wilhelms des Eroberers°°°)

*) Herausgegeben von P. Heyse, Romanische Inedita. Berlin 1856; Abdruck bei Stengel a. a. O.; Flechtner, Die Sprache des Alexanderfragments. Straßburg 1882; A. Schmidt, Über das Alexanderlied des Alberich von Besançon und sein Verhältnis zur antiken Überlieferung. Bonn 1886.

**) Herausgegeben von Scheler, in Bibliophile belge. X. Bruxelles 1876; von Heiligbrodt, Fragments de Gormont et Isembart, Text nebst Einleitung, Anmerkungen und vollständigem Wortindex. Rom. Studien III, 501; vergl. Heiligbrodt, Zur Sage von Gormont und Isembart. Rom. Studien IV, 119.

***) Herausgegeben von G. Paris in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur VI, 365 ff.; von Stengel a. a. O.

†) Herausgegeben von G. Paris in Eberts Jahrb. IV, 311; von Stengel, a. a. O.

††) Herausgegeben von Suchier in Band I der Bibliotheca normannica. Halle 1878.

†††) Libri Psalmorum versio antiqua gallica e codice manuscripto, in bibliotheca Bodleiana asservato, una cum versione metrica aliisque monumentis pervetustis, nunc primum descripsit et edidit Fr. Michel. Oxford 1860; vergl. Harseim, Vokalismus und Consonantismus im Oxforder Psalter. Rom. Studien IV, 273; Meister, Die Flexion im Oxforder Psalter. Halle 1877. — Le Livre des Psaumes, ancienne traduction française, publ. p. l. pr. fois d'après le ms. de Cambridge et de Paris, par Fr. Michel. Paris 1876; Dreyer, Der Lautstand im Cambridger Psalter. Greifswald; Fichte, Die Flexion im Cambridger Psalter. Halle 1879.

°) Le Roux de Lincy, Les quatre livres des Rois, traduits en français du XII. siècle, suivis d'un fragment de moralité sur Job, et d'un choix de sermons de St. Bernard. Paris 1841; Merwart, Die Verbalflexion in den Quatre livres des Rois. Marburg a. D. 1878; W. Förster, Zu Quatre livres des Rois. Gröbers Zeitschrift I, 106.

°°) C. Hofmann, Altburgundische Übersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel, aus der Berner Handschrift. München 1881.

°°°) Die Gesetze der Angelsachsen, herausgegeben von R. Schmid. Leipzig 1832 (1858); Die Gesetze Wilhelms des Eroberers, altfranzösisch, herausgegeben von F. Hotzel. Eisenach 1859.

erhalten ist, so haben wir die ältesten französischen Litteraturdenkmäler namhaft gemacht, können uns aber ein näheres Eingehen auf dieselben ersparen, da sie zwar für den Philologen von größtem Werte sind, für die eigentliche Litteraturgeschichte jedoch nur historisches Interesse haben.

Die soeben angeführten Schriftstücke aus dem zehnten und elften Jahrhundert weisen alle ein ziemlich einheitliches Gepräge der Sprache auf; doch finden sich auch in ihnen schon hin und wieder Nuancen in der Behandlung des Lautbestandes des Vulgärlateins, je nachdem dasselbe von südlich, westlich, nördlich oder östlich wohnenden Völkerschaften gesprochen wurde. Diese Unterschiede nehmen nun vom elften bis dreizehnten Jahrhundert noch in erhöhtem Maße zu und verleihen dem mittelalterlichen Französisch sein buntes, auf den ersten Anblick verwirrendes Aussehen. Gefördert wurde die Spaltung innerhalb der Sprache durch den Umstand, daß es damals keine Metropole gab, welche dem ganzen Lande die Regeln der guten Sprache diktieren und mit ihrem Beispiel vorangehen konnte. Denn nachdem das Feudalsystem die Herrschaft der Römer gebrochen und die Macht der Karolinger vernichtet hatte, zerstückelte es Gallien in eine Menge von lokalen Fürstentümern, jedes mit seiner Hauptstadt, jedes mit besonderen Gesetzen, Sitten, Gebräuchen und mit besonderer Sprache. Im Laufe der Zeit machten sich nun vier Hauptmundarten geltend: das Normannische (das Franco-Normannische in der Normandie und das Anglo-Normannische in England), das Picardische, das Burgundische (mit dem ziemlich selbständig sich entwickelnden Lothringischen) und das sogenannte Französische, das in Centralfrankreich und einem Teile der Champagne gesprochen wurde. Man beachte, daß das „Französisch" mithin ursprünglich nur ein Dialekt war, im Gebrauch im Mittelpunkt des Dreiecks, das jene anderen Provinzen, die Normandie, die Picardie und Burgund, bildeten. Diese vier Mundarten, gleich an Macht und Einfluß, zeigten so bedeutende Unterschiede unter einander, daß sie die Aufmerksamkeit der Fremden erregten. So führt sie Roger Bacon 1240 in seinem Opus majus an, um an ihnen zu zeigen, was Dialekte einer Sprache sind (nam et idiomata ejusdem linguae variantur apud diversos, sicut patet de lingua gallicana, quae apud Gallicos et Picardos et Normannos et Burgundos multiplici variatur idiomate). Wie aber bei den griechischen Dialekten, dem ionischen, äolischen, attischen, dorischen, so bezogen sich die mundartlichen Unterschiede im Französischen nicht auf die Syntax, sondern nur auf die Form der Wörter: so wurde z. B. das lateinische amabam in Burgund ameve, in der Normandie amoue, in Isle de France amoie; in der Picardie sagte man Franche, merchi, fache, cacher für France, merci, fasse, chasser; in der Normandie liebte man die dunklen Laute in ure, honur, doloruse für heure, honeur, douloureuse u. s. w.*)

*) Es ist hier nicht der Ort, auf die Dialekte näher einzugehen, zumal die Durchforschung derselben noch durchaus nicht beendet ist; doch mögen einige wichtige, hierher

Das Französische des zwölften Jahrhunderts ist also durchaus verschieden von dem heutigen; während jetzt allen Schriftstellern eine und dieselbe Sprache sich als Ausdrucksmittel darbietet, nehmen wir zur Zeit Philipp Augusts vier verschiedene, offizielle, an Wichtigkeit gleiche Sprachen wahr, von denen jede in ihrer Provinz unumschränkte Herrschaft übt. Wie ist es nun gekommen, daß diese vier Sprachen sich ihrer Separat-Herrschaft begaben, und daß der Dialekt von Isle-de-France als gemeinsame Sprache adoptiert wurde, und nicht der normannische oder burgundische?

Dadurch, daß das Feudalsystem Frankreich zerstückelte, hatte es, infolge der politischen Unabhängigkeit der Provinzen, ihnen auch ihre sprachliche und litterarische Unabhängigkeit erhalten; aber es liegt auf der Hand, daß von dem Tage ab, wo das Feudalsystem verschwand und einer einheitlichen, zentralen Monarchie Platz machte, die Dialekte mit in den Sturz der feudalen Einrichtungen verwickelt wurden, und daß eine gemeinsame, einheitliche Sprache an ihre Stelle trat; und ferner, daß als Muster dieser gemeinsamen Sprache der Dialekt derjenigen Provinz genommen wurde, welche ihre Nachbarinnen unterjochte und nunmehr ganz Frankreich Gesetze vorschrieb.

Diese Erhebung der einen Mundart über die anderen mußte also von politischen Ereignissen abhängen: die Machtstellung Hugo Capets, des Herzogs von Isle-de-France, entschied darüber und machte Paris zum Mittelpunkt, zur Hauptstadt des ganzen Landes. Im elften und zwölften Jahrhundert erstreckte sich der Einfluß der Capetinger allein auf ihre Besitzung; die Dialekte stehen in voller Blüte und genießen unbestrittene Gleichberechtigung. Vom dreizehnten Jahrhundert ab wächst die Macht der Grafen von Isle-de-France und parallel damit der Einfluß der in ihrem Land gesprochenen Mundart. Zunächst wurden die offiziellen Erlasse und die Urkunden in „französischer“ Sprache verfaßt; ihnen folgen alsbald die litterarischen Erzeugnisse, und bald ist „Französisch“ die Sprache der Leute von Stand. Das Volk freilich hielt zäh an seinen dialektischen Eigentümlichkeiten fest, und ein aufmerksames Ohr kann sie noch heute in den verschiedenen Patois wahrnehmen.

Aber der schließliche Triumph des Französischen über die benachbarten Dialekte wurde nicht ohne Kampf erkauft, und noch im Niedersinken brachten die Besiegten der Siegerin mehr als eine Wunde bei; das erhellt daraus, daß eine Menge Formen sich in das Französische hineinschmuggelten, die seinem Wesen

---

gehörende Schriften genannt werden: Fallot, Recherches sur les formes grammaticales de la langue française et de ses dialectes au XIII. siècle. Paris 1839. — Diez, Grammatik der romanischen Sprachen. I^4, 124. — Burguy, Grammaire de la langue d'oïl. 3. éd. Berlin 1883. — G. Paris in seiner Ausgabe des Alexisliedes. — Lücking, Die ältesten französischen Mundarten, eine sprachgeschichtliche Untersuchung. Berlin 1877. — G. Körting, Encyclopädie. III. S. 88 ff., woselbst sich auch ein Verzeichnis der zahlreichen Spezialuntersuchungen findet. — Gröber, Grundriß I, 600 ff. — Schwan, Grammatik des Altfranzösischen. Leipzig 1888.

eigentlich fremd waren. Man bemerkt noch heut im Französischen eine ganze Anzahl von Doppelbildungen, welche in den eben geschilderten Vorgängen ihren Grund haben; so steht neben dem französischen champ, charte, châsse, château das picardische camp, carte, caisse, castel, allerdings mit etwas modifizierter Bedeutung; fleurir neben florir, grincer neben grincher, charger neben carguer, laisser neben lâcher, plier neben ployer u. s. w.

Es würde zu weit gehen und liegt außerhalb des Rahmens einer Litteraturgeschichte, hier ein vollständiges Bild des Altfranzösischen in Bezug auf seine Formenlehre zu entwerfen und Vergleiche mit dem Neufranzösischen anzustellen.*) Nur ein charakteristisches Merkmal sei hier hervorgehoben. Bekanntlich sind in der heutigen Sprache der Nominativ und der Akkusativ der Substantiva gleich; eine eigentliche Deklination existiert nicht, Genitiv und Dativ werden mit Hilfe von Präpositionen gebildet. Das Altfranzösische aber besaß noch Reste einer Deklination; da der Nominativ in der Muttersprache murus hieß, so entstand daraus im Altfranzösischen li murs, und aus dem Akkusativ murum — le mur; aus dem Nom. Plur. muri — li mur, aus muros — les murs; Nom. Sing. und Akk. Plur. stimmten also überein, Akk. Sing. und Nom. Plur. desgleichen (man beachte den ähnlichen Vorgang bei dem Übergang vom lat. ille, illum, illi, illos zum Artikel li, le, li, les). Da das Altfranzösische auf diese Weise die Kasus unterschied, so war auch die Wortstellung viel freier; man konnte den Satz: der Sohn ruft den Vater zwiefach übersetzen, entweder li filz apele le pere, oder le pere apele li filz, während heute, wo die Kasusunterschiede fortgefallen sind, nur eine Stellung möglich ist: le fils appelle le père. Welch ein Schritt von den sechs Kasus des Lateinischen zu dem einen des modernen Französischen!

Noch andere Wandlungen sollte die französische Sprache durchzumachen haben, ehe sie sich zu der Reinheit des klassischen Zeitalters Ludwigs XIV. emporarbeitete, aber keine derselben läßt sich an Wichtigkeit mit dem oben beschriebenen Ringen der Dialekte und dem Siege der Mundart von Isle-de-France vergleichen. Von diesen weiteren Einflüssen, denen die Sprache ausgesetzt war, wird am passenden Orte die Rede sein; wir hätten uns nunmehr zur Betrachtung der reichen Litteratur zu wenden, welche Frankreich im elften bis vierzehnten Jahrhundert erzeugte, einer Litteratur, die an Reichhaltigkeit, Mannigfaltigkeit, Vielseitigkeit und Formvollendung einzig im Mittelalter dasteht und vielfach befruchtend auf die Litteratur der Nachbarvölker eingewirkt hat. Vorerst jedoch müssen wir einen Blick auf Südfrankreich werfen, wo sich, abgesondert vom Norden, eine eigenartige, glanzvolle, aber kurzlebige Litteratur entwickelt hatte, die das wenige, das sie ihrer nördlichen Schwester entlehnte, mit hohen Zinsen zurückzahlte, und deren Kenntnis für das richtige Verständnis der altfranzösischen Litteratur nicht zu unterschätzen ist.

*) Vergl. hierzu Brachet, Grammaire historique, die auch bei den vorstehenden Erörterungen zu Grunde gelegt worden ist.

Kapitel II.

Geschichte der Provenzalischen Litteratur.*)

Kurz vor dem zweiten punischen Kriege waren die Römer mit der südlichen Küste von Frankreich bekannt geworden und hatten sich, bald nachdem das Waffenglück für sie entschieden hatte, und der gefährlichste Gegner der aufblühenden jungen Macht gedemütigt zu ihren Füßen lag, jenes Länderstriches bis an die Pyrenäen hin bemächtigt. Sie nannten diesen römisch gewordenen Teil Galliens jenseits der Alpen vorzugsweise die Provinz, eine Benennung, die bestehen blieb, selbst nachdem Cäsar das übrige Gallien erobert hatte, bis der Sturm der Völkerwanderung nicht nur die bestehenden Verhältnisse, sondern auch die Namen hinwegfegte. Erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts gewann der Ausdruck Provincia oder Provence wieder politische Bedeutung, als der Karolinger Lothar für seinen Sohn Karl ein Königreich Provence stiftete, das außer der heutigen Provence noch verschiedene angrenzende Gebiete umfaßte. Der neu erwählte König starb jedoch sehr früh, und so ernannte Karl der Kahle den Grafen Boso von Autun zum Statthalter. Dieser wußte sich im Jahre 879 der französischen Oberherrschaft zu entziehen, indem er sich zum selbständigen König machte und der Stifter des arelatischen Königreichs wurde

---

*) Fauriel, Histoire de la poésie provençale. Paris 1846—48. 3 Bände.
K. Bartsch, Grundriß zur Geschichte der provenzalischen Litteratur. Elberfeld 1872.
Diez, Die Poesie der Troubadours. Zwickau 1826; 2. Auflage besorgt von K. Bartsch. Leipzig 1883; Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829; 2. Auflage besorgt von K. Bartsch. Leipzig 1882.
Mary-Lafon, Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France depuis les Temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Paris 1845, neue Auflage 1882. 4 Bände.
Bayle, La poésie provençale au moyen âge. Aix 1876.
Brinkmeier, Die provenzalischen Troubadours nach ihrer Sprache, bürgerlichen Stellung, ihrem Leben und Wirken dargestellt. Halle 1844; Die provenzalischen Troubadours als lyrische und politische Dichter. Göttingen 1882.
Mahn, Die Biographien der Troubadours in provenzalischer Sprache. 2. Aufl. Berlin 1878.
O. Schultz, Zu den Lebensverhältnissen einiger Troubadours. Gröbers Zeitschrift IX, 116.
Raynouard, Choix des poésies originales des troubadours. Paris 1816—21. 6 Bände; Lexique de la langue des troubadours. Paris 1838—44. 6 Bände.
Rochegude, Le Parnasse occitanien ou choix des poésies originales des troubadours. Toulouse 1819.
Mahn, Die Werke der Troubadours. Berlin 1846—85. 4 Bände; Gedichte der Troubadours. Berlin 1856—73. 4 Bände.
K. Bartsch, Provenzalisches Lesebuch. Elberfeld 1855; Chrestomathie provençale. Elberfeld. 1868 und öfter.
Andere Werke werden an den betreffenden Stellen angeführt werden.

(so genannt von der Hauptstadt Arles), welches die Provence, die Dauphiné, das Lyonnais, die Freigrafschaft Burgund, einen Teil der französischen Schweiz und einen kleinen Strich von Languedoc umfaßte. Das Bedürfnis, sich den Beistand der Geistlichkeit und der großen Vasallen zu sichern und die persönliche Schwäche von Bosos Nachfolgern ließen hier bald nur noch den leeren Titel des königlichen Ansehens bestehen. Es bildeten sich eine Menge unabhängiger Gebiete, und die Vereinigung Burgunds mit dem deutschen Reiche (nach Rudolfs III., des letzten Königs von Burgund, im Jahre 1032 erfolgtem Tode) blieb sonach fast ohne Einfluß auf die inneren Verhältnisse des Landes. Auch der Südwesten Frankreichs, das alte Aquitanien, entzog sich fast gänzlich dem Einflusse der kapetingischen Könige, deren Reich nur das Artois, die Picardie, Isle de France, die Champagne, Orléannais, Maine, Anjou, Touraine, Berry, Nivernois, Bourbonnais, Auvergne umfaßte. Von der Loire bis zu den Pyrenäen herrschten die Grafen von Poitou, die von Aquitanien und die von Toulouse in beinahe vollständiger Unabhängigkeit. Nach dem Tode des Grafen Gillibert von der Provence (1092) vergrößerte dessen Gebiet die Besitzungen dieser letztern und die der Grafen von Barcelona. Raimund Berengar III., Graf von Barcelona, vermählte sich 1112 mit Douce, der jüngeren Tochter Gilliberts, dessen ältere Tochter Faidide den Grafen von Toulouse geheiratet hatte — und von da ab bildeten die vereinigten Gebiete Berengars auf beiden Seiten der Pyrenäen unter dem Namen der Provence ein blühendes Reich. — So begünstigten schon die politischen Verhältnisse eine Sonderung zwischen dem nördlichen und südlichen Frankreich. Aber diese äußeren Umstände haben nur den Trennungskeim entwickelt, welchen Natur und Geschichte längst in die beiden Nationalitäten gelegt hatten. Die römische Civilisation war von jeher im Süden Galliens fester begründet als in den nördlichen Provinzen dieses Landes. Die Städte waren dort zahlreicher und wohlhabender, die Bevölkerung dichter, das Land besser angebaut, römische Sprachen und Sitten hatten die keltische und iberische Nationalität vollständiger umgewandelt. Sodann, während der Stürme der Völkerwanderung, hatte Südfrankreich das Glück, dem gelehrigsten und civilisiertesten der germanischen Stämme zuzufallen. Unter allen Germanen nahmen die Westgoten zuerst das Christentum an und achteten am meisten die geistige Überlegenheit der unterworfenen Römer. Und später, vom achten bis zehnten Jahrhundert, empfand Südfrankreich in erster Linie den Einfluß der spanischen Araber, welche damals an Bildung das ganze Abendland übertrafen. So ist es natürlich, daß das Chaos des werdenden Mittelalters sich dort eher entwirrte, als in dem nördlichen Gallien, wo die germanischen Einflüsse sich bis ins zehnte Jahrhundert fortsetzten. In der That ist die provenzalische Sprache*) und Bildung die erste vollendete Schöpfung

*) Man nannte sie die langue d'oc nach der in dieser Sprache üblichen Form der Bejahung oc (lat. hoc) zum Unterschiede von der langue d'oïl, deren Gebiet nördlich von der Loire anfing oder genauer gesagt nördlich von einer Linie, welche am Nord-

des modernen Genius. In dem reichen, wohlklingenden Idiom dieser südfranzösischen Sprache gab sich der erste Aufschwung des weltlichen, nationalen Geistes im Mittelalter kund, nachdem fünf Jahrhunderte hindurch die Dogmen der Kirche und die von den getrübten Erinnerungen des Altertums zehrende Schulgelehrsamkeit das geistige Leben der Völker völlig beherrscht und vertreten hatte. Die provenzalische Litteratur in ihren Haupterscheinungen vorzuführen soll der Gegenstand und die Aufgabe dieses Kapitels sein.

Wie bei allen Völkern, so ist auch bei den Provenzalen die älteste Poesie die epische. Wenn je Faktoren zusammentraten, um das Epos zu fördern und eine volkstümliche Dichtung zu erzeugen, so war dies in Südfrankreich der Fall; die germanischen Stämme, Westgoten, Alanen, Sueven, Burgunder, welche in dem von der Natur mit allen Reizen des Südens ausgestatteten Lande ihren Aufenthalt nahmen, gaben zwar mit ihrer Sprache auch ihre germanischen epischen Stoffe auf; aber die Kriege der Christenheit gegen die im achten Jahrhundert von Spanien her vordringenden Araber, das glanzvolle Zurückwerfen der maurischen Horden durch Karl Martell, der Kampf Karls des Großen gegen die Sarazenen Spaniens und Rolands Heldentod bei Roncesvalles, die Kämpfe der südfranzösischen Vasallen gegen ihren Lehnsherrn — das waren Stoffe, würdig genug, um Gegenstand der Volksdichtung zu werden. Man darf wohl annehmen, daß im zehnten und elften Jahrhundert eine reiche epische Poesie bei den Provenzalen bestanden hat, wenigstens darf man auf ihr Vorhandensein aus den zahlreichen Anspielungen späterer Dichter*) schließen, aber erhalten ist von ihr so gut wie nichts. Sie gelangte, von den Geistlichen, den einzigen Trägern der Bildung, verachtet, nicht zur Aufzeichnung und ging in dem gewaltigen Strom der nordfranzösischen Epik, welche um diese Zeit die ganze gebildete Welt zu überfluten anfing, unter. Auch sahen die provenzalischen Dichter bald ein, daß sie ihren nördlichen Kunstgenossen auf diesem Gebiete nicht gewachsen waren und beschränkten sich wohlweislich auf die ihnen besser zusagende lyrische und didaktische Dichtung. Nur ein Volksepos im wahren Sinne des Worts hat sich erhalten, der Girart de Rossilho**), in der uns erhaltenen Redaktion allerdings aus späterer Zeit, dem zwölften Jahrhundert stammend, ein Heldengedicht, ausgezeichnet durch edle Ein-

---

rand von Dauphiné, Auvergne, Limousin und Perigord hinläuft, und wo man die Bejahungspartikel oïl (lat. hoc ille), das moderne oui, brauchte. Andere, aus dem Mittelalter stammende Bezeichnungen der provenzalischen Sprache sind: lengua romana oder romans, d. h. Volkssprache im Gegensatz zur Gelehrtensprache, dem Latein; auch limousinisch (lemosi) nach der Provinz, in welcher Provenzalisch am reinsten gesprochen wurde. Aus neuerer Zeit datiert die Benennung occitanisch, von dem mittellateinischen Occitania (Land der Oc-Sprache, von oc und citare) gebildet.

*) Fauriel, III, 453—515. — G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865. S. 79—91.

**) Herausgegeben von C. Hofmann, Berlin 1855—1857, von Fr. Michel, Paris 1856. — Lexique roman I, 174—224; Histoire littéraire XXII, 167—180; übersetzt von Paul Meyer, Paris 1884.

fachheit, durch gedrungene Darstellung, durch einfache, aber markige Sprache, eine „wahre Perle im Kranze der epischen Dichtung Frankreichs“ (Bartsch, Grundriß).

Das Gedicht hat zum Gegenstand die Kämpfe Girarts mit Karl dem Kahlen, welchen der Dichter beständig mit Karl Martell verwechselt — eine Personenvertauschung, der wir noch oft in der altfranzösischen Epik begegnen werden. Nach dem Tode Lothars war die Provence, wie bereits angedeutet wurde, zu einem besonderen Königreich erhoben worden für Karl, den jüngsten Sohn des Kaisers. Dieser Karl war ein schwaches, fast blödsinniges Kind, für den ein geschickter und thatkräftiger Vormund eintreten mußte. Man gab ihm einen solchen in der Person Girarts, des Grafen von Burgund, der nunmehr seinen Sitz von Schloß Roussillon, bei Châtillon-sur-Seine, nach Vienne verlegte und bald unumschränktes, aber wohl verdientes Ansehen erwarb. Aber Karl dem Kahlen war er ein Dorn im Auge; einerseits empfand er die stets wachsende Macht des Mannes, der einst sich feindlich ihm entgegenzustellen gewagt hatte, sehr bitter, andererseits begehrte er das schöne Land der Provence, und so benutzte er jede Gelegenheit, um mit seinen Scharen über den Grafen herzufallen. Die Kämpfe hatten meist einen glücklichen Ausgang für Girart, aber schließlich gewann doch der königliche Thronräuber die Oberhand; im Jahre 869 fiel er mit bedeutend überlegenen Streitkräften in die Provence ein und zwang Girart, nach tapferer Verteidigung, das Land zu verlassen; derselbe zog sich nach Burgund in sein Schloß Roussillon zurück und ist dort im Jahre 879 gestorben. Dies ist der historische Hintergrund, den der (unbekannte) provenzalische Dichter für sein Werk benutzt hat.

Das Epos beginnt (oder besser gesagt: begann, denn die Anfangsverse sind verloren gegangen) mit der Schilderung der Doppelhochzeit der beiden Helden, Karl und Girart; sie heiraten zwei Schwestern, Töchter des Kaisers von Konstantinopel. Während aber Girart sich mit Berta verbindet, gehört sein Herz deren Schwester Elisant, welche dem Könige ihre Hand reicht; er hat jedoch sein eigenes Glück geopfert, um die Geliebte auf dem Königsthron zu sehen. Als es nach den Festlichkeiten zum Abschiednehmen kommt, reicht ihm die Fürstin einen Ring, als Pfand einer geistigen Ehe, mit dem Versprechen, wenn er einst ihrer Hilfe bedürfen sollte, nach Kräften für ihn einzustehen. Die kulturhistorisch interessante Stelle möge hier stehen, zugleich als Textprobe:

Lendema se partiron engal lo jorn.
Girartz trais la reina sotz un aubor,
Ab sei menet dos comtes lhui e sa sor.
„Quem diretz vos, molher d'emperador,
D'aques camge c'ai fah de vos a lor?
Be sai que m'en tenetz per sordeior.“
— „Senher, mas de gran pretz e de valor.

Vos m'avetz fah reina, e ma seror
Avetz preza a molher per mi' amor.
Bertalai e Gervay, vos dois comtor,
Vos m'en siastz ostatge e lhui auctor,
E vos, ma cara sor, ma confessor,
E sobre tot Jesu lo redemtor,
Qu' eieu do ab est anel al duc m'amor,
E lhi don de mon oscle l'auriaflor,
Que mai l'am que mon paire ni mo senhor.
Al so partir nom pot mudar nom plor."

(Am folgenden Tage reisten sie ab mit Tagesanbruch — Girart zog die Königin unter einen Wasserholunder — mit sich führte sie zwei Grafen, ihn und ihre Schwester — Was werdet Ihr mir sagen, Frau des Kaisers — von diesem Tausch, den ich ihnen in bezug auf Euch gemacht habe? — Wohl weiß ich, daß Ihr mich deshalb für schlechter haltet. — Herr, im Gegenteil, (für einen Mann) von großem Wert und Verdienst. — Ihr habt mich zur Königin gemacht, und meine Schwester — habt Ihr genommen zur Frau aus Liebe zu mir. — Bertalai und Gervay, ihr beiden Comture — Ihr seid mir dafür Geiseln und er Gewährsmann — und Ihr, meine teure Schwester, meine Vertraute — und vor allem Jesus, der Erlöser — daß ich gebe mit diesem Ring dem Herzog meine Liebe — und ihm gebe von meinem Brautgeschenk die Goldblume (die vom Papst übersandte) — daß mehr ich ihn liebe als meinen Vater und meinen Herrn (Gatten) — bei seinem Scheiden kann ich nicht umhin, zu weinen.)

Bald brechen Feindseligkeiten zwischen Karl und Girart aus. Als der König einst von einem Jagdzug aus den Ardennen zurückkehrt, lagert er sich bei Schloß Roussillon und begehrt die Feste von Girart, da sie für einen Vasallen zu schön sei. Letzterer antwortet verächtlich, und man greift zu den Waffen. Lange hätte der Graf mit seiner Handvoll Getreuen den Mannen Karls getrotzt, wenn sich nicht ein Verräter gefunden hätte, der in einer Nacht das Schloß den Feinden auslieferte; Girart und seine Frau retten sich mit knapper Not und eilen nach Avignon, um Truppen zusammenzuziehen. Ein Gleiches thut Karl. Die erste Schlacht, bei Peira Nauza, fällt günstig für den Vasall aus, er gewinnt sie und damit auch zugleich sein Schloß Roussillon. Aber keineswegs stolz und hochmütig gemacht durch diesen Sieg, schickt er selbst eine Gesandtschaft an Karl nach Orleans mit Friedensvorschlägen; der Kaiser indessen weist jede Vermittelung unwirsch zurück und denkt nur an Rache. In der Ebene von Valbeton kommt es zu einer zweiten Schlacht, schrecklicher und blutiger als die erste; die Nacht bricht herein, ohne daß eine von beiden Parteien sich eines Vorteils rühmen könnte — da bezeugt der Himmel selbst seinen Abscheu vor dem Zwiste zwischen Leuten derselben Nation und desselben Glaubens: aus den

Fahnen Karls schießen Flammen empor, welche sie zu verzehren scheinen, während von denen Girarts glühende Kohlen zur Erde fallen. Da werden auch die Tapfersten mutlos, und von neuem werden Unterhandlungen angeknüpft. Diesmal macht Girart Schwierigkeiten; erst auf das Bitten seines zu Tode verwundeten Oheims Odilon, der sterbend zu Frieden und Verzeihung rät, kommt eine Versöhnung zu stande; doch stellt er die Bedingung, daß der Herzog Terric, sein erbitterter Gegner, unter dessen Streichen Odilon und Girarts Vater Dragon gefallen waren, auf fünf Jahre in die Verbannung geht. Dieser, eine prächtig gezeichnete Heldengestalt, hört nicht sobald von der Bedingung, unter der allein der Frieden geschlossen werden soll, als er freiwillig sich in das Exil begiebt, seine Kinder im Dienste seines königlichen Herrn zurücklassend.

Fünf Jahre nun lebt Girart im besten Einvernehmen mit Karl, und dieser schätzt ihn hoch als trefflichen Ratgeber und treuen Vasall. Als aber nach Ablauf dieser Zeit Terric in seine Heimat zurückkehrt und bald darauf als Opfer einer Verschwörung fällt, welche der rachesüchtige Sohn Odilons gegen ihn angezettelt hatte, beginnt das Mißtrauen sich wieder zu regen. Karl beschuldigt Girart als Urheber von Terrics Tod; es kommt zu neuen Kämpfen, und Girart muß, vom Kriegsglück diesmal gänzlich verlassen, auf unwegsamen Pfaden und in Verkleidung flüchten. Lange Jahre des Elends brechen jetzt über ihn hinein; sein einziger Trost und seine Stütze ist sein treues Weib Berta, welche, vom Dichter als ein Muster einer christlichen Gattin geschildert, alle Mühsale der Verbannung mit ihm trägt und seinen sinkenden Mut stets neu zu beleben weiß; sie erwirbt den notwendigen Lebensunterhalt als Schneiderin, während er eines Kohlenbrenners Gehilfe wird.

Eines Tages veranstalten die Herren und Ritter der Gegend ein glanzvolles Turnier; die ganze Bevölkerung strömt zusammen, um die seltene Augenweide zu genießen, und auch Girart und Berta befinden sich unter der Volksmenge. Da wird die Erinnerung an alte Zeiten mächtig wach in ihnen, wo er als der erste unter allen den Tapferen den Preis davontrug, und sie, unter den vornehmsten Damen sitzend, sich seines Triumphes freute, und unter Thränen werden sie erst jetzt sich recht ihres Elends bewußt. Sie fassen den Entschluß, nach der Heimat zurückzukehren, in der Hoffnung, daß es der Königin gelingen werde, ihres Gemahls Verzeihung zu erlangen. Und sie haben sich nicht getäuscht; Elisant ist ihrer Liebe zu Girart treu geblieben, und als man ihr den Ring bringt, den sie einst beim Abschied ihm gegeben, und sie ihn dann selbst, elend und hilfsbedürftig, ein trauriges Abbild des glanzvollen Helden früherer Zeiten, wiedersieht, verspricht sie unter heißen Thränen der Wehmut ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um seine Begnadigung bei dem Könige auszuwirken. Ihre Bitten finden Erhörung, und Girart verbringt seinen Lebensabend auf seinem Schlosse Roussillon, Übungen der Frömmigkeit obliegend und zahlreiche Klöster stiftend. — Das Gedicht ist in assonierenden Tiraden verfaßt, welche

aus zehnsilbigen, nach der sechsten Silbe eine Cäsur aufweisenden Versen bestehen.*)

Karl den Großen und seine Paladine hat zum Gegenstand ein anderes provenzalisches Epos, Ferabras, das aber nur die Übersetzung eines altfranzösischen Gedichtes ist und deshalb hier nicht weiter besprochen werden soll.**) Es wird bei Gelegenheit der altfranzösischen Epik eingehende Berücksichtigung finden.

In der epischen Form verfaßt, aber als eine Reimchronik zu bezeichnen ist eine Darstellung des Albigenserkrieges (cansos de la crozada contrels eretges d'Albeges***) aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; das in Tiraden von gereimten Zwölfsilbnern mit einem Sechssilbner als Schlußvers verfaßte, langatmige Werk rührt von zwei Dichtern her, von denen der erste, Guillem de Tudela, auf kirchlichem Standpunkt stehend, in dem Kriege ein Gott wohlgefälliges Werk und in Simon von Montfort einen Gottesstreiter sieht, während der zweite und unbekannte†) sich auf die Seite der Verfolgten stellt und den Kreuzzug und seinen Anführer als verbrecherisch verdammt. Das die Zeit von 1208—1219 (also nicht den ganzen Albigenserkrieg) umfassende Gedicht enthält viele historisch wertvolle Stellen und ist eine reiche Fundgrube für unsere Kenntnis mittelalterlicher municipaler Institutionen; poetisch ist es ziemlich unbedeutend.

Von noch geringerem Interesse ist die gereimte Schilderung des Navarrischen Krieges durch Guillem Anelier (1277); liegt der Stoff schon an und für sich fern, so ermangelt auch die Darstellung jeglichen poetischen Reizes und tritt, da ihr selbst die karg bemessene Lebendigkeit der Schilderung,

---

*) Nichts mit dem provenzalischen Gedichte gemein hat eine aus dem 14. Jahrhundert stammende, in paarweis gereimten Alexandrinern abgefaßte altfranzösische Darstellung, welche vielmehr auf eine lateinische Chronik zurückgeht (Le Roman en vers du très excellent, puissant et noble homme Girart de Roussillon, p. p. Mignard. Paris 1858).

**) Herausgegeben von J. Bekker, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1829; vergl. Lexique Roman I, 290—314; Histoire litt. XXII, 190—212. Daß eine Übersetzung vorliegt, erweisen die Assonanzen, da der Verfasser in derselben Tirade Wörter auf ar mit solchen auf ier zusammenstellt, aus dem Grunde, weil einige französische Wörter auf ier im Provenzalischen ar aufweisen, andere aber im Provenzalischen gleichfalls ier haben. Wäre das Gedicht Original, so würde die ganze Tirade auf ar assonieren müssen.

***) Herausgegeben von Fauriel, Histoire de la croisade contre les hérétiques albigeois, écrite en vers provençaux. Paris 1837; vergl. Lexique Roman I, 225—289; Histoire litt. XXII, 240—258.

†) Man vermutet Guillem Anelier von Toulouse als Verfasser, vergl. R. Diehl, Guillem Anelier von Toulouse als Dichter des 2. Teils der Albigenserchronik. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. Heft 36) und L. Kraack, Über die Entstehung und die Dichter der chanson de la Croisade contre les Albigeois (ebenda. Heft 15).

die einzelne Partien des Albigenserkrieges auszeichnet, fehlt, hinter die jenes Machwerks noch bedeutend zurück.*)

Nicht reichere Blüten als das volkstümliche zeitigte das höfische Epos im Land den Provenzalen; wohl waren die Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde, die, wie wir sehen werden, im Norden eine üppig wuchernde Litteratur hervorriefen, auch im Süden verbreitet, und der Ritter romantische Abenteuerfahrten, Kämpfe mit Riesen, Zwergen und Ungeheuern, sowie ihre zahlreichen Liebeshändel erregten das Vergnügen der Südfranzosen nicht minder als das ihrer nördlichen Nachbarn. Man weiß aus zahlreichen Anspielungen in zeitgenössischen Dichtern, daß die Geschichte des Lancelot, des Parzival, der schönen Magelone, von Flor und Blancheflor, dazu auch die Sagen des Altertums, ganz allgemein bekannt waren; aber die provenzalischen Bearbeitungen, die etwa so ausgesehen haben mögen, wie die schon erwähnte des Fierabras, falls überhaupt eine Übertragung in das südliche Idiom stattfand, sind verloren gegangen.

Das einzige aus dem Sagenkreis des Königs Artus in provenzalischer Fassung uns erhaltene Epos ist der Roman von Jaufre, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammend; er ist in achtsilbigen, paarweis gereimten Versen verfaßt, ist poetischen Wertes nicht bar und ermangelt nicht einer gegewissen Eleganz der Darstellung.**) Sein Inhalt ist kurz folgender: An einem Pfingstfeste, als König Artus Hof hält, wird der junge Jaufre zum Ritter geschlagen. Kaum ist die Ceremonie beendet, als ein unbekannter Ritter in vollständiger Rüstung in den Saal reitet und, nachdem er sich verwegen in der Runde umgeschaut hat, einen Vasallen tot der Königin Ginevra zu Füßen hinstreckt, worauf er zu Artus die prahlerischen Worte spricht: „Erbärmlicher König, um Dich zu beschimpfen, habe ich diesen Mann getötet. Will es einer von den Deinen mit mir aufnehmen, so frage er nur nach Taulat de Rugimon; denn das ist mein Name, und ich verspreche Dir, jedes Jahr am Pfingstfeste einen ähnlichen Besuch abzustatten.“ Mit dieser Drohung verläßt er den Saal. Die Ritter bestürmen nun den König, ihnen die Rache für diesen Schimpf zu übertragen; die Wahl desselben fällt auf den jungen, kräftigen Jaufre. Unverzüglich steigt der Held zu Pferde und begiebt sich auf die Verfolgung des Unholds. Zahlreich sind die Abenteuer, die er zu bestehen hat; endlich, am dritten Tage, kommt er, ganz kraftlos vor Hunger und Ermüdung, an ein prächtiges, von einem großen Garten umgebenes Schloß, das der schönen Brunessen, einer reichen Erbin, gehört. Er wirft sich unter den ersten besten

---

*) Histoire de la guerre de Navarre, publiée avec une traduction, une introduction et des notes, p. Fr. Michel. Paris 1856.

**) Gedruckt mit zahlreichen Lücken Lexique roman I, 48—173; Ergänzungen durch C. Hofmann in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1868. II; vergl. Histoire littéraire XXII, 224—234. — Sein Seitenstück ist der altfranzösische Roman de Joufrois, herausgegeben von C. Hofmann und F. Muncker. Halle 1880.

Baum und sinkt alsbald in einen tiefen Schlaf. Seine Anwesenheit wird in kurzer Zeit bemerkt, und da er die Ritter, welche ihn wecken und hinauswerfen wollen, durchbläut, wird er überwältigt, gebunden, vor Brunessen geführt und zum Tode verurteilt — sehr gegen ihren Willen, denn sie hat sofort ihr Herz an den schönen, mutigen Jüngling verloren; aber auch er hat tief in ihre schönen Augen geschaut, und ihre Reize sind nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Befragt, ob er noch irgend einen Wunsch vor seinem Tode habe, erklärt er, er wolle sich vor allem noch einmal gründlich ausschlafen. Dies seltsame Begehr wird ihm gewährt; in einem Saale wird ein Lager hergerichtet, auf dem Jaufre sofort niedersinkt und in Gedanken an seine holde Feindin einschläft, während hundert Ritter ihn bewachen. Nach kurzer Zeit aber wird er von einem Höllenlärm geweckt und sieht zu seiner großen Überraschung, wie seine Hüter sich Haar und Bart raufen, verzweifelt die Hände ringen und in den jämmerlichsten Klagen sich ergehen. Auf seine Frage, was ihnen denn fehle, fallen sie mit Stöcken, Schwertern und Messern über ihn her, so daß er, wenn ihn nicht seine gute Rüstung geschützt hätte, sicherlich ihren Streichen erlegen wäre. Allmählich beruhigen sie sich und fallen in einen tiefen Schlaf. Jaufre möchte die Gelegenheit benutzen und fliehen, aber der Gedanke an Brunessen hält ihn zurück; Taulat von Rugimon ist halb vergessen. Noch unschlüssig hin und her überlegend, hört er den Wächter die Mitternacht verkünden; sofort erwachen die Ritter und das Lärmen und Klagen beginnt von neuem. Nun wird es Jaufre, der sich diesmal wohl hütet, eine Frage zu stellen, klar, daß er sich in einem verzauberten Schlosse befindet, und er beschließt, sich sobald als möglich aus dem Staube zu machen. Als die Ritter wieder vom Schlaf umfangen sind, erhebt er sich geräuschlos, ergreift seine Waffen, schwingt sich auf sein Roß und jagt in vollem Galopp davon. Erst nach langen Fragen wird ihm Kunde über den Grund des seltsamen Gebahrens der Insassen des Schlosses Montbrun und der Bewohner des umliegenden Landes: eben jener von Jaufre verfolgte Taulat von Rugimon, ein Ritter von unwiderstehlicher Stärke und Mut, aber auch ein Ausbund an Bosheit und grausamer Hinterlist, hat den Herrn des Landes, Melian von Montmelier, welcher ihn für seine zahlreichen Übelthaten bestrafen wollte, besiegt, gefesselt und seit sieben Jahren in fürchterlicher Gefangenschaft gehalten; da thaten die Leute Melians, welche nicht wußten, was aus ihrem geliebten und verehrten Herrn geworden war, das Gelübde, vier Mal des Tages und drei Mal des Nachts sich in Wehklagen seiner zu erinnern. Jaufre findet endlich und besiegt, wie man sich denken kann, den Unhold, schickt ihn an Artus' Hof, um dort demütig Verzeihung zu erheischen, führt den guten Melian in sein Land zurück und wird der glückliche Gatte der schönen Brunessen.

Ganz ohne Anlehnung an irgend einen der bekannten Sagenkreise ist der Roman de Blandin de Cornoalha et de Guilhem de Mi-

ramar.*) Der Dichter ist unbekannt, das Werk selbst von geringem Umfange und sein poetischer Wert gleich Null. Es berichtet die Thaten der beiden Helden, ihre Kämpfe mit Riesen, ihre Abenteuer bei der Befreiung gefangener Damen; erzählt, wie ein Vogel mit menschlicher Stimme sie begleitet und beratet, wie Blandin die Prinzessin Briande aus einem tiefen Schlaf erlöst, in welchen ein boshafter Zauberer sie versenkt hatte, wie er sich in seine Schutzbefohlene sterblich verliebt, sie schließlich heiratet und ihre Schwester Irlande seinem treuen Waffengefährten Guilhem zur Frau giebt. Das Gedicht stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und zeigt die provenzalische Epik im Verfall begriffen.

Endlich ist aus dem vierzehnten Jahrhundert eine epische Kompilation zu erwähnen, der Abenteuerroman Guilhem de la Barra**), verfaßt von Arnaut Vidal von Castelnoudari, im Jahre 1318. Der Dichter, der auch als Lyriker bekannt ist, hat verschiedene epische Motive, Kampf gegen die Heiden, Wunderthaten eines Christusbildes, Kampf zwischen Vater und Sohn, fälschliche Anschuldigungen von seiten der Königin, die sich in ihren Liebesbemühungen getäuscht sieht, zu einem armseligen Ganzen verschmolzen, das den endgiltigen Niedergang der so wie so nur nachlässig gepflegten epischen Dichtung der Provenzalen bezeichnet. Der König von La Serra, einem Lande jenseits Ungarns, sendet auf Bitten seines Rates zwei Boten nach England, Chabert lo Ros und Guilhem de la Barra, welche für ihren Herrn um die Hand der Königstochter anhalten sollen. Unterwegs werden sie in den Hafen von Maleon verschlagen, dessen Herr eine bedeutende Abgabe oder Übertritt zum Heidentum fordert. Auf Guilhems Veranlassung wird ein Wettkampf zwischen den heidnischen Götzen und einem Christusbilde vorgenommen, wobei sich schreckenerregende Wunder zutragen: das Bild des Götzen Termagant läuft schwarz an, aus dem Bauche eines anderen springen vier Katzen hervor, welche Termagant packen und ins Meer schleppen; die Heiden, welche das Christusbild verspotten, brechen zum Teil den Hals, zum Teil fallen ihnen die Arme ab, zum Teil bleibt ihr Mund verzerrt stehen. Trotzdem kommt es zum Kampf, aus dem die Christen, ungeachtet ihrer Minderzahl, als Sieger hervorgehen, worauf sie die Heiden zur Annahme des Christentums zwingen. Alsdann setzen sie ihre Reise nach England fort, entledigen sich ihres Auftrages und führen die Prinzessin nach La Serra. — Nach einiger Zeit zieht der König in den Krieg und läßt Guilhem als Hüter seines Weibes und seines Reiches zurück. Die Königin, welche schon lange ein Auge auf den tapferen Vasallen geworfen hat, will die eheliche Treue brechen; da er sich weigert, auf ihr Vorhaben einzugehen, beschuldigt sie ihn bei ihrem Gemahl, er habe ihr Gewalt anthun wollen. Ohne

*) Herausgegeben von P. Meyer in Romania II; Auszug in Lexique Roman I, 315—320; vergl. Histoire littéraire XXII, 234—236.

**) Herausgegeben von P. Meyer in der Revue de Gascogne 1868.

es zu versuchen sich zu rechtfertigen, unterzieht er sich dem herben Urteilsspruche, der ewiges Exil über ihn verhängt; seine Tochter schickt er in ein Kloster, seinen Sohn zum Könige von Armenien. Lange Jahre vergehen; Guilhem ist verschollen. Aber wenn auch seine Angehörigen nichts von ihm wissen, so hat er doch ein wachsames Auge auf sie gehabt. Als seine Tochter, die sich mit einem Grafen vermählt hatte, einen Erzieher für ihre Kinder sucht, bietet er ihr seine Dienste an und wird von ihr, ohne daß sie ihn erkennt, mit diesem Amte betraut. Er genießt im Lande das größte Ansehen und wird, als der König von Armenien mit seinen Scharen einen Einfall macht, an die Spitze der dem Feinde entgegenziehenden Truppen gestellt. Als die Heere einander gegenüberstehen, wird verabredet, den Zwist durch einen Einzelkampf zu entscheiden, und Guilhem selber tritt dem feindlichen Kämpfer entgegen. Dieser stürmt mit dem Schlachtruf „Barra“ auf ihn ein, und daran erkennt Guilhem, daß er seinen eignen Sohne vor sich hat. Der Kampf findet nun nicht statt, die Armeen ziehen ab, Guilhem wird wieder in Gnaden von dem König von La Serra aufgenommen und, nachdem die Königin offen ihre Schuld gestanden hat, wieder in seine früheren Würden eingesetzt.

Zur epischen Dichtungsart gehören auch die sogenannten novas, längere poetische Erzählungen, meist schlüpfrigen oder allegorischen Inhalts*), entsprechend den noch später zu erwähnenden Fablels der Nordfranzosen; aber auch auf diesem Gebiete sind die Provenzalen wenig thätig gewesen, während ihre nördlichen Nachbarn es mit Vorliebe bebauten. Das bedeutendste und eigenartigste Werk dieser Gattung ist die Flamenca**), 8087 Verse umfassend, so daß es der äußeren Form nach zu den Romanen zu rechnen wäre, von denen aber sein Inhalt es trennt, denn es hat nichts gemein mit den alten karolingischen oder bretonischen Sagen, nichts mit den Legenden, welche das Altertum dem Mittelalter vererbt hat, sondern ist die Schöpfung eines geistreichen Mannes, der das glänzende, aber moralisch verdorbene Leben der Großen im zwölften Jahrhundert hat schildern wollen. Der Inhalt ist in Kürze folgender: Archambaut, der Herr von Bourbon, hat die Hand Flamencas erhalten, der Tochter des Grafen Gui de Nemours. Da er glaubt Grund zur Eifersucht auf den König von Frankreich zu haben, hält er seine junge Frau, die durchaus unschuldig ist, in einem Turm eingeschlossen und gestattet ihr, denselben nur an den Sonn- und

---

*) Übrigens scheinen die Provenzalen jede längere, nicht in strophischer Form abgefaßte Dichtung nova genannt zu haben; so besitzen wir aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eine Art Ketzerverhör, welches der Mönch Izarn mit einem albigensischen Ritter vornimmt, und das den Titel trägt: Las novas del heretge (Raynonard, Choix V, 228—234).

**) Le Roman de Flamenca, publ. d'après le manuscrit unique de Carcassonne, traduit et accompagné d'un glossaire par P. Meyer. Paris 1865; Histoire littéraire XIX, 776—787.

Festtagen zu verlassen, und auch nur, um sich in die Kirche zu begeben. Schon zwei Jahre hat die Unglückliche ihr bitteres Los ertragen. Da hört von ihr Guillem, ein junger burgundischer Ritter, dessen Äußeres der Dichter umständlich schildert:

Un cavaller ac em Bergoina*)
En cui natura mes sa poina
En faisonar et en nuirir,
E saup i trop ben avenir.
Be i ac salva sa noiridura
E son estuzi e sa cura,
Car non fo mais si bella res
Ni a cui tan plagues totz bens.
Tan fon savis e belz e pros
Que Absalon et Salomos,
Sil dui fossan us solamenz,
Encontra lui foran nienz.
Paris, Hector e Ulixes,
Que totz tres en un ajostes,
Quant a lui non foran presat
Per sen, per valor, per beutat;
Car tan fon bella sa faissos
C'om es al dire sofraitos,
Pero un petit ne dirai
De sa faiso si con sabrai.
Lo pel ac blon, cresp e undat,
Lo fron ac blanc, aut, plan e lat,
Los cilz ac niers et arzonatz,
Lonc et espes, larc devisatz,
Oils ac grosses, vars e risenz,
Le nas fon belz et avinenz,
Loncs e dreitz e ben alinatz,
A lei d'un bel arbreir formatz;
La cara plena e colrada;
Rosa de mai lo jorn qu'es nada
Non es tan bella ni tan clara
Que fon li colors de sa cara
Lài on si tains mesclat ab blanc,
Plus bella colors non fon anc;
Ben foron faitas sus aureillas,
Grandas e duras e vermeillas;
Li boca bella e ginnosa
Et en tot quan dis amorosa,
Las dens esteron per garan
Plus blancas que d'un orifan;
Le mentos fon ben faissonatz,
Per mieils estar un pauc forcatz;
Lo col ac dreg e gran e gros
Que non i par nervis ni os;
Amples fo mout per las espallas
E ac las aissi fortz con Atlas,
Muscles redons e fortz brasons,
E brases tals con volc razons;
Las mans ac grans e fortz e duras,
Los detz loncs e planas junturas,
Pietz hac espes e sotils flancs;
De las ancas non fon ges rancs,
Añs las ac grossas e cairadas,
Coissas redundas e dins ladas,
Los genoils plans, las cambas sanas,
Longas e dreitas e ben planas;
Pes ac voutis, caus e nerveinz,
Anc par home non fo ateinz.

*) Einen Ritter gab es in Burgund — Auf den die Natur ihre Mühe verwandte — beim Bilden und Aufziehen — und sie verstand sehr gute Erfolge dabei zu erzielen — Wohl war nicht umsonst ihre Unterweisung — und ihr Studium und ihre Sorge — denn niemals gab es ein so schönes Wesen — noch eines dem so alles Gute gefiel — So sehr war er klug und schön und wacker — daß Absalom und Salomo — wenn beide nur eine Person bildeten — in Vergleich zu ihm nichts wären. — Paris, Hektor und Ulisses — wenn man alle drei in einem zusammenfaßte — würden seinen Wert nicht haben — was Sinn, Tapferkeit und Schönheit anbetrifft. — Denn so schön war seine Gestalt — daß, wollte man sie beschreiben, man

Dieser hört von der unglücklichen Flamenca und beschließt, den eifersüchtigen Gemahl derselben zu bestrafen. Er begiebt sich nach Bourbon, angeblich um seine Gesundheit wieder herzustellen, und mietet sich in einem Hause in der Nähe des Turmes ein, in dem die Unglückliche ihr Leben einsam verbringt. Jetzt gilt es, Mittel und Wege zu finden, sich ihr zu nähern und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Zunächst läßt er durch fremde Maurer, deren Verschwiegenheit er erkauft, einen unterirdischen Gang herstellen, der sein Haus mit dem Bade verbindet, das Flamenca öfters unter Begleitung ihrer Mägde und unter strenger Beaufsichtigung ihres Mannes zu besuchen pflegte. So ist ein verstohlener Ort zum traulichen und ungestörten Stelldichein hergestellt. Wie aber Flamenca davon verständigen? Da bemerkt er, daß der Pfarrgehilfe beim Herumreichen des Weihwedels die Gelegenheit hat sich ihr zu nahen, und sofort beschließt er, dessen Stelle einzunehmen. Mit dem Pfarrer hat er leichtes Spiel; schon lange hat er sich bei ihm in Gunst zu setzen gewußt, und da er behauptet, Kanonikus zu sein, seine kanonischen Vorschriften zwar arg vernachlässigt zu haben, jetzt aber Buße thun zu wollen, so wird ihm von dem leichtgläubigen Geistlichen mit Freuden die Stelle übertragen, deren früherer Inhaber auf Kosten Guillems auf die Universität geschickt wird. Als er am nächsten Sonntag sich Flamenca zum ersten male naht, spricht er nur das Wort aus: Ach! — Betroffen schaut sie auf und fragt am nächsten Sonntag: Was klagst Du? — Worauf nach einer Woche die Antwort erfolgt: Ich sterbe. — Flamenca: Warum? — Guillem: Aus Liebe. — Flamenca: Zu wem? — Guillem: Zu Euch. — Flamenca: Was vermag ich? — Guillem: Heilen. — Flamenca: Wie das? — Guillem: Durch List. — Flamenca: Thut es. — Guillem: Ist gethan. — Flamenca: Wie? —

---

in Verlegenheit käme — jedoch ein wenig will ich davon sagen, — von seiner Gestalt, so wie ichs verstehen werde. — Haare hatte er blond, kraus und wellig, — eine weiße, hohe, flache und breite Stirn — Augenbrauen schwarz und geschweift — lang und dicht, reich versehen, — Augen groß, strahlend und freundlich — Die Nase war schön und wohl passend — lang und gerade und in schöner Linie — ganz wie einer Armbrust Schaft gebildet; — das Gesicht voll und von gesunder Farbe; — eine Maienrose, am Tage wo sie aufgeblüht ist — ist nicht so schön und nicht so strahlend — als die Farbe seines Antlitzes war — da, wo seine rosigen Farben sich mit Weißem mischten; — eine schönere Farbe gab es niemals; — schön gebildet waren seine Ohren, — groß und fest und rot, — der Mund schön und verständig — und liebereich in allem was er sagte; — die Zähne waren sicherlich — viel weißer, als wenn sie von Elfenbein wären; — das Kinn war wohlgebildet — zu seinem Vorteil ein wenig gespalten; — einen Hals hatte er, gerade, groß und dick, — ohne daß Nerv oder Knochen sich darauf zeigte; — breit war er sehr an den Schultern — und so starke hatte er wie Atlas, — rundliche Muskeln und starke Waden — und Arme so wie die Vernunft es erheischt; — Hände hatte er groß und stark und hart, — lange Finger und nicht hervorstehende Knöchel, — die Brust breit und schmale Seiten, — an den Hüften war er nicht verwachsen, — sondern er hatte sie dick und wohlgerundet — und Schenkel rund und innen breit — die Kniee flach, die Beine gesund — lang, gerade und hübsch flach; — die Füße gewölbt, hohl und nervig, — nie wurde durch einen Menschen er erreicht (im Laufe).

Guillem: Gehet. — Flamenca: Wohin? — Guillem: Ins Bad. — Flamenca: Wann? — Guillem: Bald. — Flamenca: Mir recht.

Zwischen den Worten: Ach! und: Mir recht! liegt ein Zeitraum von drei Monaten, lange genug, um die Glut ihrer Liebe zu hellen Flammen zu entfachen. Alles geht nach Wunsch, sie treffen sich in dem unterirdischen Gange und schlagen dem eifersüchtigen Ehemann ein Schnippchen. Der hat die Überwachung der Flamenca, die von Tag zu Tag unausstehlicher gegen ihn wird, endlich satt, und da sie ihm auf Reliquien schwört, daß sie sich selbst so gut hüten wolle, als er sie bis jetzt gehütet hätte, so läßt er sie nunmehr frei schalten und walten. Sofort teilt sie diese Änderung ihrer Lage ihrem Geliebten mit, der nun seine kirchliche Verkleidung abwerfen und in seiner wahren Gestalt auftreten kann. Er entfernt sich auf einige Zeit, erwirbt großen Kriegsruhm in Flandern und kehrt auf eine Einladung Archambauts hin, der jetzt ganz von seiner Menschenscheu geheilt ist, als gefeierter Ritter mit prächtigem Gefolge nach Bourbon zurück, wo Flamenca sehnsüchtig seiner harrt. Ein glänzendes Turnier findet statt, in welchem er und sein Wirt sich glänzend auszeichnen — mitten in der Schilderung dieser Feierlichkeiten bricht die Handschrift ab, ohne daß wir das Ende der Liebesabenteuer Guillems erfahren. Zu bedauern ist das nicht, denn das Interesse des Lesers erlahmt, nachdem er gesehen, daß und wie die Liebenden ihr Ziel erreicht haben; von diesem Punkte an schleppt sich die Erzählung langweilig weiter, man könnte sogar die Vermutung wagen, daß ein zweiter Dichter sein trauriges Opus der ursprünglichen nova aufgepfropft habe. Wie dem auch sein mag, und wie gering man auch den litterarischen Wert des Gedichts anschlagen mag, das muß man zugeben, daß es von größtem sittengeschichtlichen Interesse ist, daß es zahlreiche Nachweise über die Sitten, Gebräuche und Lebensart der damaligen Zeit aufweist und als eine der wichtigsten Quellen unserer Kenntnis mittelalterlicher Kultur anzusehen ist.*)

Der bekannteste Novasdichter ist Raimon Vidal aus Besaudun, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, und von dem noch drei Novas erhalten sind, der Castiagilós**) oder die Schule des Eifersüchtigen, worin erzählt wird, wie Alvira, des Alfons von Barbastre Frau, durch die unbegründeten Eifersüchteleien ihres Mannes zum Ehebruch mit dem aragonischen Ritter Bascol de Cotanda getrieben wird, eine Erzählung, die auch der Norden Frankreichs kannte, und die Boccaccio in seinem Decamerone (VII, 7), Ser Giovanni in seinem Pecorone (III, 2) und La Fontaine in seiner Geschichte Le Mari cocu, battu et content wiederbehandelt; das Minnegericht***) (die

*) Vergl. Hermanni, Die kulturgeschichtlichen Momente des provenzalischen Romans Flamenca. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 4. Marburg).

**) Raynonard, Choix III, 398—413; Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 29—34.

***) Cornicelius, So fo el temps c'om era iays. Novelle von R. Vidal, nach den vier bisher gefundenen Handschriften zum ersten male herausgegeben. Berlin 1888; Mahn, Gedichte der Troubadours. 341.

Handschrift weist diesen Titel nicht auf), worin der Dichter den Streit zweier Damen um einen Ritter berichtet, der der ersten sieben Jahre treu gedient, dann aber, schnöde von ihr behandelt, der andern seine Dienste gewidmet hat, worauf jene erklärt, ihre Härte wäre nur Prüfung gewesen; da sie sich nicht einigen können, rufen sie das Urteil eines katalanischen Ritters an, der dahin entscheidet, daß die jüngere von beiden den Ritter zu entlassen, und daß dieser zu der ersten Dame zurückzukehren habe, eine sehr weitschweifig erzählte Geschichte, die nur durch die eingeflochtenen Citate aus den Werken der Trobadors litterarischen Wert hat; endlich ein in die Form einer Erzählung eingekleidetes Gedicht über den Verfall der Poesie*), das eher zu den Lehrgedichten zu rechnen ist und aus demselben Grunde wie das vorhergehende litterarische Bedeutung hat.

Ein anderer Novasdichter ist Arnaut de Carcasses; in seiner uns erhaltenen Erzählung Las novas del papagey**) tritt neben dem erotischen das phantastische Element bedeutend in den Vordergrund, da der Dichter einen Papagei als Liebesboten und Liebesvermittler eine Hauptrolle spielen läßt. Damit der Leser sich einen Begriff von der Dichtungsgattung machen kann, möge diese Nova hier in Übersetzung stehen, wobei zu bemerken ist, daß das Original in paarweise gereimten Achtsilbnern abgefaßt ist, daß aber bei der deutschen Übertragung der Reim nicht immer beobachtet ist:

Einst hörte ich in einem Garten
In eines Lorbeers dichtem Schatten
Viel disputieren 'nen Papagei,
Was Euch hier mitgeteilet sei.
Vor eine Dame trat er hin
Und bracht' ihr Gruß aus weiter Fern'
Und sprach zu ihr: Gott grüß' Euch, Frau;
Ein Bote bin ich und genau,
Wenn Ihr erlaubt, will ich Euch sagen
Warum vor Euch zu treten ich
Mit einer Botschaft wollte wagen.
Der beste Ritter in der Welt,
Der Anmut und der Freude Bronnen,
Antiphanor, des Königs Sproß,
Hat das Turnier um Euch begonnen
Und schickt Euch tausendfachen Gruß,
Und bittet Euch, daß Ihr ihn liebt.
Wie kann er ohne Euch genesen
Vom Weh, das ihm die Liebe giebt?
Und mehr noch will ich Euch verkünden,
Draus Ihr könnt seine Lieb' ergründen:
Viel lieber will um Euch er sterben,
Als daß in heißem Liebeswerben
Er einer andern sich erfreut. —
Die Dame drauf ihm Gruß entbeut:
Mein guter Freund, wo bist Du her,
Und was ist, sag mir, Dein Begehr?
Im Reden scheinst Du sehr gewandt,
Doch mußte längst Dir sein bekannt,
Daß nimmer Freude ich gewährte
'Nem Mann, auf dieser ganzen Erde.

*) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler der provenzalischen Litteratur, 144 bis 192, im Auszug bei Raynonard, Choix V, 342—348; Mahn, Werke der Troubadours I, 250—254.

**) Herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch 25—29, Chrestomathie provençale[3] 253—260.

Vergebens hast Du Dich bemüht;
Doch da so höflich Du erscheinst,
Kannst Du in diesem meinen Garten
Nach Wunsche Deines Amtes warten
Und disputieren nach Belieben. —
Nun, Dame, sehr thuts mich betrüben,
Daß Euch mein Herr nicht wohlgefällt. —
Weil ich, mein lieber Papagei,
Dem Trefflichsten auf dieser Welt
Mein ganzes Herz dahingegeben. —
Und wer ist das? — Mein Eheherr. —
Ist der denn unumschränkter Herr
Von Eurem Herz und Eurem Sinn?
Den könnt Ihr lieben immerhin,
Am hellen Tag, vor allen Leuten,
Das will ich nimmermehr bestreiten,
Doch könnt Ihr heimlich auch beglücken
Mit Eurer Lieb und den entzücken,
Der sich verzehrt in Sehnsuchtspein. —
Du würd'st ein guter Redner sein,
Und wärest Du ein Ritter fein
Du würd'st die Damen schön bethören!
Doch sage mir, das will ich hören,
Warum soll ich Verrat begehn
An dem, dem ich mein Wort verpfändet? —
O Dame, wenn Gehör Ihr spendet,
So werdet Ihr mir zugestehn:
Die Liebe achtet nicht auf Schwüre;
Wenn erst die Neigung Wurzel faßt,
Und heimlich sich ins Herze stahl,
Dann folgen Wünsche ohne Zahl. —
Bei Gott im Himmel, Recht Du hast,
Und hast damit Dich selbst gefällt,
Denn mehr als alles auf der Welt
Lieb' ich den angetrauten Gatten;
Wie kann ich Liebe da gestatten
Dem Manne, der mein Herz nicht hat? —
Nun, gutes Wort find't gute Statt;
Laßt es Euch doch nicht gleich verdrießen,
Wenn Ihr nur auf mich hören wollt
Und der Vernunft Euch nicht verschließen,
So müßt Ihr meinen Herrn erhören.
Ich will es wahrlich nicht verwehren,
Daß Euren Mann Ihr vor den Leuten
Mehr lieben müßt, als alle andern;
Gewiß, das werd' ich nicht bestreiten.
Doch müßt Ihr dann Euch auch des Armen,
Der sich in Lieb' zu Euch verzehrt
Und für Euch sterben will, erbarmen.
Ist Euch denn Blancaflor nichts wert,
Die ihren Floris zärtlich liebt?
Vergeßt Ihr, wie das ganze Ich
Isoldens Tristan angehörte?
Wie Thisbe zu der Spalte schlich
Um ihren Pyramus zu sprechen?
Ein Beispiel nehmet Euch an ihnen,
Sie können Euch als Vorbild dienen.
Welch' Nutzen es wohl Euch erwirbt,
Wenn er aus Liebe zu Euch stirbt,
Und, ohne daß es Euch gereut,
Vor Gram vergeht und Herzeleid?
Der liebe Gott wird drob sich rächen
Und schlimmen Dank dafür Euch zollen;
Und ich auch werd' Euch ernstlich grollen,
Euch bringen in ein schlecht Gerede
— Glaubt mirs, ich bin darin nicht blöde —
Wenn Ihr sofort nicht zugesteht,
Daß Ihr wollt seine Lieb' vergelten. —
Nun wahrlich, den Fall nenn' ich selten,
Daß so für seinen Herrn beflissen
Ein Vogel schmeicheln kann und drohn.
So gebe ich Dir denn zu wissen,
Daß ich, als Deines Drängens Lohn,
Ihm meine Liebe will versprechen,
Und daß ich dieses mein Gelübde
In Ewigkeit werd' nimmer brechen.
Hier diesen Ring, der seines Gleichen
Auf dieser Welt nicht fand, trag' hin

Als meiner treuen Liebe Zeichen,
Und daß ich ihm ergeben bin;
Nimm dieses Halsband noch dazu
Und eile sonder Rast und Ruh
Zu deinem teuren Herrn zurück. —
Bei Gott, o edle Herrin mein,
Des will ich nimmer lässig sein,
Und will auf windesschnellen Schwingen
Ihm Eure Worte hinterbringen
Und Eure Grüße nicht vergessen.
O winkte doch ihm bald das Glück
In seinen Armen Euch zu halten! —
Und damit endet ihr Gespräch.
Im schnellsten Fluge eilt der Vogel
Zu seinem Herrn und flugs berichtet
Er alles, was er ausgerichtet.
Herr, sprach er, so ein Papagei
Wie ich kroch nie noch aus dem Ei.
Was that ich nicht für meinen Herrn!
Wie diente ich nicht seiner Liebe!
In ihrem Garten schlich ich leis,
Und ohne eine Spur zu lassen,
Trat ich der Dame vor die Augen
Und rühmt' ihr Eure Liebe heiß.
Sie schickt Euch dieses Ringlein hier,
Kein schönres giebts, trau'n, in der Welt,
Und dieses Halsband rein von Gold;
Als Liebespfand sie halten sollt.
Jetzt gilt's, ein Mittel zu erfinden,
Das uns zum Garten Zutritt schafft;
Doch da verläßt mich meine Kraft,
Und meine List seh' ich entschwinden —
Doch halt, da fällt mir etwas ein:
Ich lege Feuer an den Turm;
Wenn nun die Loh' zum Himmel schlägt,
Und wenn die Wächter läuten Sturm,
Dann dringt zum Garten ihr hinein
Und könnt in Muße, ungestört,
Mit Eurer Dame zärtlich thun,
Und eng an ihrer Seite ruhn. —
Antiphanor entgegnet drauf:
Noch einmal, Vogel, mach dich auf
Und sage der Geliebten an,
Was unsere Absicht ist und Plan.
Und damit trennen beide sich;
Nie wird es einen Diener geben,
Der seinem Herrn so treu ergeben.
Zum Garten eilet er im Flug,
Er kennt den Weg genau genug.
Die Dame findet er allein
Und grüßt sie nach der Weise sein:
Der Gott, der Euch geschaffen hat,
Der gebe Euren Wünschen Statt,
Und schütze Euch auf Eurem Weg,
Wenn meinen Herrn Ihr wolltet lieben
So treu, als er Euch ist ergeben. —
Mein lieber Vogel, Gott zum Zeugen,
Wenns ganze Weltall wär mein eigen,
Ich gäb' es, ohne viel Besinnen,
Für Antiphanors Liebe hin.
Doch ist der Garten fest verschlossen,
Und Wachen ohne Ruh und Rast
Durchstreifen ihn in wilder Hast
Bis daß der junge Morgen tagt. —
Nun, wißt Ihr Euch da keinen Rat? —
Vergebens sinn' ich früh und spat. —
Nun, edle Dame, höret dies:
Zurück will ich zu meinem Herrn,
Den ich in Liebesqual verließ;
Noch heute Nacht, die nicht mehr fern,
Führ ich ihn her, dort an die Mauer,
Dort soll er stehen auf der Lauer.
Ich bringe griechisch Feuer mit,
Und eh' der Wächter sichs versieht,
Soll Turm und Söller feurig flammen.
Wenn nun das Volk sich drängt zusammen
Und löschen will des Brandes Glut,
So eilet schnell und sonder Zaudern,
Laßt meinen Herrn zum Garten ein:
Da könnt nach Herzenslust Ihr plaudern,
Und kosen, herzen, tändeln, küssen
Und werdet nicht gestöret sein. —
Drob ist die Dame hoch erfreut

Und schickt sofort den Papagei
Zu Antiphanor mit der Botschaft
Daß ihn zu seh'n bereit sie sei.
Kaum hat der Ritter das vernommen,
Als Helm und Panzer ohne Weilen
Er anlegt, Eisenschuh und Schwert,
Und so gerüstet und bewehrt
Heißt er den Papagei sich eilen.
Und jener: Wie mich dünkt, mein Herr,
Wird noch heut Nacht in Euren Armen
Das heißgeliebte Weib erwarmen;
Drum reitet graden Wegs und schnell,
Daß niemand Eure Spur erspäh
Und, was Ihr vorhabt, ahnen kann.
Doch vorher schaffet mir zur Stell'
'Nen Topf von Eisen oder Stahl,
Den füllt mit griechisch Feuer an;
Ich werd' ihn nehmen in die Klauen:
Ihr werdet große Dinge schauen! —
Antiphanor gewährts mit Freuden.
Nun gehts im scharfen Trabe fort,
Sie sind bald am gewünschten Ort,
Den gute Wächter spähend wahren
Vor Feuer und vor Diebsgefahren.
Der Ritter steigt herab vom Pferde,
Legt seinen Helm und Panzer ab
Und nur umgürtet mit dem Schwerte
Tritt er zum Pförtchen, nimmer zagend;
Der Papagei inzwischen fliegt
Zum Garten hin, in seinen Krallen
Das unheilvolle Feuer tragend,
Und zu der Dame Füßen setzt
Er sich geduckt nach Sperberart,
Verkündet seines Herren Kommen
Und wo er ihrer sehnend harrt,
Und wie er alles hat bereitet
Zu ihrer Liebe Nutz und Frommen.
Nie war ein Thier, nach meinem Wissen,
Dem Herrn zu dienen so beflissen.
Am Söller legt er heimlich an
Das Feuer, dessen Flamme bald
An vier verschiedenen Orten züngelt;
Da giebts ein Laufen und ein Schrei'n,
Und angsterfüllt der Ruf erschallt:
„Zu Hilfe, Hilfe, kommt, es brennt!“
Und während alles fliegt und rennt,
Und sich versammelt Groß und Klein,
Schleicht sich die Dam' im Schutz der Nacht
Zu der bewußten Pforte sacht,
Läßt heimlich ihren Ritter ein,
Und unter einem Lorbeerbaum,
In eines Busches engem Raum,
Ward ihre Liebesglut entfacht.
Kein Mensch kann schildern das Entzücken,
Das ihnen beiden ward bereit't,
Des Paradieses Seligkeit
Liegt offen ihren trunknen Blicken.
Inzwischen löschte man das Feuer,
Das unter Strömen Essigs sank.
Der Vogel war vor Schrecken krank;
Fort eilt er zu der Lorbeerlaube:
Auf, auf! und macht Euch aus dem Staube!
Des Feuers Wut ist gleich gestillt. —
Antiphanor mit schwerem Herzen
Bricht ab der Liebe Zwiegespräch;
Noch dreimal küßt ihn seine Dame,
Dann eilt er fort auf seinem Roß,
Das pfeilgeschwind von dannen schoß. —
Arnautz von Carcasses hat verfaßt
Die Nova, die Ihr eben last,
Um Euch, ihr Männer, zu belehren,
Daß Eifersucht vom Übel ist,
Und daß Ihr nie Euch zu erwehren
Vermögt der Frauen Hinterlist.

Eine andere mehr allegorisch und didaktisch gehaltene Nova rührt her von Peire Guillem (ca. 1250); der Dichter begegnet auf einem Ritt einer

Gesellschaft, deren Aufzug er ausführlich beschreibt: den Zug führt der Gott der Minne, in seinem Gefolge befinden sich zahlreiche allegorische Personen, darunter Gnade, Schamhaftigkeit und Treue; ihnen trägt der Dichter seine Fragen über die Liebe vor, die der Gott beantwortet.*) — Ganz ähnlichen Charakters ist die allegorische Erzählung eines unbekannten Dichters, welche man als die Nova vom Hofhalt der Liebe bezeichnen kann, und worin Frau Minne auf einem Throne sitzend und umgeben von den personifizierten Eigenschaften wahrer Liebe vorgeführt wird. Im Auftrage der Göttin legt Dame Cortesia (höfisches Wesen) dar, worin echte Minne besteht.**)

Ehe wir das Gebiet des Epos verlassen und uns dem von den Provenzalen am reichsten angebauten, der Lyrik zuwenden, müssen wir noch einiger in der epischen Form abgefaßten Heiligenlegenden und didaktischer Dichtungen gedenken. Zunächst verdient Erwähnung das ehrwürdige Boethiusfragment***) aus dem elften Jahrhundert, das älteste rein provenzalische Denkmal. Es ist eine Bearbeitung des von dem römischen Staatsmann und Philosophen Boethius (470—525) herrührenden Werkes De consolatione philosophiae,†) worin sich der in harter Gefangenschaft schmachtende Verfasser mit der Philosophie unterhält, die ihn über die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes belehrt und zeigt, daß die wahre Ruhe und Sicherheit für den Menschen nur in der Tugend zu finden sei. Das Werk stand im ganzen Mittelalter im höchsten Ansehen und wurde in die verschiedensten Sprachen übersetzt; die provenzalische Bearbeitung, von der nur 258 Zehnsilbner erhalten sind, fügt außerdem noch Einiges über das Leben des Boethius hinzu.

Gleichfalls aus dem elften Jahrhundert stammt das Leben der heiligen Fides von Agen,††) von dem allerdings nur ein Bruchstück von 20 (achtsilbigen) Versen erhalten ist, sowie eine gleichfalls nur fragmentarisch vorliegende gereimte Darstellung des Lebens der heiligen Fides von Rovergue;†††) ferner das Leben des heiligen Amantius,°) des Bischofs von Rodes, in dessen dürftigen Überbleibseln von der Hilfe berichtet wird, die Amantius der Stadt Rodes nach seinem Tode angedeihen ließ.

Besonders fruchtbar an Heiligenlegenden ist das dreizehnte Jahrhundert

---

*) Auszugsweise gedruckt bei Raynonard, Lexique Roman I, 405—417; Mahn, Werke I, 241—250.

**) Zum Teil gedruckt bei Mahn, Gedichte 279, Bartsch, Prov. Lesebuch, 34—38.

***) Herausgegeben von Diez, Altromanische Sprachdenkmale. Bonn 1846; Bartsch, Chrestomathie 1—8; Hündgen, Das altprovenzalische Boethiuslied unter Beifügung einer Übersetzung, eines Glossars, erklärender Anmerkungen u. s. w. herausgegeben. Oppeln 1884.

†) Herausgegeben von Obbarius, Jena 1843 und von Peiper, Leipzig 1871, übersetzt von Wortberg, Greifswald 1826 und von Weingärtner, Linz 1827.

††) Bei Raynonard, Choix II, 144—145.

†††) Mitgeteilt von Catel in Histoire des Comtes de Toulouse. Toulouse 1623.

°) Gedruckt bei Raynonard, Choix II, 152—154.

gewesen; es scheint, als ob, nachdem der sangesfrohe Mund der Trobadors verstummt, und durch traurige Religionskriege der Lebensgenuß verkümmert war, man seinen Trost in der Schilderung des Lebens der heiligen Märtyrer gesucht und an ihren Wunderthaten sich wieder aufgerichtet habe. Das interessanteste Werk der Art ist das Leben des heiligen Honorat*) von Raimon Feraut, vollendet im Jahre 1300; in einer beispiellosen Mannigfaltigkeit der Form, indem der Dichter bald paarweise, bald alternierend gereimte Alexandriner, Achtsilbner und Sechssilbner verwendet und auch noch andere künstlichere Reimverbindungen gebraucht, wird ein ebenso mannigfacher Inhalt aufgetischt, da das Leben des Heiligen mit einer Fülle von Elementen der Sage von Karl dem Großen in Verbindung gesetzt wird. So wird erzählt, daß Karl in Gefangenschaft geraten und nach Toledo geschleppt worden ist; der Heilige begiebt sich dorthin und bewirkt des Fürsten Freilassung, indem er die vom Teufel besessene Tochter des heidnischen Monarchen heilt. Die Einnahme von Narbonne, eine der glorreichsten Heldenthaten Karls, geschieht nur auf die Gebete Honorats hin. Nach langem Einsiedlerleben, das an romantischen Abenteuern reich ist, wird er zum Erzbischof von Arles erwählt, nimmt aber die Würde erst an, als in einem Zustande der Verzückung ihm Jesus, Petrus und die anderen Apostel erscheinen und ihn eindringlichst dazu ermahnen; nach einiger Zeit wird er durch Ketzer aus der Stadt vertrieben, kehrt jedoch, nachdem König Ludwig seinen Hauptgegner, Girart de Vienne, besiegt hat, in sein Bistum zurück und stirbt alsda, von Jesus selbst auf sein Ende vorbereitet. Nach seinem Tode vollbringt er noch zahlreiche Wunder.

Nicht minder phantastisch ist das Leben der heiligen Enimia**) von Bertran de Marseille; die Heilige, welche einen irdischen Bräutigam verschmäht und sich Jesus widmet, wird vom Aussatz befallen; auf ihr Gebet giebt ihr Jesus eine gewisse Quelle an, nach der sie wallfahrten und worin sie dreimal baden soll; sie folgt der göttlichen Weisung, gesundet und gründet an der Quelle ein Frauenkloster, dessen Äbtissin sie wird. Ihre zahllosen Wunder an Aussätzigen, Gelähmten und Verstorbenen, ihr gottseliges Ende und die Überführung ihrer Leiche nach St. Denis sind ganz im Geschmack der Zeit, deren naiver Sinn gerade an dem Unwahrscheinlichen Gefallen fand.

Nur namentlich aufgeführt seien die Legenden vom heiligen Alexius,***) deren Inhalt bei Besprechung der ältesten französischen Sprachdenkmäler kurz

---

*) Herausgegeben von Sardou, La Vie de Saint Honorat. Nizza 1875; vorher verschiedene Stücke bei Raynonard, Choix V und Lexique Roman I; Bartsch, Chrestomathie; G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865. S. 496—500.

**) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler 215—270 und Sachs, La vie de sainte Enimie. Berlin 1857.

***) Herausgegeben von H. Suchier, Denkmäler prov. Litteratur und Sprache. I. Halle 1883; ein Stück davon in Raynouard, Lexique Roman I, 575.

angegeben ist; das Leben des heiligen Trophimus,*) des Apostels Südfrankreichs zur Zeit Diokletians, ein Werk mit höchst nachlässiger Versifikation; das wahrscheinlich auf spanischem Boden geschriebene und daher in seiner Sprache stark katalanisch gefärbte Leben des heiligen Georg;**) das Leben der heiligen Magdalena,***) welche längere Zeit in Marseille gelebt haben soll — die drei erstgenannten aus dem vierzehnten Jahrhundert, das letztere aus früherer Zeit stammend. Auch das Leben Christi selbst fand poetische Darstellungen, allerdings nicht nach den kanonischen Evangelien, sondern nach den sogenannten apokryphen, welche zwar der bekannte Erlaß des Papstes Gelasius De libris recipiendis et non recipiendis (496) aus dem kirchlichen Gebrauch verbannte, die nichts destoweniger im Mittelalter, das gerade an dem Wunderbaren und Unglaublichen sich erbaute, viel gelesen und übersetzt wurden. So besitzen wir eine provenzalische gereimte Bearbeitung des Evangeliums des Nikodemus,†) aus dem vierzehnten Jahrhundert, welche in trockener und farbloser Sprache das Leiden Christi, seine Höllen- und Himmelfahrt behandelt, sowie eine poetisch gleichfalls nicht bedeutende Darstellung der Kindheit Jesu,††) aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, welcher das Evangelium Infantiae, besonders das Thomas-Evangelium zu Grunde liegt, und welche die zum Teil recht läppischen Wundergeschichten aus der Knabenzeit Jesu behandelt.

Nachdem wir nun dem Leser die wichtigsten zur epischen Gattung gehörenden provenzalischen Sprachdenkmäler vorgeführt haben, gehen wir jetzt zur Besprechung der Lyrik über, in welcher, wie schon mehrfach angedeutet, der Schwerpunkt der provenzalischen Poesie zu suchen ist. Die provenzalische Lyrik ist, soweit sie uns erhalten ist, Kunstlyrik.†††) Damit soll nicht gesagt sein, daß eine volksmäßige Lyrik nicht bestanden hätte; es sind nur keine Proben der-

*) Nur bruchstückweise gedruckt, bei Raynouard, Lexique Roman I, 571; Bartsch, Chrestomathie.

**) Vie de Saint George, poème provençal, publié p. C. Chabaneau. Paris 1887.

***) Cantinella provençale du XI. siècle en l'honneur de la Madeléine chantée annuellement à Marseille le jour de Pâques jusqu'en 1712. Introduction, traduction, commentaires et recherches historiques par F. Bory. Marseille 1862; C. Chabaneau, Sainte Marie-Madeleine dans la littérature provençale. Recueil des textes provençaux en prose et en vers relatifs à cette sainte. Publié avec introduction et commentaires. Paris 1887.

†) Einzelne Stücke in Lexique Roman I; Bartsch, Chrestomathie; Bartsch, Die Erlösung. Quedlinburg 1853; vergl. P. Wülker, Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Litteratur. Paderborn 1872.

††) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler 270—305; vergl. Kreßner, Die provenzalische Bearbeitung der Kindheit Jesu, in Herrigs Archiv, Band 58; E. Suchier, Über provenzalische Bearbeitungen der Kindheit Jesu. Halle 1885.

†††) Bartsch, Die Reimkunst der Troubadours. Eberts Jahrbuch I, 171—197.

selben auf uns gekommen, doch können die sogenannten Tagelieder und Romanzen, von denen weiter unten die Rede sein wird, als ein Übergang von der Volkslyrik zur Kunstlyrik angesehen werden. Diese Volkspoesien wurden neben den epischen Erzählungen von Bänkelsängern, die zugleich als Possenreißer auftraten, vorgetragen und fanden Beifall und reichen Lohn bei Hoch und Niedrig, in den Schlössern der Adligen und auf den Märkten der Städte. Als aber der Adel im elften Jahrhundert an Rohheit verlor, und eine feinere, gebildetere Lebensweise in den Schlössern der Fürsten und Edlen zu herrschen begann, als, durch die Kreuzzüge vermittelt, ritterlicher Sinn und Frauendienst in der ganzen civilisierten Welt sich geltend machte, konnte der Bänkelgesang den auf feinere poetische Genüsse bedachten Adel nicht mehr befriedigen, und so entstand eine kunstreiche, glänzende Poesie, welche an Formvollendung und sprachlichem Wohllaut unerreicht dasteht, der es aber an Gemüts- und Gefühlstiefe gebricht, und die, eben weil sie eine gekünstelte, auf leeren Formen aufgebaute war, zu gleicher Zeit auch den Keim zu ihrem Verfall in sich trug. Natürlich bedurfte es zur Abfassung dieser Dichtungen einer feineren Bildung und eines gewählteren Geschmackes, als ihn die Bänkelsänger, Joglars oder Jongleurs (vom lateinischen joculatores, Spielleute) genannt, aufzuweisen hatten, und so kam im zwölften Jahrhundert die lyrische Dichtkunst fast ganz in die Hände der höheren, gebildeten Kreise; es gehörte zu den Eigenschaften eines vollkommenen Ritters, seine Dame auch im Liede feiern zu können, und Grafen und Könige rechneten es sich zur Ehre, der Sängerzunft anzugehören und verschmähten es nicht, auch mit niedriger geborenen Sängern sich in einen poetischen Wettkampf einzulassen. So besonders in der Luft der Höfe und bestrahlt von der Gunst der Vornehmen gedeihend, gleicht die provenzalische Lyrik einer prächtigen Zierpflanze, die das Auge gefangen nimmt, der es aber an süßem Duft gebricht. Unter den edlen Familien entsprossenen Sängern befinden sich allerdings auch solche aus den niederen Schichten des Volkes; Männer wie M a r c a b r u s, einer Dirne Sohn, und B e r n a r t d e V e n t a d o r n, der Sohn eines armen Schloßbediensteten, erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit und beweisen durch ihr Beispiel, daß Begabung und Talent von den Provenzalen höher geschätzt wurden, als vornehme Abkunft und ein Adelswappen. Später, als der Adel infolge der veränderten politischen Verhältnisse sich von der Poesie zurückzog, und das Bürgertum immer mehr erstarkte, besonders in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, traten auch bürgerliche Sänger auf, sich an das von den Adligen gegebene Vorbild anlehnend, oft die feinere Form mit dem derberen Stoff verschmelzend, im großen und ganzen aber knechtisch kopierend.

Der höfische Kunstdichter, sei es nun, daß er es war aus Neigung, sei es aus Beruf, führt den Namen T r o b a d o r (auch in der Nominativform Trobaire), abgeleitet von trobar finden, erfinden; der Name zeigt, daß er seinen Beruf durch Erfindung neuer rhythmischer und musikalischer Formen zu be-

thätigen hatte, wohl gemerkt, auch musikalischer Formen, denn in den meisten Fällen waren die Dichter auch zugleich Komponisten ihrer Lieder. Neben den Trobadors existierten die Joglars, die Nachkommen eben jener Bänkelsänger, in deren Händen anfangs die Pflege des Volksgesanges gelegen hatte; sie bildeten einen Stand für sich, was den Trobadors wegen ihrer verschiedenen Stellung im höfischen und bürgerlichen Leben nicht möglich war; sie machten aus der Poesie ein Gewerbe, indem sie die Trobadorlieder lernten und sie dann den Personen, denen sie gewidmet waren, vortrugen, oder in dienender Stellung sich den Trobadors, welche selbst nicht singen und spielen konnten, anschlossen. Dazu mußte ein echter Joglar gar manche Künste verstehen; er mußte nicht nur eine ganze Anzahl musikalischer Instrumente spielen können, sondern auch tanzen, Messer werfen, den Gesang der Vögel nachahmen, Affen und Hunde dressieren, Marionettenaufführungen veranstalten. Oft allerdings werden die Namen Trobador und Joglar gleichbedeutend gebraucht, was wohl seinen Grund darin haben mag, daß manche Trobadors aus Mangel an Mitteln zu dem Leben eines Joglars herabstiegen, und nur wenn ein Gegensatz ausgedrückt werden soll, wird die Bezeichnung Trobador als die ehrendere angewandt.

Der Inhalt der Trobadorpoesie ist meistens die Natur, die Liebe und der Kampf. Allerdings darf man nicht die moderne Art, diese Themata zu behandeln, bei den Trobadors zu finden erwarten. Ihre Feier der Natur beschränkt sich auf ganz allgemein gehaltene kurze Schilderungen, welche nicht Selbstzweck sind, sondern dem Dichter nur als Staffage des zu behandelnden Gegenstandes dienen; daher sie denn auch eine fast stereotype Form angenommen haben. Es mögen hier zum Beweise die Anfänge einiger Lieder des Bernart de Ventadorn (um 1180) stehen, welche denselben Gedanken in kaum merklichen Variationen wiedergeben:

Wenn grün sich färben die Blätter all,
Und Blumen in dem Garten sprossen,
Und laut und hell die Nachtigall
Ihr Liedlein schmettert unverdrossen,
Da freu' ich mich ihrer und der Blumen u. s. w.

Die schöne Frühlingszeit
Mit dem frischen Grün
Läßt Blätter und Blumen
Buntfarbig erblüh'n.
Drum jeder, der liebt,
Ist fröhlich und singt.

Wenn die Blüte sich zeigt an dem grünenden Blatt
Und klar ist die Luft und rein,

Und der Vöglein Gesang, der dem Busche entschallt,
Erfreuet das Herze mein,
Ei! so sollt auch ich mich weih'n dem Gesang.

Wenn das Blatt auf dem Baume quillt,
Und der Sonne Strahl die Flur erfüllt,
Und die Vöglein in ihren Weisen
Der Liebe Macht gar fröhlich preisen
Und jedes Wesen der Liebe sich beugt,
Ihr allein Euch unerbittlich zeigt.

Gern singe ich in jenem Mond,
In welchem Blatt sich zeigt und Blüt',
Im dichten Buschwerk, wo sie wohnt,
Die Nachtigall erhebt ihr Lied.

Wenn die Blumen ich seh' und das frische Gras und die Blätter,
Und höre aus dem dichten Gebüsch der Vögelein Geschmetter,
Da schwillt das Herz mir in der Brust vor Freude.

Im Mond April, wenn grün sich schmücken
Die Wiesen, und der Garten blüht,
Und frisch und hell das Wasser zieht,
Die Vöglein jubeln vor Entzücken,
Und aus den Blumen Düfte dringen,
Und rings um mich die Vögel singen,
Dann leb' ich auf in neuem Glück.

Diese einem der älteren Trobadors entnommenen Stellen wiederholen sich ein Jahrhundert lang in der provenzalischen Lyrik und beweisen, daß die Sänger zwar die Schönheit der sie umgebenden herrlichen Natur, besonders zur Frühlingszeit, empfanden, daß es ihnen aber an Studium, Beobachtung und liebevollem Versenken in dieselbe gebrach, und daß die detaillierte Landschaftsmalerei, wodurch die neueren Dichter ihren Werken einen besonderen Reiz zu verleihen verstehen, ihnen unbekannt war.

Ganz eigentümlich aber ist die Art und Weise, wie die provenzalischen Dichter das Motiv der Liebe behandeln. Es muß hier vor allen Dingen darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Trobadors unter Liebe nicht jenes sehnsüchtige, weltvergessene Verlangen nach einem anderen Wesen verstehen, nicht jenen selbstlosen, alles duldenden, alles tragenden, himmelhoch jauchzenden und doch zum Tode betrübten Zustand der menschlichen Seele, wie ihn deutsche

Dichter zu empfinden und zu schildern pflegen; was ihre Minnelieder hervorrief, war gewöhnlich nicht echte und wahre Liebe, sondern eine dem Rittergeist angemessene Galanterie, die Frauenverehrung im allgemeinen, auf dem Kultus der Jungfrau Maria als der edelsten ihres Geschlechts beruhend. Die Trobadors feiern immer die Dame, an deren Hof sie verweilen, als die schönste und liebenswürdigste, und kleiden ihr Lob in das Gewand einer fingierten Liebesleidenschaft, welche die Überschwenglichkeit des Ausdrucks zu erklären geeignet war. Beständigkeit war dabei nicht Bedingung; vertauschten sie ihren Aufenthalt mit einem andern, so wurden der neuen Gebieterin dieselben Huldigungen dargebracht. Die Damen ihrerseits, stolz darauf, in dem Munde der Sänger zu leben, kamen denselben mit großer Freundlichkeit und Freigebigkeit entgegen, und da mag es sich wohl manchmal ereignet haben, daß aus der nüchternen Lobeserhebung eine wahre, allerdings oft auf Sinnlichkeit beruhende Zuneigung sich entspann, der nicht selten Befriedigung zu Teil ward, ohne daß man — sehr bezeichnend für die Sittenzustände jener Zeit! — großen Anstoß daran nahm. War einmal in der angedeuteten Weise aus dem Spiel Ernst geworden, so pflegte der Trobador seine Dame unter einem allegorischen Namen, z. B. Bel Vezer oder Cortes, anzusingen, obgleich die geschäftige Fama, wahrscheinlich in der Gestalt des das Lied überbringenden Joglars, bald dafür sorgte, daß die ganze Provence wußte, wer unter dem Pseudonym zu verstehen sei. Hierbei mag noch als charakteristisch erwähnt werden, daß die Huldigungen der Trobadors fast ausschließlich verheirateten Frauen galten, und daß sie die verstohlen und flüchtig erhaschten Freuden einer verbotenen Liebe höher stellten, als die schüchterne und zarte Zuneigung der Jungfrau.*)

Was endlich die kriegerischen Lieder der Trobadors anbetrifft, so spricht aus ihnen mehr der trotzige Unabhängigkeitssinn des freien Kriegers, als jene mystische Glut, welche den christlichen Ritter auf abenteuerliche Züge hinaustrieb zu Ehren der Kirche und des edlen Waffenwerks. Es ist interessant zu sehen, welche Stellung die Trobadors zu den Kreuzzügen einnahmen. Auch sie sind heftig erregt von dieser glänzenden Kraftäußerung des ritterlichen Geistes, aber ihre Bewegung ist sehr häufig weltlicher Natur und reicht keineswegs hin, um sie den Freuden der Liebe und des Vaterlands entsagen zu lassen. Die Trobadors richten oft genug bittere Spottlieder an die großen Herren, welche zögern, ihren Arm der Sache Gottes zu weihen;**) aber sie selbst haben keine Eile die Märtyrerpalme zu erwerben. Wenige von ihnen nahmen das Kreuz. Der berühmte Bertran de Born beklagt in einem Liede die Leiden des Herzogs

*) Die ehelichen Bande scheinen in der Provence sehr locker gewesen zu sein. Davon legt die gesamte provenzalische Litteratur (vergl. auch die oben besprochenen Novas) und die altfranzösische starkes Zeugnis ab; betrogene Ehemänner lächerlich zu machen, war der Gegenstand einer ganzen, sich allgemeiner Beliebtheit erfreuenden Litteraturgattung.

**) Vergl. Trebe, Les trouvères et leurs exhortations aux croisades. Leipzig 1886.

Conrad von Montferrat, der sich in Tyrus gegen die Übermacht Saladins verteidigte: „Herr Conrad“, singt der Trobador, „ich empfehle Euch Jesus: ich wäre übers Meer gegangen zu Euch, des seid gewiß. Aber ich habe die Geduld verloren, als ich die Grafen, die Herzöge, die Könige und Fürsten beständig zögern sah; und dann, es giebt eine schöne, blonde Dame, bei der mein Mut allmählich erkaltete“. — Der politische Gesichtskreis der Trobadors ist überhaupt ein recht beschränkter; jeder der großen Barone kennt nur seine Sonderinteressen, gegenseitige Fehden und Besitzstreitigkeiten füllen ihr Leben aus, und selten erhebt sich einer von ihnen zur Anerkennung eines gemeinsamen Vaterlands und höherer, allgemeiner Interessen.

Es erübrigt nunmehr, einen Blick auf die hauptsächlichsten Dichtungsgattungen zu werfen, deren die Trobadors sich bedienten; wir beginnen mit denjenigen, welche volkstümliche Elemente*) enthalten, und welche diese ihre volkstümliche Grundlage hauptsächlich durch den Refrain charakterisieren. Am meisten haben dieses Zeugnis ihres Ursprungs die sogenannten Tagelieder (albas) bewahrt, in welchen der Dichter das Zwiegespräch zweier Liebenden schildert, welche an das Ziel ihrer Wünsche gelangt sind und durch den wachehaltenden Freund benachrichtigt werden, daß das Frührot sich zeigt, und daß es Zeit sei sich zu trennen. Von einem unbekannten Dichter rührt das folgende Tagelied**) her:

In einem Garten, unter'm Weißdornzelt,
Ist die Geliebte ihrem Freund gesellt,
Bis daß des Wächters Warnungszeichen gellt.
„Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh.“

„Blieb' es doch Nacht, o Gott, wenn das geschäh',
Der traute Freund nicht sagen dürft': Ade!
Der Wächter auch nicht Tag noch Morgen säh.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!“

„Schön süßer Freund, geh'n wir die Wies' entlang,
Uns dort zu küssen bei der Vöglein Sang;
Der Eifersücht'ge mach' uns nimmer bang.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh.“

„Schön süßer Freund, ein neues Spiel uns winkt
Im Garten dort, wo manch' ein Vöglein singt;

---

*) Vergl. L. Römer, Die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovenzalischen Lyrik. (Ausgaben und Abhandlungen, Heft 26. Marburg.)

**) In der Übersetzung von Diez, der nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein trefflicher Dichter war. — Vergl. die Abhandlung von Bartsch, Die romanischen und deutschen Tagelieder im Album des litterarischen Vereins in Nürnberg 1865.

Wohlauf denn, eh' des Wächters Pfeife klingt!
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

„Ein sanfter Luftzug, der sich eben rührt,
Hat dort vom Freund, den Lust und Anmut ziert,
Des Odems süßen Trank mir zugeführt.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

Hold ist die Frau, mit jedem Reiz geschmückt;
Von ihrer Schönheit ist die Welt entzückt;
Sie fühlt sich nur durch treue Lieb' beglückt.
„Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

Echt volkstümlich sind ferner die sogenannten baladas und dansas, Tanzlieder, wie schon der Name sagt, welche beim Reigen nach einer gewissen Melodie gesungen wurden. Eine Idee von diesen Liedern dürfte die folgende Übertragung geben.

Das schöne Wetter bricht herein, juchhe!
Und lustig tönen die Schalmei'n; juchhe!
Die Königin will fröhlich sein, juchhe!
Was geht der eifersüchtige Mann
Die liebesfrohe Königin an?
Fort, du Narr, fort, du Narr,
Laß uns tanzen, tanzen,
Ja tanzen!

Ihr Bote ritt wohl durch das Land, juchhe!
Wo Burschen, Mägdelein er fand, juchhe!
Da machte er sofort bekannt: juchhe!
Zum Tanze kommt, zum frohen Reih'n,
Frau Königin ladet ein.

Der König fährt in seine Schuh, juchhe!
Und eilt bestürzt spornstreichs herzu, juchhe!
Er läßt den Tänzern keine Ruh, juchhe!
Er fürchtet bei dem Zeitvertreib
Wohl um sein schönes Weib.

Was kümmert sie des Greises Zorn? juchhe!
Dort unter duft'gem Hagedorn, juchhe!
Da winket ihr der Freuden Born, juchhe!
Der wahren Liebe süße Lust
An eines Jünglings Brust.

Ein jeder, der sie je geseh'n, juchhe!
Den schönen Leib im Tanze dreh'n, juchhe!
Der muß wahrhaftig eingesteh'n, juchhe!
Daß niemand unterm Himmelsplan
Sich mit der Königin messen kann.
Fort, du Narr, fort, du Narr,
Laß uns tanzen, tanzen,
Ja tanzen!

Nicht minder volkstümlichen Charakter trägt die Romanze, ein Mittel- und Bindeglied zwischen Epos und Lyrik, in welcher der Dichter, in der ersten Person redend, ein Liebesabenteuer berichtet, das ihm begegnet. So erzählt der älteste Trobador, Wilhelm von Poitou (um 1100), wie er, als Pilgersmann verkleidet, auf seiner Reise durch die Auvergne von zwei Damen für stumm gehalten worden sei; dieselben hätten ihn mit auf ihr Schloß genommen, und nachdem sie ihn reichlich bewirtet und sich gründlich von seiner Stummheit überzeugt hätten, ihn auf eine nicht zu beschreibende Weise zur Befriedigung ihrer Lüste gebraucht. Man kann sich das Gelächter in der Provence denken, als der schadenfrohe Graf sein Abenteuer unter Nennung der vollen Namen zum besten gab! — Ernster ist folgende Romanze des Trobadors Marcabrus (um 1160) gehalten; sie zeigt, wie die Kreuzzüge so manches zarte Verhältnis zerrissen:

Im Garten an der Quelle Rand,
Wo Rasen grünte dicht am Sand,
Am Fruchtbaum, wo man Kühlung fand,
Der, voll von neu erwachtem Sang,
Im Schmuck der weißen Blüten stand,
Da war's, wo einsam sich befand,
Sie, die mir keinen Trost gewährt.

Ein Fräulein in der Schönheit Zier,
Des Burgherrn Tochter, traf ich hier;
Sie freut sich wohl, so dacht' ich mir,
Am frischen Lenz und Liederklang
Und an dem grünen Lustrevier,
Und reden wollt' ich schon zu ihr,
Da merkt' ich, es war umgekehrt.

Von Weinen war ihr Aug' entstellt,
Von Seufzern ihre Brust geschwellt;
„O Jesus!" sprach sie, „Herr der Welt,
Du bist an meinem Jammer schuld;
Dein Schimpf hat mir mein Glück vergällt,
Denn all' die Besten dieser Welt
Ziehn aus für Dich, da Du's verlangst.

Dir hat sich auch mein Freund geweiht,
Den Anmut ziert und Tapferkeit,
Nichts bleibt mir hier als bittres Leid,
Als Thränen nur und Ungeduld.
Dem König Ludwig werd' es leid,
Der alles aufruft weit und breit,
Und mir nichts schafft als Herzensangst."

Kaum merkt' ich, wie betrübt sie war,
So kam ich zu der Quelle dar.
„O Schöne," hub ich an, „fürwahr!
Vom Weinen wird die Haut getrübt,
Und Gram ist unnütz offenbar;
Denn wer es blühn läßt Jahr für Jahr,
Erfreut auch ein bedrängt Gemüt."

„Herr,“ sprach sie drauf, „das mag wohl sein,
Daß Gott von aller Not und Pein
In jener Welt mich will befrein,
Er, der den Sündern oft vergiebt;
Doch hier büß' ich den Liebsten ein;
Auch ihn muß ich der Kälte zeihn,
Da er so weit von dannen zieht.

(Übersetzt von Diez.)

Ist das erzählte Abenteuer oder Liebesgespräch ein solches mit einer Hirtin, so wird die Romanze zur Pastourelle; sehr sauber pflegts dabei nicht herzugehen, und die derbe Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Unter den verschiedenen Arten*) der Kunstlyrik seien hier nur hervorgehoben die Canzone, das Sirventes und die Tenzone. Was die Canzone betrifft, so bildet ihren Inhalt hauptsächlich die Liebe, daneben auch das Lob des Gönners und religiöse Angelegenheiten; sie zeichnet sich aus durch kunstvollen Strophenbau, reichen Wechsel zwischen männlichen und weiblichen Reimen, große Mannigfaltigkeit der Versmaße und eine zum Gesange einladende Rhythmik. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Canzone zahlreiche Vertreter fand; war sie doch so recht eigentlich bestimmt, den oben geschilderten Bestrebungen der Trobadors Ausdruck zu verleihen, und es hat wohl auch kaum einen unter ihnen gegeben, der nicht eine oder mehrere verfaßt hätte. Bei diesem embarras de richesse wählen wir als Probe folgende von Diez übersetzte Canzone des Arnaut de Maroill:

Süß wenn Lüfte mich umwallen
Im April, eh' Mai erwacht,
Hähne dann und Nachtigallen
Singen durch die heitre Nacht,
Jeder Vogel seine Sprache
Fröhlich spricht, wie's ihm gefällt,
In der Kühle früh am Tage
Seinem Weibchen zugesellt.

Und da alles seinem Triebe
Folgt, wenn sich das Grün erneut,
Kann auch ich mich einer Liebe
Nicht entziehn, die mich erfreut;
Neigung und Gewöhnung pflegen
Mich der Fröhlichkeit zu weih'n,
Wenn sich süße Lüfte regen,
Neue Kraft der Brust verleih'n.

Schöner sie als frische Blüte,
Weiß wie Helena nicht war,
Ganz voll Freundlichkeit und Güte,
Zähne blank, die Reden wahr,
Treu ihr Herz und ohne Tücke,
Farbe frisch, die Haare braun,
Gott, der sie erhob, beglücke
Stets die lieblichste der Frau'n!

Gnädig ist's, wenn sie mich schonet,
Nicht durch lange Prüfung führt,
Und mit einem Kuß mir lohnet
Und noch mehr, wenn mir's gebührt.
Und dann mög' es oft sich fügen,
Daß wir uns im Feld ergeh'n,
Wahrlich, ihren holden Zügen
Kann ich nimmer widersteh'n.

---

*) Es ist hier nicht der Ort, alle einzelnen Arten der provenzalischen Kunstlyrik aufzuführen; wer sich genauer darüber unterrichten will, möge die Werke von Diez, Brinkmeier, Bartsch nachlesen.

Im ausgesprochensten Gegensatz zur Canzone steht das Sirventes, worunter ein Lob- oder Rügelied in öffentlichen oder privaten Angelegenheiten, jedoch mit Ausschluß von Liebeshändeln zu verstehen ist. Von servir dienen abgeleitet, bezeichnet Sirventes eigentlich ein Dienstlied, also ein Lied, das im Dienste jemandes, zu seinem Lobe, in seinem Interesse, in seinem Auftrage gedichtet ist. Während die Canzone den Trobador als Dichter der Liebe zeigt, führt ihn das Sirventes in seiner zweiten Eigenschaft, als streitbaren Ritter vor, und so erklärt es sich, daß auch von dieser Dichtungsart eine Fülle von Proben vorliegt. Am bedeutendsten und wichtigsten sind die politisch-religiösen Sirventes, welche unter dem frischen Eindruck der Ereignisse entstanden, und in denen sich oft eine Leidenschaft und ein Haß abspiegelt, wie sie wilder und verletzender kaum gedacht werden können. So bricht Guillem Figueira (um 1230) in folgende Schmähungen gegen Rom aus: „Rom, ich wundere mich nicht, daß die Menschen im Irrtum befangen sind, denn du hast die Menschheit in Kampf und Elend gestürzt; Tugend und Verdienst stirbt und wird begraben durch dich, arglistiges Rom, alles Bösen Leitstern, Gipfel und Wurzel .... Rom, mit Arglist spannst du deine Schlinge, und manch argen Bissen verzehrst du, den Darbenden zum Trotz. Wie ein Lamm siehst du aus, so unschuldsvoll ist deine Miene, im Innern aber bist du ein reißender Wolf, eine gekrönte Schlange, von einer Viper gezeugt; daher grüßt der Teufel dich als seinen Busenfreund." Nicht minder heftig donnert der Trobador Peire Cardinal (um 1220) gegen die Verdorbenheit des Clerus, und die Freimütigkeit, mit der er gegen den Sittenverfall eifert, zu einer Zeit, wo es gefährlich war, den Pfaffen die Wahrheit zu sagen, verdient alle Anerkennung:

Kein Aasvogel und kein Geier
So fernhin Aas wittern kann,
Als die Prediger und Pfaffen
Wittern aus den reichen Mann;
Sie erschleichen sein Vertrauen,
Und wenn Krankheit ihn befällt,
Lassen sie sich alles schenken,
Daß der Erbe nichts erhält.

Pfaffen und Franzosen sind ja
Immerdar dem Guten feind,
Wucher sind hier und Verräter
Zum Besitz der Welt vereint;
Denn mit Lug und falschen Worten
Haben sie die Welt verwirrt,
Daß ich kenne keinen Orden,
Den ihr Beispiel nicht verführt.

Zu den politischen Sirventes sind auch zu rechnen die Kreuzlieder, d. h. Gedichte, durch welche die Sänger zur Teilnahme an den Kreuzzügen aufforderten; wir haben solche Kreuzlieder noch von Guillem de Saint-Didier, Guiraut de Borneil, Pons de Capdueil, Gaucelm Faidit, Bertran de Born. Von Pons de Capdueil rühren folgende Verse her:

Das was man hier am meisten liebt und schätzt,
Und was zumeist uns reizt und uns behagt,
Das müssen wir verlassen unverzagt:
Wir wissen ja, die rechte Zeit ist jetzt,

Dem Herrn der Welt, der Gnade Gott, dem echten
Erbarmer, unserm Heiland, dem gerechten,
Der uns aus nichts schuf, unsern Dienst zu weihn,
Ihm, der für uns erlitt des Todes Pein ....

Bleib wer da will, ich bin zur Fahrt bereit.
Denn nie vergelten wir, was Gottes Huld
Zu Lieb uns that, noch büßen uns're Schuld;
Drum bitt' ich ihn, der voll Barmherzigkeit,
Fleh' ihn um Gnade, wie der Schächer, brünstig,
Und seine süße Mutter sei uns günstig,
Und Sanct Johann nehm' uns in seine Hut,
Damit wir schlagen jene falsche Brut.

Sie, welche wissen, was die Schrift uns lehrt,
Was gut und bös, sind nicht zum Zug gesellt;
Ja manchen giebts, der lieber Gut und Geld
Der Christen, als der Heiden selbst verzehrt.
Und haltet ihr's ihm vor, nennt er euch Sünder;
Zwar sollte der sich predigen nicht minder,
Der andern glaubt zu predigen sich gesandt;
Doch Habsucht nimmt den Pfaffen den Verstand.

Andere Sirventes haben nur lokalgeschichtliches Interesse; so hat der wilde Bertran de Born (um 1190) eine große Anzahl gedichtet, worin er seinem Zorn gegen benachbarte Barone oder gegen den englischen König Ausdruck verleiht. Beispiele seien, weil sie zu viele geschichtliche Erklärungen erfordern würden, uns erlassen. — Selbstverständlich sehr zahlreich sind die persönlichen Sirventes, in welchen Familienverhältnisse, politische Glaubensbekenntnisse, Klagen um den Tod hervorragender Personen und Gönner, ja auch litterarische Händel zum poetischen Ausdruck gelangen. Auch hier ist an erster Stelle Bertran de Born zu nennen, dessen Kampfesmut und halb barbarischen Sinn wir aus folgendem Sirventes kennen lernen:

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüte neu entspringt;
Mich freuts, hör ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh' ich weit und breit
Gezelt' und Hütten angereiht;
Mich freuts, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Mich freut es, wenn die Plänkler nahen,
Und furchtsam Mensch und Herde weicht;
Mich freuts, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt;
Es ist mir Augenweide,
Wenn man ein festes Schloß bezwingt,
Und wenn die Mauer kracht und springt,
Und wenn ich auf der Haide
Ein Heer von Gräben seh' umringt,
Um die sich starkes Pfahlwerk schlingt.

Vom wackern Herrn auch freut es mich,
Wenn er zum Kampfe sprengt voran
Auf seinem Schlachtroß ritterlich:
Denn so spornt er die Seinen an
Mit kühner Heldensitte!
Und wenn er angreift, ist es Pflicht,
Daß jeder Mann mit Zuversicht
Ihm nachfolgt auf dem Schritte:
Denn jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Manch farb'gen Helm und Schwert und Speer
Und Schilde schadhaft und zerhaun
Und fechtend der Vasallen Heer
Ist im Beginn der Schlacht zu schaun;
Es schweifen irre Rosse
Gefall'ner Reiter durch das Feld,
Und im Getümmel denkt der Held,
Wenn er ein edler Sprosse,
Nur, wie er Arm' und Köpfe spellt,
Er, der nicht nachgiebt, lieber fällt.

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: Drauf! Hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hilferuf die Freunde weckt,
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

(übersetzt von Diez.)

Eine ähnliche Äußerung kecken Mutes und unbeschränkten Vertrauens auf seine Faust enthalten folgende Zeilen:

Ist friedlich alle Welt gestimmt,
Gnügt mir ein Fuß breit Land zum Zwist.
Mag der erblinden, der mir's nimmt,
Wenn auch die Schuld mein eigen ist!
Friede thut mir leid;
Ich bin für den Streit;
Sonst kein Glaubenssatz
Findet bei mir Platz.

Montag und Dienstag stört mich nicht,
Gleich gilt mir Woche, Jahr und Mond;
April und März bethört mich nicht,
Denn niemand wird von mir verschont,
Der mein Recht verletzt;
Auch eracht' ich jetzt
Dreier Männer Schwert
Keines Pfennigs Wert!

Ein litterarisches Sirventes ist von Peire d'Alvernhe (um 1160) verfaßt und zeigt, wie man damals Kritik übte. Der Dichter nimmt sich zwölf Trobadors vor, von denen manche zu den „Sternen" gehören, und reißt ihre poetische Thätigkeit höhnisch herunter, wobei er allerdings den Beweis schuldig bleibt; am Schlusse rühmt er seine eigne Kunst: „Peire d'Alvernhe hat eine Stimme, die in der Höhe und in der Tiefe gleich schön klingt; seine Weisen sind süß und gefällig, er ist Meister in allem, nur sollte er seine Verse ein wenig deutlicher machen, denn kaum sind sie zu verstehen."*)

Andere Arten von Sirventes übergehend wenden wir uns jetzt zu der nächsten Hauptgattung der provenzalischen Lyrik, zur Tenzone;**) das Wort hängt zu-

*) Dunkler Ausdruck und schwieriges Verständnis galt nicht etwa für einen Fehler, sondern für eine Hauptzierde eines Gedichtes, und zwar besonders zur Zeit des Verfalls, wo elende Verskünstelei den Mangel an poetischen Gedanken verhüllen sollte. Großes hat darin Arnaut Daniel geleistet, dessen Gedicht L'aur' amara (Bartsch, Chrestomathie[3] 133) als Beispiel nachgelesen werden mag. — Übrigens enthalten die Handschriften an Stelle der Strophe, worin Peire sein Lob singt, eine andere recht boshafte, in der wohl eine von fremder Hand herrührende Parodie zu erblicken ist: Peire d'Alvernhe hat eine Stimme, wie ein Frosch im Sumpf und erhebt sich sehr vor aller Welt; gleichwohl ist er Meister in allem; nur sollte er seine Verse ein wenig deutlicher machen, denn kaum sind sie zu verstehen. Die oben angeführten rühmenden Verse sind seiner „Biographie" entnommen. Oder ist vielleicht das ganze Gedicht humoristisch aufzufassen?

**) Andere Bezeichnungen dafür sind partimen (Teilung) und joc partit (geteiltes Spiel). — Vergl. L. Salbach, Das Streitgedicht in der altprovenzalischen Lyrik. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie. Band 57. Marburg); R. Zenker, Die provenzalische Tenzone. Leipzig 1888; Knobloch, Die Streitgedichte im Provenzalischen und Altfranzösischen. Breslau 1887.

sammen mit tensar, verfechten, behaupten, disputieren, es bezeichnet ein Gedicht, in welchem zwei Trobadors über irgend eine Frage, gewöhnlich über die Liebe, streiten. Die Einrichtung ist gewöhnlich folgende: In der ersten Strophe legt ein Dichter einem anderen, den er mit Namen anführt, zwei ihrem Inhalt nach sich widerstreitende Sätze vor und fordert ihn auf, einen derselben zu wählen und zu verteidigen; in der zweiten Strophe wählt der Gegner seinen Satz und verficht seine Meinung, worauf dann der erste in der dritten Strophe zeigt, daß er Unrecht habe, und so zieht sich der Streit noch einige Strophen hindurch; am Ende wird dann gewöhnlich ein (auch mehrere) Schiedsrichter gewählt, dessen Urteil sie sich zu unterwerfen versprechen. In Bezug auf das Äußere ist zu bemerken, daß die Strophen in der Antwort die gleichen Reime aufweisen müssen, wie die in der Frage angewandten. Daß auch das Streitgedicht sehr beliebt war, zeigt die große Anzahl der uns handschriftlich erhaltenen; man erkennt daran die Vorliebe des Mittelalters für spitzfindige Untersuchungen und dialektische Tüfteleien. Es seien hier einige der Streitfragen mitgeteilt: „Soll ein Liebender, der glücklich ist, vorziehen, der Geliebte oder der Gatte seiner Dame zu sein?“ — „Muß eine Frau für ihren Geliebten ebensoviel thun, als er für sie?“ — „Was ist am größten, die Freuden oder die Leiden der Liebe?“ — „Wer liebt stärker, derjenige, welcher von seiner Geliebten beständig spricht, oder der, welcher gar nicht von ihr spricht, aber ihr Bild stets im Herzen trägt?“ — „Was reizt am meisten zur Liebe, das Auge oder das Herz?“ — „Welche Nation ist trefflicher, die provenzalische oder die lombardische?“ — „Welcher von zwei Baronen ist höher zu schätzen, der, welcher seine Untergebenen mit Ausschluß der Fremden bereichert, oder der, welcher die Fremden bedenkt und der eignen Leute vergißt?“

Als Probe einer Tenzone stehe hier ein Redeturnier zwischen drei Trobadors, und zwar um den künstlichen Aufbau des Reimes zu zeigen, in der Ursprache:*)

Gaucelm, tres jocs enamoratz
partisc a vos et a' N Ugo,
e chascus prendetz lo plus bo
e laissatz me qualqueus volhatz:
qu'una domn'a tres prejadors,
e destrenh la tan lor amors
que, quan tuit trei li son denan,
a chascun fai d'amor semblan:
l'un esgard' amorozamen,
l'autr' estrenh la man doussamen,
al tertz caussigal pe rizen:
digatz al qual, pos aissi es,
fai major amor de totz tres?

*) Gaucelm, drei Liebesspiele — teile ich zu Euch und Herrn Hugo — und jeder wähle, was ihm das Beste dünkt — und lasse mir, welches er will: — Eine Dame hat drei Bewerber — und es setzt ihr zu so sehr ihre Liebe — daß, wenn alle drei vor ihr weilen — sie einem jeden ein Zeichen ihrer Gunst macht: — den einen sieht sie liebevoll an, — dem andern drückt sie sanft die Hand, — dem dritten tritt sie lächelnd auf den Fuß: — sagt an, wenn dem so ist, welchem — von allen dreien sie die größte Liebe beweist?

Senher Savario, ben sapchatz
quel amics recep plus gen do,
qu'es francamen ses cor felo
dels bels olhs plazens esgardatz.
Del cor mou aquela doussors,
per qu'es cen tans major honors.
E de la man tener dic tan,
que non li ten ni pro ni dan,
qu'aital plazer comunalmen
fai domna per acolhimen.
E del caussigar non enten
que la domn' amor li fezes,
ni deu per amor esser pres.

Gaucelm, vos dizetz so queus platz,
for que non mantenetz razo,
qu'en l'esgardar non conosc pro
al amic, que vos razonatz;
e s'el i enten, es folors,
qu'olh esgardan lui et alhors,
e nulh autre poder non an.
Mas quan la blanca mas ses gan
estrenh son amic doussamen,
l'amors mou del cor e del sen.
E'N Savarics, car part tan gen,
mantengal caussigar cortes
de pe, qu'eu nol mantenrai ges.

N Ugo, pos lo melhs mi laissatz,
mantenrai l'eu ses dir de no;
don dic quel caussigars que fo
faitz del pe, fo fin' amistatz,
celada de lauzenjadors,
e par be, pos aital socors
pres l'amics rizen caussigan,
que l'amors es ses tot enjan.
E quil tener de la man pren
per major amor fai nonsen.
E d'En Gaucelm nom es parven
que l'esgart per melhor prezes,
si tan com ditz d'amor saubes.

Senher, vos que l'esgart blamatz
dels olhs e lor plazen faisso,
no sabetz que messatgier so
del cor quels i a enviatz;

Herr Savaric, wisset wohl — daß der Freund die schönste Gabe empfing — welcher freimütig, ohne Hinterlist — von ihren schönen holden Augen angeschaut ist. — Vom Herzen rührt jene Freundlichkeit — weshalb sie eine hundertmal größere Liebesbezeugung ist. — Und von dem Händedruck sage ich soviel — daß ich ihm weder Vorteil noch Schaden beimesse, — denn diese Freundlichkeit ganz allgemein — erweist jede Dame beim Empfang. — Und von dem Fußtritt glaube ich nicht, — daß die Dame ihm Liebe damit erweist — und er darf für Liebe nicht gehalten werden.

Gaucelm, Ihr redet, was Euch beliebt — nur daß Ihr nicht vernünftig sprecht; — denn im Blick erkenne ich keinen Vorteil — für den Freund, für den Ihr eintretet, — und wenn er darauf achtet, so ist es eine Thorheit, — denn die Augen sehen ihn und auch andere an — und haben keine andere Macht. — Aber wenn die weiße, handschuhlose Hand — ihren Freund sanft drückt — dann kommt die Liebe aus herzlicher Gesinnung. — Und Herr Savaric, da er so nett austeilt, — möge jetzt den freundlichen Fußtritt verteidigen; — denn ich werde ihn nicht verteidigen.

Herr Hugo, da das Beste Ihr mir laßt — so will ich es verfechten ohne nein zu sagen; — drum behaupte ich, daß das Treten mit dem Fuß — aus treuer Freundschaft geschah — verheimlicht vor den Neidern, — und wohl scheint es, da eine solche Gunstbezeugung — der Freund empfing, indem sie lächelnd ihm auf den Fuß trat, — daß es Liebe ist ohne jede Hinterlist. — Und wer den Händedruck hält — für einen größeren Liebesbeweis, handelt thöricht. — Und von Herrn Gaucelm ist es mir nicht verständlich, — daß er den Blick für das Beste hält, — wenn er so sehr in der Liebe bewandert ist, wie er sagt.

Herr, Ihr, der Ihr den Blick tadelt — der Augen und ihre liebevolle Art, — Ihr wißt nicht, daß sie Boten sind — des Herzens, welches sie ausgeschickt hat; —

qu'olh descobren als amadors
so que reten el cor paors;
don totz los plazers d'amor fan.
E maintas vetz rizen gaban
caussigal pe a mainta gen
domna ses autr' entendemen;
e'N Ugo mante falhimen,
quel teners del man non es res,
ni non cre qu'anc d'amor mogues.

Gaucelm, encontr' amor parlatz,
vos el senher de Malleo,
e pareis ben a la tenso,
quels olhs que vos avetz triatz
e que razonatz pels melhors
an trahitz mains entendedors.
E de la domn' ab cor truan,
sim caussigaval pe un an,
non auria mon cor jauzen.
E de la man es ses conten
quel estrenhers val per un cen,
car ja, si al cor non plagues
l'amors, nol agral man trames.

Gaucelm, vencutz etz el conten,
vos e'N Ugo, certanamen,
e volh qu'en fassal jutjamen
mos Gardacors que m'a conques,
e Na Mari' on bos pretz es.

Senher, vencutz no sui nien,
et al jutgar es ben parven,
per qu'eu volh quei si' eissamen
Na Guilhelma de Benaugues
ab sos ditz amoros cortes.

Gaucelm, tant ai razo valen
qu'amdos vos fortz e mi defen;
e sai un' ab gai cors plazen
en quel jutjamens fora mes,
mas pro vei, que n'i a de tres.

Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß manchmal die verschiedensten Partner zum Gespräch herangezogen werden; so führt der **Mönch von Montaudon** (um 1180) eine Unterhaltung mit Gott dem Vater, der Trobador **Gui de Cavaillon** mit seinem Mantel; auch giebt es Tenzonen in verschiedenen

---

denn die Augen entdecken dem Geliebten — das, was im Herzen zurückhält die Furcht; — drum thun sie alles, was der Liebe gefällt. — Und manchmal mit lächelndem Necken — tritt auf den Fuß manchen Leuten — eine Dame ohne weitere Absicht; — und Herr Hugo verteidigt einen Irrtum, — denn ein Händedruck bedeutet nichts — und ich glaube nicht, daß jemals er von Liebe ausging.

Gaucelm, gegen die Liebe sprecht Ihr, — Ihr und der Herr von Mauleon, — und es zeigt sich wohl im Streite, — denn die Augen, die Ihr erwählt habt — und welche Ihr als die besten verteidigt — haben schon manchen Freund verraten. — Und was die Dame mit dem treulosen Herzen anbetrifft, — wenn sie mir auch ein Jahr lang den Fuß träte, — so würde sich doch mein Herz nicht freuen. — Und in Bezug auf die Hand, da herrscht kein Zweifel, — daß der Händedruck hundert Procent mehr wert ist, — denn nimmer, wenn im Herzen es der Liebe nicht gefällt, — würde sie ihm die Hand gereicht haben.

Gaucelm, besiegt seid Ihr im Streit, — Ihr und Herr Hugo, sicherlich, — und ich will, daß darüber das Urteil fälle, — meine „Herzenshut", die mich besiegt hat, — und Frau Maria, die vielwerte.

Herr, überwunden bin ich keineswegs — und beim Urteil wird sichs wohl zeigen, — weshalb ich will, daß gleichfalls dabei sei — Frau Wilhelma von Benaugues — mit ihren liebevollen, freundlichen Reden.

Gaucelm, so triftig Recht habe ich, — daß ich Euch beide zwinge und mich verteidige, — und ich weiß eine mit anmutigem, lieblichen Leib, — welcher das Urteil übertragen werden sollte, — mehr Wert sehe ich in ihr, als ihrer drei haben.

Sprachen, wie die von Raimbaut de Vaqueiras (um 1200) herrührende „Domna, tan vos ai pregada", worin eine Dame aus Genua angeredet wird, welche dann auf italienisch antwortet.

Von demselben Dichter rührt her ein Gedicht in fünf Sprachen, provenzalisch, toskanisch, französisch, gascognisch, katalanisch, dessen Form von Strophe zu Strophe eine andere ist, also nicht nach derselben Singweise vorgetragen werden konnte. Der Trobador wählte diese wenig einheitliche Gestalt, um den Mangel an innerer Harmonie und seine widerstreitenden Stimmungen infolge verschmähter Liebe auszudrücken, und bezeichnete das Gedicht als descort, eine Dichtungsart, welche naturgemäß nur wenige Vertreter fand. Verschiedene Sprachen dabei anzuwenden war nicht erforderlich; es genügte, wenn die Strophen in Versart und Verszahl nicht übereinstimmten. Descorts dichteten Garin de Apchier, Guiraut de Calenzon u. a.

Die geistliche Lyrik scheint nur wenige Früchte gezeitigt zu haben. Unter die ersten Denkmäler der provenzalischen Litteratur sind zu rechnen ein aus dem elften Jahrhundert stammendes Marienlied,*) ein Hymnus auf Maria,**) das Klagelied auf den Tod des heiligen Stephanus (Planch de Sant Esteve),***) dessen altfranzösisches Gegenstück bereits erwähnt worden ist, und verschiedene andere für den kirchlichen Gebrauch berechnete Gesänge. Aus dem dreizehnten Jahrhundert, der Blütezeit der Trobadors, stammen sechs geistliche Lieder, deren eins sogar eine Nachahmung der sapphischen Strophe aufzeigt:†)

Santa Maria, vergen gloriosa,
de Deus amia, sor tot degnitosa,
de l'arma mia sejas (= sias) piatosa.
merce, raina.

Sie sind meistens an Maria gerichtet, desgleichen ein von Peire de Corbiac††) herrührendes Lied, worin die Jungfrau mit allen möglichen und unmöglichen Dingen verglichen wird.

Die Werke der Trobadors sind uns in zahlreichen Handschriften erhalten, ein Beweis für die Beliebtheit, deren sie sich erfreuten, auch liegt das handschriftliche Material fast gänzlich gedruckt vor, aber eine kritische Ausgabe sämtlicher Lyriker unter Benutzung aller Quellen besitzen wir noch nicht. Einer solchen erfreuen sich nur Guiraut Riquier (von Pfaff in Mahns Werken der Trobadors IV), Guillems IX, Graf von Poitou (von W. Holland und A. Keller, Tübingen 1850), Guillems de Bergueban (von A. Keller,

*) Vergl. P. Meyer, Anciennes poésies en langue d'oc. Paris 1860. S. 18 Bartsch, Chrestomathie[3] S. 17.

**) P. Meyer, a. a. O. S. 15.

***) Raynouard, Choix II, 146—151; Bartsch, Chrestomathie S. 22.

†) Herausgegeben von J. Bekker, Provenzalische geistliche Lieder des 13. Jahrhunderts. Berlin 1842 (Abhandlungen der Berliner Akademie).

††) Bartsch, Chrestomathie[3] S. 209.

Mitau 1849), Peire Vidal (von K. Bartsch, Berlin 1857), Guillems de Cabestanh (von F. Hüffer, Berlin 1869), Jaufre Rudel (von A. Stimming, Kiel 1873), Bertran de Born (von A. Stimming, Halle 1879 — von A. Thomas, Toulouse 1888), Mönch von Montaudon (von E. Philippson, Berlin 1873 — von O. Klein, Marburg 1885), Arnaud Daniel (von U. Canello, Halle 1883), Guillem Anelier (von G. Gisi, Solothurn 1877), Guillem Figueira (von E. Levy, Berlin 1880), Peire Rogier (von C. Appel, Berlin 1882), Pons de Capdueil (von M. v. Napolsky, Halle 1880), Blacassetz (von O. Klein, Wiesbaden 1887), N'At de Mons (von W. Bernhard, Heilbronn 1887). Auch Frauen übten die Kunst der Trobadors; die Gedichte von 17 trobairitz nebst ihren Biographieen hat herausgegeben O. Schultz, die Provenzalischen Dichterinnen, Leipzig 1888.

Während sonst über die Lebensverhältnisse mittelalterlicher Dichter nur die allerdürftigsten Nachrichten sich erhalten haben, sind wir über diejenigen der Trobadors, deren mehr als 400 dem Namen nach bekannt sind, ziemlich genau und ausführlich orientiert; als man um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Sammlungen der Trobadorlieder veranstaltete, wurden Notizen über die Dichter und über die Veranlassung zu einzelnen Gedichten hinzugefügt, zum großen Nutzen der Nachwelt, denn manche Lieder würden ohne jene Nachrichten uns kaum verständlich sein. Diese Biographieen der Trobadors lassen uns einen tiefen Blick in die Zeitgeschichte thun, machen uns bekannt mit dem Leben der Großen, ihren Kämpfen, ihren Liebeshändeln, ihren poetischen Bestrebungen, und sind somit für den Kulturhistoriker von größtem Wert. Als ein Beispiel der oft romantisch gefärbten Darstellung möge hier die Biographie des Trobadors Guillem de Cabestanh (um 1190) stehen:

Guillems de Cabestanh fo un gentils castelas del comtat de Rossilhon, qu'es del rei d'Aragon e que confinava (grenzte) com Cataloingna e com Narbones. Mot (sehr, multum) fo avinens (schmuck) hom de la persona, e presatz d'armas e de servir e de cortesia, e bos (bon) trobaire. Et avia en la soa encontrada una domna que avia nom ma domna Sermonda, moiller (épouse) d'En Raimon de Castel-Rossilho, qu'era mot rics e gentils e braus (brave) e mals e orgoillos. Longamen l'amet En Guillems de Cabestanh, en (et en) fet motas bonas cansos; e la domna'l volc (lui voulut) tan de be que'l fey son cavayer, et esteron (furent) ab gran joi essems lonc temps. E fon dic al marit d'ela, don el n'ac gran gelosia; e enserret la en una tor, e fetz la fort gardar e li foron faitz man desplazer, don Guillems de Cabestanh intret en gran dolor et en gran tristessa; e fes aquella canso que dis:

Lo dos cossire (das süße Sehnen)
Quem don amor soven.

E quan Raimons entendet la canso, crezet (crut) que fos de sa moiller, quar dis en una cobla (Strophe):

Tot quan fas per temensa (Furcht)
Devetz en bona fei
Penre, neis (selbst) quan no us vei.

Et aquest mot entendet, e mandet lo marit a En Guillem que vengues a parlamen. E menet lo ab si (avec lui) foras lonh del castel et a traisso el li tolc (nahm) la testa e mes la en un carnayrol (Jagdtasche), e trais li lo cor (cœur) del cors, e mes lo el carnayrol com la testa. Et intret s'en el castel, e fes lo cor raustir e fes lo aportar a la taula (table) a la moiller, per so (pour cela) la domna s'agradava fort de cor de salvaizina (Wildpret), e fes lo manjar a sa molher en semblan qu'el ne manjes. E quan l'ac manjat, si levet sus e dis que so que avia manjat era'l cor d'En Guillem de Cabestanh, e mostret li la testa, e demandet li si l'era estat bos a manjar. E la domna conoc la testa d'En Guillem de Cabestanh, e dis que tan bos li era estat e si saboros (savoureux) que jamas autre manjars ni autre bevres no'l tolria (nehmen würde) la sabor de la boca qu'el cor d'En Guillem de Cabestanh li avia laissada. El marit, quant o auzi, correc (courut) li dessus ab l'espaza; e la domna ac paor e fugi al balcon, e se laisset cazer (tomber) jus (hinab), e fo morta.... Vom Trobador Jaufre Rudel wird erzählt, daß er sich in die Prinzessin von Tripolis verliebte, ohne sie je gesehen zu haben; aus Sehnsucht nach ihrem Anblick nahm er das Kreuz, erkrankte aber auf dem Schiffe und kam sterbend in Tripolis an. Als die Prinzessin von der seltsamen Liebe hörte, eilte sie an sein Lager, und in ihren Armen gab er seinen Geist auf. — Peire Vidal verliebte sich in die Loba von Penautier; ihretwegen (Loba = Wölfin) ließ sich Peire einen Wolf nennen und nahm auch einen Wolf als Wappen. Darauf ließ er sich in den Gebirgen von Cabaretz von den Hirten mit Hunden und Peitschen jagen, zog auch, um anzudeuten, daß er ein Wolf sei, ein Wolfsfell über. Bei diesem seltsamen Sport wurde er so übel zugerichtet, daß er als tot in das Haus seiner Geliebten geschafft wurde. Diese und ihr Mann lachten laut über die Narrheit des verliebten Sängers und ließen ihn pflegen, bis er geheilt war.*)

---

*) Gedruckt sind die Trobadorbiographieen bei Raynouard, Choix V; Mahn, Die Biographieen der Troubadours. Berlin 1853; vorzüglich bearbeitet von Diez, Leben und Werke der Troubadours. Zwickau 1829, 2. Aufl. herausgegeben von Bartsch. Leipzig 1882; Chabaneau, Les Biographies des Troubadours en langue provençale, publiées intégralement pour la première fois avec une introduction et des notes, accompagnées de textes latins, provençaux, italiens et espagnols concernant ces poètes, et suivi d'un Appendice, contenant la liste alphabétique des auteurs provençaux avec l'indication de leurs œuvres publiées ou inédites et le répertoire méthodique des ouvrages anonymes de la littérature provençale depuis les origines jusqu' à la fin du XV. siècle. Toulouse 1886. Vergl. Mary-Lafon, Bertrand de Born. Tableau historique, militaire et littéraire du 12. siècle. Paris; Laurens, Le Tyrtée du moyen âge ou histoire de Bertrand de Born. Paris 1863; Clédat, Du rôle historique de Bertrand de Born. Paris 1878; Mahn, Der Trou-

Es erübrigt noch, ein paar Worte über den Einfluß zu sagen, den die provenzalische Lyrik auf die anderen europäischen Litteraturen ausgeübt hat.*) Zunächst hat sie ihren Charakter der nordfranzösischen Lyrik aufgedrückt, die fast durchweg eine, wenn auch abgeblaßte Kopie der provenzalischen ist; von den intimen Beziehungen beider Litteraturen geben, wie Bartsch (Grundriß § 30) bedeutungsvoll hervorhebt, die in französische Liederhandschriften und Dichtungen aufgenommenen provenzalischen Lieder Zeugnis; das Umgekehrte, daß französische Lieder in provenzalischen Handschriften sich finden, kommt viel seltener vor. — Zum teil unmittelbar, zum teil durch die französische Lyrik vermittelt, hat die Lyrik der Trobadors auch auf die deutschen Minnesänger eingewirkt; Friedrich von Hausen und Rudolf von Neuenburg sind jedenfalls des Provenzalischen kundig gewesen.**) — Viel bedeutender ist der Einfluß, den die provenzalische Lyrik auf die italienische ausgeübt hat; nicht nur, daß die italienischen Dichter sich an den Beispielen der Trobadors schulten, dieselben Kunstformen und technischen Ausdrücke gebrauchten und in denselben künstlichen Gedanken sich bewegten — eine ganze Anzahl von ihnen dichtete auch in provenzalischer Sprache, so, um nur einige wenige Namen zu nennen, Sordel aus Mantua, Lanfranc Cigala aus Genua, Bertolomeu Zorgi aus Venedig.***) — Ein Gleiches geschah, ja vielleicht noch in verstärktem Maße, in Catalanien; dies Land gehörte einige Zeit zur Provence, und somit war dem provenzalischen Einflusse Thür und Thor geöffnet. Die catalanischen Dichter bedienten sich des provenzalischen Idioms, und auch dann, als die catalanische Mundart sich selbständig entwickelte und eigne Bahnen ging (gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts), diente ihnen Inhalt und Form der Trobadorlieder noch geraume Zeit hindurch als Muster.

Da die Poesie der Trobadors eine gekünstelte, mehr die Form als den Inhalt berücksichtigende, dem Volksbewußtsein im ganzen fremd bleibende war, so trug sie schon an und für sich den Keim des Todes in sich; aber beschleunigt wurde ihr Untergang durch die furchtbaren Religionskriege, welche im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die gesegneten Gefilde Südfrankreichs durchtobten,

---

badour Cercamon. Eberts Jahrbuch I; Bartsch, Garin der Braune. Eberts Jahrbuch III; Bartsch, Guillem de Berguedan. Eberts Jahrbuch VI; Bartsch, Guiraut Riquier. Herrigs Archiv XVI; Tobler, Ein Minnesänger der Provence (Gaucelm Faidit). Neues Schweiz. Museum V, 1.

*) Vergl. C. Sachs, In welchem Zusammenhang steht die Kunstpoesie der Provenzalen mit der mittelalterlichen Kunstpoesie der Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Deutschen? Berlin 1854; P. Meyer, De l'influence des troubadours sur la poésie des peuples romans. Romania V.

**) K. Bartsch, Nachahmung provenzalischer Poesie im Deutschen. Germania I; F. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours. Ein Beitrag zur Betrachtung des Verhältnisses zwischen deutschem und provenzalischem Minnesang. Straßburg 1880.

***) O. Schultz, Die Lebensverhältnisse der italienischen Troubadours. Gröbers Zeitschrift VII.

den Wohlstand auf Jahrhunderte untergruben und die politische Unabhängigkeit der Provence auf immer brachen. Veranlaßt wurden dieselben durch die Sekten der Albigenser und Waldenser, jene genannt nach der Stadt Albi, wo die aus dem Orient stammende und mit den Arabern nach Spanien und Südfrankreich gewanderte Häresie der Katharer oder Patarener eine Pflanzstätte gefunden hatte; diese nach Petrus Waldus aus Lyon, der sich mit reformatorischen Gedanken trug, die apostolische Einfachheit der christlichen Lehre herstellen wollte und die Bibel in das Provenzalische*) übersetzte (1179); um die Wende des Jahrhunderts diente die Bezeichnung Albigenser als Gesamtname für alle südfranzösischen Sekten. Es waren fleißige, geschickte, friedliche Leute; ihre Industrie war nicht die geringste Ursache des Wohlstandes, dessen man sich im südlichen Frankreich erfreute. So duldete man sie gern. Am Ende des zwölften Jahrhunderts genossen sie den Schutz Raymund's von Toulouse, und der mächtige Vormund des Grafen von Béziers stand in dem Verdachte, ihre Meinungen zu teilen. Da bestieg Innocenz III. den päpstlichen Thron; er erkannte die Gefahr, welche dem Katholizismus von hier aus drohte und scheute kein Mittel um ihr zu begegnen. Zuerst durchzogen seine Legaten das Land, die Ketzer zu belehren; der ungewohnte Widerstand erhitzte ihren Eifer. Um den verdächtigen Glauben des Grafen von Toulouse besser zu bewachen, drang ihm Peter von Castelnau, des Papstes Gesandter, einen Bischof seiner Wahl auf: Foulques de Marseille, der aus einem berühmten Trobador Cisterzienser-Mönch geworden war. Man verlangte, daß der Graf einer Armee von aufrührerischen Vasallen sein Land öffnete, damit diese die Ketzer ausrottete. Raymund weigerte sich und wurde in den Bann gethan. Endlich wollte es das Unglück, daß Peter von Castelnau in einer Herberge an der Rhone ermordet wurde (15. Jan. 1208), und der schon vorbereitete Kreuzzug stürzte sich nun (1209) mit der vollen Wut des Fanatismus auf die blühenden Provinzen des Südens. Man kennt das schreckliche Wort der Priester, welches bei der Erstürmung von Béziers gehört wurde: „Tötet sie Alle, Gott kennt die Seinen.“ Simon von Montfort führte das Kreuzheer von Sieg zu Sieg und bezeichnete überall seinen Weg durch die zügelloseste Grausamkeit. Nach der Einnahme von Carcassonne wurde der junge Vicomte von Béziers vergiftet; dann sollte die Beraubung Raymund's von Toulouse den Verteidiger des Glaubens belohnen. Aber nach mehreren Jahren wechselnden Kriegsglückes fand Simon vor Toulouse den Tod (1217); Amalrich von Montfort, sein Sohn, trat seine Rechte an den König Ludwig VIII. von Frankreich ab, der sich 1226 an die Spitze eines neuen Kreuzzuges stellte. Aber erst nach seinem Tode, während der Minderjährigkeit Ludwigs IX., unterwarf sich Raymund VII.

*) Das Original dieser Übersetzung des Petrus Waldus scheint nicht mehr vorhanden zu sein, doch gehen die uns erhaltenen Übersetzungen wahrscheinlich auf seine Arbeit zurück. Einzelne Stücke davon sind herausgegeben worden von J. Wollenberg in Herrigs Archiv, Band 28, 30, 32 und Berlin 1868.

von Toulouse der Krone Frankreich, am 12. April 1229. Die Reste der verfolgten Sekten flohen in die piemontesischen Alpen, wo ihre Nachkommen, oft verfolgt, bis heute ihren Glauben bewahrt haben.*)

Infolge dieser politischen Wirren und kriegerischen Greuel verstummte der Mund der Trobadors; die Lebenslust und die Liebeständeleien hatten einer finsteren Bigotterie Platz gemacht und waren in dem Qualm der Scheiterhaufen und in dem Triumphgeschrei der Pfaffen erstickt worden; die edlen Geschlechter, bei welchen die Poesie liebevolle Pflege gefunden hatte, waren ausgerottet oder hatten sich ganz der Politik zugewandt; der Einfluß des siegreichen Nordfrankreichs brach sich immer mehr Bahn und führte mit seiner politischen Verwaltung auch die in üppiger Blüte stehende französische Litteratur ein. Da unternahmen im Jahre 1323 sieben Bürger von Toulouse ein patriotisches Werk, indem sie eine litterarische Gesellschaft stifteten unter dem Namen La sobregaya companhia dels set trobadors de Tolosa. Sie versammelten sich jeden ersten Monat im Mai zu poetischen Wettkämpfen, wobei Preise für die besten Gedichte zur Verteilung kamen, ein goldenes Veilchen für die beste Canzone, eine wilde Rose von Silber für das beste Sirventes, Pastourelle oder Marienlied, eine silberne Ringelblume für die beste balada oder dansa. Wer drei Preise gewonnen hatte, hieß Trobador. Da die alten poetischen Regeln, zumal sie nur auf mündlicher Überlieferung beruhten, so gut wie vergessen waren, so wurde der „Kanzler“ der Gesellschaft, Guillem Molinier, beauftragt, ein Lehrbuch der Dichtkunst abzufassen, welches um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts unter dem Titel Las leys d'amors**) erschien. Der Verfasser behandelt darin in ausführlicher Darstellung die provenzalische Grammatik, Metrik und Rhetorik und belegt seine Regeln durch Beispiele, die er bald den alten Trobadors entnimmt, bald selbst erfindet. Das Beispiel von Toulouse blieb nicht ohne Nachahmung; in verschiedenen Städten der Provence bildeten sich Zweiggesellschaften mit gleichen Statuten, ohne es jedoch zum Ansehen der tolosanischen Companhia zu bringen. Auch dieser drohte

---

*) Aus dem 15. Jahrhundert stammt ein Lehrgedicht der Waldenser, La Nobla Leyczon, eine didaktische Darstellung der Heilsgeschichte; früher hielt man das Gedicht für eins der ältesten Denkmäler der provenzalischen Poesie, doch widerspricht Sprache und Versbau dieser Annahme. Herausgegeben von Raynouard, Choix II, 73—102; Mätzner, Programm der I. höh. Töchterschule zu Berlin 1845; Dühr, Programm des Gymnasiums zu Friedland 1869; La Noble Leçon, texte original d'après le manuscrit de Cambridge, avec les variantes des manuscrits de Genève et de Dublin, publié par E. Montet. Paris 1888. — Vergl. Montet, Histoire littéraire des Vandois de Piémont. Paris 1883; F. Apfelstedt, Religiöse Dichtungen der Waldenser. Herrigs Archiv, Band 62.

**) Herausgegeben von Gatien-Arnoult, Les Fleurs du gai savoir ou les Lois d'amour. Toulouse 1841. — Der Titel des Molinier'schen Buches ist seltsam genug, da die Liebe von dem Programm der Gesellschaft so gut wie ausgeschlossen war; es war nur gestattet, die Liebe im allgemeinen oder zur Jungfrau Maria zu besingen. Was würden dazu die alten Trobadors gesagt haben!

gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Verfall; eine reiche Bürgerin jedoch, Clémence mit Namen, stiftete 1484 neue Blumenpreise und sorgte auch durch reiche testamentarische Schenkungen für das Fortbestehen der poetischen Gesellschaft, die ihre dichterischen Übungen unter dem Namen der „Jeux floraux" (Blumenspiele) bis auf den heutigen Tag veranstaltet.*)

So wenig günstig die politische Lage der Provence im dreizehnten Jahrhundert für die Lyrik war, so vorteilhaft war sie für die Entwickelung der didaktischen Poesie. Da wäre zunächst zu nennen eine Bearbeitung der Sprüche Salomonis durch Guillem de Cerveira**) in gereimten Alexandrinern; eine in gereimten Achtsilbnern verfaßte und unter dem Namen Seneca***) bekannte Sammlung von Sprüchen alter Volksweisheit; eine Reihe von Gedichten, welche als ensenhamens d. h. Unterweisung, Lehre bezeichnet werden, und in denen der Dichter gewöhnlich einem bestimmten Stande moralisierende Ratschläge erteilt, wie z. B. die Unterweisung, die Garin der Braune†) einer hochgestellten Dame über ihr Verhalten in allen Lebenslagen erteilt, die für ihre Joglars bestimmten ensenhamens des Guiraut de Cabreira, des Guiraut de Calanso und des Bertran de Paris,††) die einem Junker erteilte Unterweisung des Arnaut Guillem de Marsan,†††) und die beiden Gedichte des Amanieu des Escas,°) der sich in dem einen an einen Knappen, in dem andern an eine Kammerjungfer wendet. Eine gereimte Encyclopädie des gesamten Wissens seiner Zeit verfaßte Peire de Corbiac in seinem Tezaur°°) und in viel ausführlicherer Weise der gelehrte Matfre Ermengau in seinem sich außerordentlicher Beliebtheit erfreuenden Breviari d'amor;°°°) eine Unterweisung über die Jagdvögel und die Falkenjagd gab Daude de Pradas in seinem Werke Li auzel cassador.°°°°) Daneben blühte eine reiche wissenschaftliche Prosalitteratur. So besitzen wir

---

*) Die Gedichte der Mitglieder der Gesellschaft im 14. und 15. Jahrhundert sind veröffentlicht von Gatien-Arnoult, Las joyas del gay saber. Toulouse 1849. Einige wenige Beispiele stehen in Bartsch, Chrestomathie. — Chabaneau, Origine et établissement de l'Academie des jeux floraux. Toulouse 1886 (erhält eine Table alphabétique des poètes de l'école de Toulouse); Schwan, Die Entstehung der Blumenspiele von Toulouse. Preußische Jahrbücher Band 54.

**) Bruchstückweise gedruckt bei Heyse, Romanische Inedita S. 13—20; Bartsch, Chrestomathie[3] S. 303—306.

***) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler S. 192—215.

†) Gedruckt in der Abhandlung von Bartsch über Garin den Braunen in Eberts Jahrbuch III, S. 402—407.

††) Alle drei herausgegeben von Bartsch, Denkmäler S. 85—101.

†††) Herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 132—139.

°) Herausgegeben von Bartsch, Denkmäler S. 101—114 und Provenzalisches Lesebuch S. 140—148.

°°) Herausgegeben von Sachs, Le Trésor de Pierre de Corbiac. Brandenburg 1859.

°°°) Erst bruchstückweise bekannt; eine Ausgabe hat begonnen Azaïs, Paris 1862/81. 2 Bände.

°°°°) Herausgegeben von Sachs, Les auzels cassadors. Brandenburg o. J. (1865).

Versuche, die Sprache der Trobadors grammatisch und lexikalisch darzustellen von Uc Faidit in seinem Donatus provincialis*) und von dem als Novasdichter bekannten Raimon Vidal in seinem Buche Las razos de trobar.*) Von den wunderbaren und fabelhaften Eigenschaften von Tieren und Steinen, an welche das gesamte Mittelalter glaubte, liegen auch provenzalische Berichte vor, in einem Physiologus**) und einem Lapidarius.***) Auch einige medizinische und juristische Traktate sind aus dem dreizehnten Jahrhundert erhalten. Im vierzehnten Jahrhundert erlosch die eigene Produktivität der Provenzalen; sie befassen sich fast nur mit Übersetzungen und Kompilationen. Unter jenen sei erwähnt eine solche der Legenda aurea,†) der im Mittelalter weit verbreiteten lateinischen Legendensammlung des Jacobus a Voragine und eine Übertragung des Arbre des batailles, dieses viel gelesenen politischen Werkes des Nordfranzosen Honoré Bonnet;††) unter diesen eine große naturwissenschaftliche Encyclopädie Elucidari de las proprietatz de totas res naturals, nach den bekanntesten lateinischen Werken der Art kompiliert, interessant sowohl in Bezug auf seinen Inhalt als auf die Sprache.†††)

Was nun schließlich die dritte Dichtungsgattung, die dramatische, anbetrifft, so sollte man von den zahlreichen dramatisch gehaltenen Tenzonen auf eine eifrige Bethätigung auch auf diesem Gebiete schließen. Dem ist aber nicht so. Wohl mag es auch in der Provence Darstellungen aus dem Leben Christi, sogenannte Mysterien, gegeben haben; auch hat man ein winziges Bruchstück von 22 Versen aus einer dramatischen Bearbeitung des bethlehemitischen Kindermordes entdeckt; wohl existiert aus dem vierzehnten Jahrhundert eine Dramatisierung des Lebens der heiligen Agnes°) und aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein Mirakelspiel über den heiligen Jacobus;°°) aber schon der Umstand, daß uns so wenige Proben der dramatischen Poesie erhalten sind, beweist, daß das Interesse der Provenzalen dieser Dichtungsgattung wenig zugeneigt war, und daß eben nur in der Lyrik der Schwerpunkt der provenzalischen Poesie zu suchen ist.

---

*) Herausgegeben von Guessard, Grammaires provençales de Hugues Faidit et de Raymond Vidal de Besaudun. 2. éd. Paris 1858; Stengel, Provenzalische Grammatiken. Marburg 1878; vergl. Wildermuth, die drei ältesten süd- und nordfranzösischen Grammatiken. Programm des Gymnasiums zu Tübingen 1857.

**) Herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 162—166.

***) Herausgegeben von P. Meyer, in Eberts Jahrbuch IV, S. 78—84.

†) Vergl. P. Paris, Les manuscrits français VII, S. 175.

††) Einzelne Stücke in Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 174—176; Chrestomathie³ S. 397—400.

†††) Einige Bruchstücke herausgegeben von Bartsch, Provenzalisches Lesebuch S. 179—181, Chrestomathie³ S. 363—370; Kreßner im Anhang zu seiner Abhandlung über die Tierbücher des Mittelalters, Herrigs Archiv Band 55.

°) Sancta Agnes, provenzalisches geistliches Schauspiel, herausgegeben von K. Bartsch. Berlin 1869.

°°) Ludus sancti Jacobi, fragment de mystère provençal découvert et publié par C. Arnaud. Marseille 1858.

Das Übergewicht der Nordfranzosen wurde vollendet, als im Jahre 1245 die Linie der Grafen von der Provence erlosch, und Karl von Anjou, der Bruder Ludwigs IX., dieses schöne Gebiet erbte. Es folgte dann die Epoche des babylonischen Exils der Päpste, die in der alten Stadt Avignon ihre Residenz aufschlugen, die Regierung der Königin Johanna II. (1414—1435) und darauf das Regiment der zweiten Linie Anjou, an welche Johanna die Provence testamentarisch vermacht hatte. Der letzte Fürst aus dieser Familie war der gute König René, der eifrige Förderer der Poesie und Malerei, dessen Andenken noch heute im Volke geehrt wird, und dem man in seiner ehemaligen Hauptstadt Aix 1823 eine Bildsäule errichtet hat. Bei seinem Tode 1480 ging der Besitz der Provence auf kurze Zeit an seinen Neffen Karl von Maine über und von diesem auf Ludwig XI. von Frankreich. Es wurde ihr von seiten der französischen Könige eine verhältnismäßig große Selbständigkeit gelassen, welche die Provenzalen gegen jeden Versuch der Beschränkung hartnäckig verteidigten; selbst das harte Regiment Ludwigs XIV. vermochte nicht, den stolzen Unabhängigkeitsgeist der Kinder des Südens zu beugen. Sie betrachteten ihr Land, obgleich politisch zu Frankreich gehörig, noch immer als unabhängig und als geschieden vom übrigen Frankreich. Die französische Sprache war zwar die Sprache der Verwaltung, des Gerichts, der öffentlichen Erlasse, der notariellen Dokumente und des Unterrichts; der großen Menge des Volkes aber war sie unbekannt. Auf dem Lande und in den Flecken und kleinen Städten herrschte unumschränkt das provenzalische Idiom, allerdings ohne litterarische Früchte zu zeitigen; nur hin und wieder gelangte ein einheimischer Dichter zu einer gewissen Beliebtheit, wie Saboly († 1675), dessen Weihnachtslieder (Nouvé) noch heute jedes Kind in der Provence auswendig kennt. Erst in diesem Jahrhundert erwachte ein erneutes Interesse für die Provence und ihre Litteratur, als der Provenzale Raynouard eine reiche Sammlung von altprovenzalischen Litteraturwerken, eine Grammatik und ein Wörterbuch der Sprache der Trobadors veröffentlichte (vergl. die Litteraturangaben am Anfange des Kapitels), als A. W. Schlegel und Tieck auf die provenzalische Litteratur und ihre Bedeutung hinwiesen, und der geniale Diez in zwei epochemachenden Werken die Poesie der Trobadors und ihr Leben und Wirken klarlegte. Seitdem hat sich die romanische Philologie sowohl in Deutschland als in Frankreich mit Eifer auf das Studium der südlichen Sprache und Litteratur gelegt und in der Edition und Kommentation der Schriftsteller schon Bedeutendes geleistet. Die von C. Chabaneau geleitete Revue des langues romanes befaßt sich ausschließlich mit dem wissenschaftlichen Studium des Provenzalischen des Mittelalters und der Neuzeit.

Zu derselben Zeit aber, wo man in gelehrten Kreisen der alten Sprache und Litteratur der Provence ein so reges Interesse entgegenbrachte, fand ein Versuch statt die nur als Patois gesprochene Sprache wieder zu eintr litterarischen zu erheben und die Trobadors nach jahrhundertelangem Schlaf zu

neuem Leben und Singen zu erwecken.*) Der Anstoß zu diesem litterarischen Wiedererwachen Süd-Frankreichs ging aus von dem Coiffeur Jacques Jansemin oder Jasmin, der im gascognischen Dialekt Gedichte veröffentlichte unter dem Titel Las Papillotos und auch sonst durch anmutige litterarische Produkte sich bekannt machte; 1852 erhielt er den großen Preis der französischen Akademie und nach seinem Tode (1864) wurde ihm in seiner Vaterstadt Agen eine Bildsäule errichtet. Gleich Jasmin ging der eigentliche Urheber der provenzalischen Litteraturbewegung, Joseph Roumanille, aus dem Volke hervor. Er wurde 1818 in einem Flecken bei Tarascon als Sohn eines Gärtners geboren, wurde zuerst Lehrer, dann Buchdrucker und später Buchhändler in Avignon. In der Absicht, seine Muttersprache zu läutern und zu heben und ihr durch Verleihung eines edleren Inhalts auch in die Häuser der besseren Volksklassen Zutritt zu verschaffen, veröffentlichte er 1847 eine Gedichtsammlung, Li Margarideto (die Tausendschönchen), der er, durch den Erfolg ermutigt, noch eine große Anzahl von Fabeln, Erzählungen, Weihnachtsliedern und lyrischen Gedichten folgen ließ, in denen gesunder Humor mit kindlich-naivem Glauben gepaart erscheint. Seinem Beispiel zufolge begann jetzt ein vielfaches Dichten und Singen in der Provence, so daß schon im Jahre 1852 Roumanille eine Sammlung der ihm zugesandten Gedichte veranstalten konnte, die unter dem Titel Li Prouvençalo erschien. Das Werk vermittelte seine Bekanntschaft mit Theodor Aubanel und Frederic Mistral, den poetisch am bedeutendsten veranlagten der neuprovenzalischen Dichtern, und mit diesen und einigen andern gleichgesinnten Freunden gründete er ihm Jahre 1854 auf dem Schlosse zu Fontségugne den Bund der Felibres, das Felibrige. Mistral erzählt über die Gründung und den Zweck dieser Verbindung folgendes: Le 21 mai 1854, sept jeunes poètes, MM. Théodore Aubanel, Jean Brunet, Anselme Mathieu, Frédéric Mistral, Joseph Roumanille, Alphonse Tavan et Paul Giéra, amphytrion, se réunirent au castel de Fontségugne, près Château-Neuf-de-Gadagne (Vaucluse), pour concerter dans un banquet d'amis la restauration de la littérature provençale. Au dessert on posa les bases de cette palingénésie et on chercha un nom pour en désigner les adeptes. On le trouva dans une poésie légendaire que M. Mistral avait recueillie à Maillane, poésie qui se récite encore en guise de prière dans certaines familles du peuple. C'est un récitatif rimé dans lequel la Vierge Maria raconte ses sept douleurs à son fils dans une vision de saint Anselme. Voici le passage qui contient le mot félibre:

*) Vergl. Böhmer, Die provenzalische Poesie der Gegenwart. Halle 1870; M. v. Szeliski, Die Litteratur der Neuprovenzalen, in „Die Gegenwart", Jahrgang 1876; Saint-René Tissandier, La nouvelle poésie provençale, in der Revue des deux mondes 1859; Schneider, Bemerkungen zur litterarischen Bewegung auf neuprovenzalischem Sprachgebiete. (Programmabhandlung). Berlin 1887.

**) In Lou Tresor dóu Felibrige ou Dictionnaire provençal-français unter Félibre.

Le quatrièmo doulour qu'ai souferto pèr vous,
O moun fiéu tant precious,
Es quand vous perdeguère,
Que de tres jour, tres niue, iéu noun vous retrouvère,
Que dins lou tèmple erias
Que vous disputavias
Emé li tiroun de la lèi,
Emé li set felibre de la lèi.

Le mot félibre, aussi inconnu du reste que le mot tiroun, ayant évidemment dans ce morceau le sens de „docteur de la loi", fut acclamé par les sept convives, et l'Armana provençau, organe de la nouvelle école ... annonça à la Provence, au Midi et au monde que les rénovateurs de la littérature provençale s'intitulaient: félibres.

Die Wahl dieser Benennung läßt an Wunderlichkeit nichts zu wünschen übrig. Über die Herkunft des Wortes hat nichts Bestimmtes ermittelt werden können, obgleich die Etymologen sich in Vermutungen erschöpft haben; die Herleitungen aus dem griechischen philebraios (Judenfreund) und philabros (Freund des Schönen) lassen sich schwerlich halten, ebensowenig die von Sachs in seinem Wörterbuch angeführte, wonach es bedeutet faiseur de livre, da die Form dann falibre oder failibre lauten würde; vielleicht ist das Wort iberischen oder keltischen Ursprungs.

Wie dem auch sein mag, die Bewegung fand vielseitigen Anklang und die Mitglieder des Bundes mehrten sich von Tag zu Tag, alle Klassen der Gesellschaft und alle politischen Parteien vertretend; ihr Haupt (capoulié) wurde Mistral, geboren 1830. Er ist jedenfalls die am großartigsten angelegte Natur unter den neuprovenzalischen Dichtern; er hat jedem anderen Berufe entsagt, um sich nur seiner Lebensaufgabe, der Wiedererweckung der provenzalischen Sprache und Litteratur zu widmen, und trachtet diese Aufgabe nach zwei Seiten hin zu erfüllen: einmal durch Abfassung eines encyklopädischen Wörterbuches, dann aber durch eigene poetische Produktion. Was das Wörterbuch*) betrifft, so liegt dasselbe seit 1887 vollendet vor, ein Werk staunenswerten Fleißes, bedeutenden Wissens und edelster Vaterlandsliebe; es enthält sämtliche im Südfranzösischen gebräuchlichen Wörter nebst ihrer französischen Bedeutung, ihrem eigentlichen und figürlichen Sinne, ihren Vergrößerungs- und Verkleinerungswörtern, sowie einer großen Anzahl Beispiele und Zitate aus provenzalischen Dichtern; dabei werden mitgeteilt die zahlreichen dialektischen und archaischen Abweichungen; die Etymologien werden durchwegs angeführt und die übrigen romanischen Sprachen zur Vergleichung herangezogen; die Synonymik ist, wo nötig, berücksichtigt; ferner ist eine Nomenklatur der

---

*) Lou Tresor dóu Félibrige ou Dictionnaire provençal-français. Aix-en-Provence et Avignon (Roumanille), 26 Lieferungen umfassend, Preis 120 Francs.

Städte, Dörfer, Flüsse, Berge mit den verschiedenen alten und neuen Formen ihrer Namen, sowie der historisch bekannten Personen Südfrankreichs gegeben; daran schließt sich eine vollständige Sammlung von Sprichwörtern, Rätseln, volkstümlichen Redensarten, sowie Erläuterungen über den Volksglauben, über Sitten und Gebräuche, Institutionen und Traditionen — kurz, eine wahre Benediktinerarbeit, die allein genügte, Mistrals Namen auf die Nachwelt zu bringen. Aber bekannter noch hat er sich gemacht durch seine poetischen Schöpfungen. Im Jahre 1859 erschien seine poetische Erzählung Mirèio,*) eine inhaltlich etwas dürftige, aber farbenprächtig ausgeführte, an köstlichen Naturschilderungen reiche Idylle. Sie behandelt die Liebe des sechszehnjährigen armen Korbflechtersohn Vincenz zu der fünfzehnjährigen Mireio, der Tochter eines begüterten Bauern; sie, welche dem armen Burschen treu ergeben ist, weist drei Bewerber um ihre Hand ab, von denen der eine heimtückisch an einem einsamen Orte den bevorzugten Vincenz niedersticht. Während der Mörder, von den Geistern der Ertrunkenen in die Tiefe gezogen, in der Rhone ertrinkt, wird der Verwundete aufgefunden, auf Veranlassung Mireios in die Grotte einer Zauberin geschafft und dort kuriert. Als nun sein Vater bei dem alten Ramon um die Hand seiner Tochter anhält, wird er abgewiesen, obgleich Mireio offen ihre Liebe eingesteht. Von Verzweiflung ergriffen flieht das junge Mädchen bei Nacht aus dem elterlichen Hause zu der Kapelle der drei Marien, den Schutzpatroninnen der Provence. Diese erzählen, um der kraftlos niedergesunkenen und vom Sonnenstich getroffenen Mut einzusprechen, ihre Leiden, die sie einst in der Provence erduldet, und suchen sie durch Hinweis auf die Freuden des Himmels zu trösten. Umgeben von den Ihrigen, die ihr nachgeeilt sind, und in ihres Vincenz Armen giebt sie ihren Geist auf. — Diese einfache Liebesgeschichte giebt dem Dichter Gelegenheit, eine Fülle von Naturschilderungen einzuflechten, welche uns die herrliche Provence unter allen möglichen Beleuchtungen zeigen, sowie die volkstümlichen Anschauungen und die Legenden Südfrankreichs poetisch zum Ausdruck zu bringen; allerdings werden die streng katholische Färbung und das mehrfache Eingreifen übernatürlicher Mächte manchem Leser den Genuß verkümmern. Die französische Akademie zeichnete im Jahre 1861 das Gedicht durch den prix de poésie aus, und Gounod benutzte den Stoff zu einer Oper.

Im Jahre 1867 veröffentlichte Mistral ein zweites Gedicht in zwölf Gesängen: Calendau, in welchem des jungen provenzalischen Fischers Calendau Kämpfe um die von einem Räuber gefangen gehaltene Prinzessin Esterelle geschildert werden — eine Allegorie, da er unter der letzteren die strahlende, schöne Provence versteht, die von Frankreich geknechtet ist, und der von ihren eigenen Söhnen Errettung zu teil werden soll. Das Werk zeichnet sich wieder durch vorzügliche das Leben der Provence betreffende Schilderungen aus, ist aber inhaltlich noch dürftiger als Mireio. Als ausgezeichneten Lyriker zeigt er

*) Übersetzt von Frau Dorieux-Brotbeck (Heilbronn 1880).

sich in der 1874 erschienenen Sammlung Lis Isclo d'Or (Les Iles d'Or), sowohl was die Form als auch was den bunten Inhalt anbetrifft. Sein letztes Werk ist wieder ein erzählendes Gedicht, diesmal mit historischem Hintergrund, Nerto (1884). Freilich dürfte auch das hier bearbeitete Sujet unserer realistischen, der Romantik diametral entgegengesetzten Zeit nicht munden, da der Leser Mühe hat, sich in Situationen zu versetzen, wo der Gottseibeiuns und der Engel Gabriel persönlich auftreten, und wo noch die wunderlichsten Wunder geschehen; doch wird auch hier wieder jeder, der noch wahre Poesie zu würdigen versteht, sich an den köstlichen Naturschilderungen erfreuen und die Farbenpracht der Bilder, die der Meister in wechselvoller Fülle vor unser geistiges Auge zaubert, bewundern. Das Gedicht besteht aus sieben Gesängen, einem Prolog und einem Epilog. Wir befinden uns im Mittelalter, am Ende des großen Schisma. Der Baron Pons de Château-Renaud liegt auf dem Sterbebette; er läßt seine Tochter Nerto rufen und macht ihr das fürchterliche Geständnis, daß er vor dreizehn Jahren, als er durch das Spiel sein ganzes Vermögen verloren hatte, dem Teufel die Seele seines Kindes gegen einen Haufen Goldes verkauft hätte. Die Stunde sei nahe, wo Satan seine Beute verlangen würde; der Papst allein sei im Stande, das junge Mädchen dem schrecklichen Lose zu entreißen. Ein unterirdischer Gang verbinde das Schloß mit Avignon, wo Benedikt XIII. seit mehr als fünf Jahren von Boucicaut belagert wird; Nerto müßte durch diesen Gang zum Papste dringen, ihm in Château-Renaud ein Asyl anbieten und als Gegengabe von ihm ihre Rettung beanspruchen. Entsetzt über diese Enthüllung gehorcht Nerto. Als sie, von einem Windspiel geführt, in Avignon anlangt, begegnet sie einem jungen Manne, Rodrigue de Lune, dem Neffen des Papstes. Sie teilt ihm den Zweck ihres Kommens mit; er aber erklärt ihr, daß die Liebe allein den Teufel überwinden könne, und eine gegenseitige Zuneigung entsteht zwischen den beiden jungen und schönen Wesen. Inzwischen machen die Feinde einen neuen ungestümen Versuch, die Stadt zu stürmen, wobei der päpstliche Palast in Brand gerät; Benedikt willigt jetzt in Nertos Bitten und flüchtet nach Château-Renaud, woselbst er mit dem Könige der Provence zusammentrifft. Bei den prächtigen Spielen, welche ihnen zu Ehren in Arles gefeiert werden, zeigt sich Rodrigue im schönsten Glanze seiner Ritterlichkeit; er tötet einen Löwen, der aus der Arena ausgebrochen war und im Begriff stand, sich auf den Papst zu stürzen; Nerto aber muß er entsagen, da diese auf Befehl Benedikts auf Lebenszeit im Kloster Saint-Nazaire den Schleier nimmt. Rasch entschlossen dringt er an der Spitze kühner Freunde noch an demselben Abend in die heilige Stätte, entführt die Geliebte und verbirgt sie auf dem Kirchhof von Aliscamps; doch Gewissensbisse lassen der Jungfrau keine Ruhe, sie flieht in eine Einsiedelei und kehrt von da in ihr Kloster zurück. Rodrigue sucht sie inzwischen vergeblich; um sie wiederzufinden, bietet er seine Seele dem Teufel an, der den Handel eingeht. An dem Thore eines verzauberten Schlosses, wo

sich die sieben Todsünden zeigen, trifft er die Geliebte wieder; er dringt in sie mit ihm einzutreten, sie ist im Begriff nachzugeben, da erscheint plötzlich Satan und verlangt sein Recht. Rodrigue stürzt sich auf ihn, ihm seinen in Kreuzesform gearbeiteten Schwertgriff entgegenhaltend. Unter furchtbarem Donner stürzt das Schloß zusammen, und auf den Ruinen erhebt sich die steinerne Statue einer Nonne; Rodrigue und Nerto gehen zum Himmel ein, den sie durch Heldensinn und ihre Treue erworben haben.

Aus der großen Zahl der neuprovenzalischen Dichter sei schließlich noch Theodor Aubanel erwähnt (1829—1886), dem seine Dichtung La Miougrano entre-duberto (die halbgeöffnete Granate) wohlverdienten Ruhm einbrachte. A. Daudet nennt ihn in dem Nachruf, den er ihm widmet, „einen großen Dichter, ausgestattet mit Leidenschaft, Farbe, Phantasie, und den unser schöner provenzalischer Rhonestrom beweinen wird, wie die Töchter des Rheins Heinrich Heine beweinen.“ Aubanel ist auch dramatisch thätig gewesen; unter seinen Stücken verdient Lou Pan dou Pecat (Le Pain du péché) Beachtung.

Die jungprovenzalische Richtung verfolgt aber auch politische Zwecke; sie möchte sich von dem Joch, das Paris dem ganzen Lande auferlegt, freimachen. „Dezentralisation“ ist ihre Parole, föderative Vereinigung der Provence und Cataloniens ihr Ideal. Der alte Rassenhaß zwischen Provenzalen und Nordfranzosen (Francimands), der zum ersten male bei Gelegenheit der Albigenserkriege zum blutigen Ausbruch kam, besteht noch fort und blitzt bei jeder Gelegenheit auf. Bezeichnend für diese Stimmung sind folgende Strophen in Mistrals Lou Saume de la Penitènci (in Lis Isclo d'Or), welche während der Kriegswirren von 1870 entstanden und welche hier in der Szeliskischen Übersetzung*) mitgeteilt seien:

O Herr, halt' ein mit deinem Schlagen!
Vom Zorn laß ab;
Blick' hier herab,
Und hör' doch endlich, wie sie klagen,
Die blutbedeckt
Sind hingestreckt!

Herr, wenn der freche Häuserhaufen,**)
Der stets uns lenkt,
In Fesseln zwängt,
Dein Zornesmaß macht überlaufen
Und freventlich
Verleugnet dich,

O Herr, dann die Provence verschone!
Was sie verbricht
Ist Bosheit nicht.
Voll Reue nahn wir deinem Throne,
Verzeih' in Huld
Uns früh're Schuld.

Herr, mach' zu Menschen uns, wir flehen,
Von Sklaverei
Mach' du uns frei!
Denn wir sind Söhne Roms und gehen
Mit frommem Sinn
Durchs Leben hin.

*) Gegenwart, Jahrgang 1876. S. 188.
**) La cièuta rebello; gemeint ist Paris.

O Herr, nicht wir zuerst sind schuldvoll;	O Herr, sei unsrer Sache huldvoll,
Send' uns ins Thal	Dann leben wir
Des Friedens Strahl.	Voll Lieb' zu dir.

Ob diese politischen Träume der Provenzalen sich verwirklichen werden, wird die Zukunft lehren; nach menschlichem Ermessen sind es eben nur Träume der leicht erhitzten südländischen Phantasie; ihrer Litteratur aber darf man getrost einen neuen Aufschwung prophezeien, solange Männer wie die oben genannten ihr Bestes an die patriotische Aufgabe setzen, die im Mittelalter im hellsten Glanz erstrahlende heimatliche Poesie aus jahrhundertelangem Schlaf zu neuem Leben zu erwecken.

Kapitel III.

Die altfranzösische Epik.

In dem Anfangskapitel dieses Buches haben wir eine Anzahl von Litteraturwerken namhaft gemacht, in welchen das erste Stammeln, das unsichere kindliche Umhertasten der französischen Poesie zum Ausdruck kam; Stoff und Form sind beschränkt und spröde, jener fast ausschließlich der Geschichte Christi und der Heiligen entstammend und nur zu kirchlichen, erbaulichen Zwecken verwandt, diese in ihrer Härte und Ungefügigkeit noch allzusehr das Werden und Ringen nach einem einheitlichen Ausdruck verratend. Noch am Anfang des elften Jahrhunderts sehen wir den kindlich-naiven Sinn der Gesellschaft an der platten, kirchlich angehauchten, lammfrommen Reimerei über das Leben des heiligen Alexis sich erfreuen; am Ende desselben Zeitraums aber tritt uns mit seinen wuchtigen Versen das majestätische, kampfesfrohe Rolandslied entgegen, in welchem Mannesmut und Waffenklang das süßlich-widrige Geschreibsel der Pfaffen ein für alle Mal zurückdrängt. Und wie mit einem Zauberschlage bedeckt sich nun das brachliegende Feld der französischen Litteratur mit einer üppig wuchernden Epik, welche an Reichtum ihres Gleichen auf der Erde sucht; welche, von den Banden der Kirche befreit, den mannigfachsten Gefühlen Ausdruck verleiht; in welcher die höchsten Tugenden, eine auch den Tod nicht scheuende Vaterlandsliebe und die Wahrung persönlicher Freiheit, begeistert gepriesen werden; welche befruchtend auf die Litteraturen des Abendlandes eingewirkt und allen litterarischen Erzeugnissen des Mittelalters ihren Stempel aufgedrückt hat.

Vorbei war eine Zeit furchtbarer Verwickelungen und Kämpfe auf religiösem Gebiete sowohl als auf politischem; vorbei die Periode wilder Einfälle uncivilisierter Horden; vorbei jene Pesten, die die Menschheit dezimierten, jene ent-

setzlichen Jahre der Hungersnot, wo man Menschenfleisch verzehrte, und wie ein von schwerer Krankheit Genesener erhob sich die Gesellschaft zu einem neuen frischen Leben. Da trugen die seit dem Anfang des zehnten Jahrhunderts in Frankreich seßhaften Normannen ihre siegreichen Waffen nach England, Neapel, Portugal, an die Küsten des Archipels und des heiligen Landes; da wandte sich der Occident einmütig dem Stellvertreter Christi gehorchend gegen den Orient, um die Stätten zurückzuerobern, wo die Grundidee der modernen Zeit geboren wurde; da entfaltete sich jener wunderbare Frauenkultus, der, von der Gottesmutter ausgehend, auf das ganze Geschlecht sich erstreckte und dem Leben der damaligen Gesellschaft einen so eigentümlichen Glanz verlieh; da entstand vor allem jener Geist des Rittertums, dessen entschiedenes Gepräge die damalige Gesellschaft in jeder Weise aufzeigt, und der auch die ganze zeitgenössische Litteratur allmächtig durchdringt.

„Les Français n'ont pas la tête épique." Dieser Ausspruch Voltaires ist zum geflügelten Worte geworden, und doch ist keine Vorstellung falscher als die, es fehle der französischen Litteratur an Epen. Denkt man freilich an die neuere und neueste Zeit, so wird man eingestehen müssen, daß allerdings wenig Bemerkenswertes auf dem Gebiete der Epik geleistet worden ist; aber ebenso liegt die Sache in der italienischen, spanischen, deutschen und englischen Litteratur. Der Geist der modernen Generation liebt es eben vorwiegend, in der Lyrik und vor allem im Roman und Drama seinen Ausdruck zu suchen; nicht in der aufgeklärten Jetztzeit hat das Epos seine Stelle, nicht in der Litteratur eines Volkes, das sich im kräftigsten Mannesalter befindet und seine sogenannte klassische Periode schon gelebt hat; seine Kindheit, das Werden der Gesellschaft, das ist der Boden, wo es Wurzel faßt und fröhlich zum weit beschattenden Baume heranwächst.*)

Drei Helden sind es, welchen die epische Dichtung sich vorzugsweise zugewandt hat, Karl der Große, Artus, Alexander, oder wie der Verfasser des Guiteclin de Saissoingne sagt:

Ne sont que trois matieres à nul home entendant,
De France, de Bretaingne et de Rome la grant.

Man kann daher drei epische Kreise**) unterscheiden, den karolingischen oder Sagenkreis Karls (de France), den armorikanischen oder Sagenkreis des Königs Artus (de Bretaingne), und den antiken, der seine Stoffe dem klassi-

*) Vergl. hierfür und für das folgende Kreßner, Eigentümlichkeiten des altfranzösischen epischen Stils, im Anhang zu seinem Leitfaden der französischen Metrik. Leipzig 1880.

**) Th. Gräße, die großen Sagenkreise des Mittelalters. Dresden und Leipzig 1842.

schen Altertum entlehnt (de Rome). Auch hat man die karolingischen Epen chansons de geste (Heldengedichte) genannt, die der beiden anderen Kreise aber romans, eine Einteilung, durch welche man treffend den großen Unterschied ausdrückte, der zwischen ihnen besteht. Denn während die romans Stoffe behandeln, die dem französischen Volksbewußtsein durchaus fern lagen, während ihre am Hofe der Großen lebenden Dichter, bedacht darauf, ihren Namen der Nachwelt zu verkünden, in ihren wohlgefeilten Werken Thaten berichten, die ans Wunderbare und Überirdische streifend, die Liebe oder auch die Ruhmsucht als Beweggrund in sich bergen, sind die chansons de geste die Epen im wahren Sinne des Wortes. Sie sind nicht das willkürliche Erzeugnis der Phantasie einiger Dichter, sondern der unbewußte Ausdruck der Überzeugungen, der Sitten, des ganzen Lebens eines Zeitalters. An der Grenzscheide der Barbarei und der beginnenden Geistesbildung fassen sie in ihrem weiten Rahmen alles, was das Volk liebte und haßte, hoffte und fürchtete, was es wußte und wollte: hierin völlig den homerischen Heldengedichten vergleichbar. Deutlich tragen sie den Stempel der Zeit, die sie hervorgebracht, jener Jahrhunderte voller Rohheit und Wildheit, Unwissenheit und Barbarismus, zugleich aber voller Religiosität und Ritterlichkeit, Tapferkeit und Kühnheit, bewunderungswürdig selbst in ihrer Naivität.

Die französische Heldendichtung ist wesentlich deutschen Ursprungs.*) Schon Tacitus berichtet, daß die Germanen Nationalgesänge hatten, in denen sie den Gott Tuiskon und seinen Sohn Mannus, die Stammväter ihres Volks, feierten; wir wissen, daß sie den Sieg des Arminius über die Römer in Liedern verherrlichten; und es ist wahrscheinlich, daß sie jedes andere historische Ereignis, welches sie betraf, in Gedichtform der Nachwelt überlieferten. Als sie dann zur Zeit der Völkerwanderung über den Rhein drangen, als das römische

---

*) Den deutschen Ursprung beweist einleuchtend Pio Rajna, Le Origini dell' epopea francese. Firenze 1884; vergleiche dazu G. Boissier, Les épopées françaises au moyen âge. Revue des deux mondes. 15. juillet 1884. — Als rein national-französische Produkte stellt die chansons de geste dar G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865; L. Gautier, Les épopées françaises, étude sur les origines et l' histoire de la littérature nationale. Paris 1866/68. 2. éd. [entièrement refondue] 1878 82; P. Meyer, Recherches sur l'épopée française, examen critique de l' Histoire poétique de Charlemagne de M. G. Paris et des Épopées françaises de M. L. Gautier. Paris 1867. — Über die chansons de geste sind ferner einzusehen: Uhland, Über das altfranzösische Epos. In den Musen 1812 (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Band IV, Stuttgart 1869). Ch. d'Héricault, Essai sur l'origine de l'épopée française et sur son histoire au moyen âge. Paris 1860; Ludlow, Popular Epics of the Middle-Ages of the Norse-German and Carlovingian Cycles. London 1865; Nyrop, Den oldfranske Heltedigtning (Histoire de l'épopée française au moyen âge accompagnée d'une bibliographie détaillée) Kopenhagen 1883; A. Tobler, Über das volkstümliche Epos der Franzosen. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. IV; Gidel, Les chansons de geste sont la peinture des mœurs et du caractère des temps qui les ont produites. Revue historique de l'anc. langue frç. 1877.

Reich unter ihren Streichen zusammenbrach, als die fränkischen Könige sich in Gallien festsetzten, wurde die nationale Poesie durch diese Begebnisse neu belebt und floß in reicheren Strömen. Allerdings verlernten die germanischen Eroberer bald ihre Sprache und es war zu fürchten, daß auch die germanischen Gedichte sich verloren; da ließ Karl der Große dieselben sammeln und sie, die bisher nur in mündlicher Tradition gelebt hatten, aufschreiben (Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit. Eginhard, Vita Caroli Magni c. 29); leider sind uns diese Sammlungen nicht erhalten. Ging aber auch die fränkische Sprache in dem Vulgärlatein unter, so blieb doch der germanische Geist ziemlich unberührt stehen, nur daß er sich jetzt in fremdem Gewande zeigte. Für die Existenz solcher „Cantilenen", der Vorgänger der chansons de geste, haben wir bestimmte Beweise; die älteste, von der wir Kunde haben, besang die Bekehrung der sächsischen Gesandten, welche um 622 Chlotar II. den Krieg erklärt hatten, zum Christentum und wird erwähnt in dem „Leben des heiligen Faro, Bischofs von Meaux", welches Halgarius von Meaux zur Zeit Karls des Kahlen, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, verfaßte; sie begann mit folgenden Versen:

De Chlotario est canere rege Francorum
Qui ivit pugnare in gentem Saxonum.
Quam graviter provenisset missis Saxonum
Si non fuisset inclytus Faro de gente Burgundionum!

und lebte, nach dem Zeugnis des Halgarius, im Munde des Volkes. Ein anonymer Schriftsteller des neunten Jahrhunderts (Annales de gestis Caroli Magni V. 115) bestätigt ausdrücklich das Vorhandensein von Gedichten, in welchen die Thaten der Vorgänger Karls des Großen gefeiert wurden:

vulgaria carmina magnis
Laudibus ejus avos et proavos celebrant;
Pipinos, Carolos, Hludowicos et Theodricos,
Et Carlomannos Hlotariosque canunt.

Als dritter Gewährsmann sei aus der deutschen Litteratur angeführt das sogenannte Ludwigslied, welches den Sieg des Königs Ludwig III. bei Saucourt feiert und unmittelbar nach diesem Ereignis (881) verfaßt sein muß. Auch dieses Lied zeigt uns, daß es Sitte war, zeitgenössische Begebenheiten in Gesängen zu verherrlichen. Im zehnten Jahrhundert wird man dann den Gedichten ein neues sprachliches Gewand angezogen haben, das französische, wie es im Eulalialiede sich zeigt; im elften endlich hat man die längeren oder kürzeren einzelnen Lieder vereinigt und zu den chansons de geste zusammengeschweißt, in denen nun die Thaten Karls des Großen und seiner Paladine in französischer Sprache gefeiert wurden. Sie sind also echte Volksepen; denn sie sind im Volke entstanden, das die Heldenthaten Karls und seiner Barone

fest im Gedächtnis hielt und sie schon lange besungen hatte, ehe ein formgewandter Dichter sie durch die Schrift fixierte. Und dieser Dichter, wiederum echt episch, nennt fast nie seinen Namen.

Um drei Helden gruppieren sich die chansons de geste, um Karl den Großen, Garin de Montglane und dessen Nachkommen Guillaume d'Orange, und Doon de Mayence, die das Geschick schon bei ihrer Geburt als eng zusammengehörig bezeichnete; denn sie kamen zur Welt an demselben Tage, zu derselben Stunde und fast in demselben Augenblicke. Ihre Geburt war von schrecklichen Naturerscheinungen begleitet: die Sonne wurde blutrot, die Erde bebte, und ein furchtbarer Sturm erhob sich über die ganze Christenheit, besonders wurde Spanien heimgesucht; ein Blitzstrahl schlug in den Boden vor den Häusern, wo die Helden das Licht der Welt erblickten, und aus der dadurch entstandenen Öffnung wuchs ein blühender und grünender Baum hervor, der mit dem Tode eines jeden von ihnen verwelkte (Doon de Mayence ed. Pey 6879—6894; 8115 ff.).*)

Alle diese chansons de geste aber, deren Zahl nahezu hundert ist, geben sich als Glieder einer Familie kund durch zwei gemeinschaftliche Eigenschaften, durch ihren religiösen und durch ihren feodalen, ja man kann sagen revolutionären Charakter. Von dem Rolandslied an bis auf die späteste chanson de geste, Baudouin de Sebourc, bilden die Kämpfe der Christen gegen die Ungläubigen, besonders gegen die Muhamedaner, den Mittelpunkt der nationalen Epen. Die gewaltigen Anstrengungen des Christentums gegen den Islam, die Kreuzzüge, waren die Hauptbeschäftigung der damaligen Gesellschaft; diese Begeisterung, von der alle Herzen ergriffen waren, diese fromme Wut, die Feinde Gottes zu vernichten; alles, was den Namen Jesu Christi nicht bekannte, zu bekehren oder zu erdrosseln; dieser unwiderstehliche Drang, des Erlösers Grab wiederzuerobern und die in die Hände der Ungläubigen gefallenen Reliquien wiederzugewinnen, alle diese Bestrebungen fanden ihr Echo in den chansons de geste. Nach diesem religiösen muß der revolutionäre Charakter der altfranzösischen Epik, der beständige Kampf der Vasallen gegen ihren Suzerain auffallen. Wie gewaltig auch Karl sein mag, auch er muß zuweilen den Haß und Trotz seiner Barone erfahren, die ihm nicht die gebührende Ehre erweisen, ihn offen bekriegen, ihm Fallen stellen, sich seiner Person mit List oder Gewalt bemächtigen, ja sogar gegen sein Leben sich verschwören. Freilich ist dieser Karl**) nicht mehr die ehrwürdige Heldengestalt des Rolandsliedes, jener Brennpunkt, in dem alle Strahlen edler Ritterlichkeit sich vereinigen; launenhaft, leichtgläubig, furchtsam, prahlerisch, ist er ein gelungenes Bild seiner

*) Hieran schließen sich einzelne kleinere Sagenkreise, welche in bestimmten Gegenden Frankreichs, Lothringen, Picardie, Burgund, Blaye besonders beliebt waren, sowie die die Kreuzzüge behandelnden chansons de geste.

**) Euler, das Königtum im altfranzösischen Karlsepos. (Stengels Ausgaben und Abhandlungen. Band 65. Marburg.)

schwachen Nachfolger, weshalb auch die Dichter weniger ihn preisen, als die tapferen Barone, die sich kühn in ihren einsamen Schlössern gegen ganze Heere des Kaisers verteidigten und oft nur durch Verrat besiegt werden konnten.*)

Der Name chanson de geste, der allen Epopöen dieser Epoche gemeinsam ist, nimmt das Wort geste ursprünglich im Sinne des lateinischen gesta, gleich „Chronik, Überlieferung", wie in dem Verse:

En plusurs gestes de lui sont granz honurs.

Später, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, gewann dieser Ausdruck die Bedeutung von Rasse, Familie, Gesellschaft, wie in:

Grans fu la perde de la geste Turpin.

Die Geltung der ersten Bedeutung bezeichnet die Blütezeit der altfranzösischen Heldendichtung; mit der zweiten beginnt der Verfall, die willkürliche Erweiterung und Fälschung der alten Überlieferungen durch phantastische Erfindungen, welche der Geschichte des nationalen Helden, je nach dem Bedürfnis der Zuhörer, die seines Vaters, Großvaters, oder seiner Kinder und Enkel hinzufügten und diese nach der epischen Schablone erzählten. Der Inhalt der chansons de geste ist ursprünglich einfache, naive Erzählung, ohne künstlerische Anordnung. Bald aber bildet sich eine Art epischer Musterform aus, die man dann auf alle neue Stoffe übertrug: eine Ratsversammlung des Königs, ein feindlicher Gesandter, der die Helden beleidigt und herausfordert, Krieg mit beliebigen Schlachten und Abenteuern, eine heidnische Prinzessin, die aus Liebe zu einem christlichen Ritter ihr Vaterland, ihre Religion, ihre Eltern verrät, Sieg der Christen, Bekehrung oder Vernichtung der Heiden. Das kehrt in allen karolingischen Romanen wieder. Eine Charakteristik im modernen Sinne, psychologische Beobachtung und Feinheit darf man von diesen Erstlingsschöpfungen des französischen Geistes nicht verlangen; sie sind in dieser Beziehung das Gegenteil der neueren Romane. Die Charaktere sind aus einem Stück, gut oder böse, schwarz oder weiß; der Held ist immer loyal, der Verräter hat keine gute Regung; er predigt seinen Kindern das Laster: „Kinder, paßt auf, daß ihr immer lügt; stehlt das Gut der Waisen, zerstört die Ernten, mordet die Biedermänner." Von Übergängen, vorbereiteten Wirkungen, Überraschungen, künstlerischen Effekten irgend einer Art kann nicht die Rede sein. Aber die älteren Epen, welche die echten nationalen Überlieferungen enthalten, entschädigen für das alles durch einfache Größe, durch Naivetät und Reinheit der Empfindung und oft durch eine große, ungesuchte Anmut des Stils. Erst im dreizehnten Jahrhundert verlieren sich diese Vorzüge durch die Einwirkung der

*) Von richtiger Chronologie haben die chansons de geste kaum eine Ahnung; das sahen wir schon bei dem provenzalischen Epos Girart de Rossilho, woselbst Karl Martell an die Stelle Karls des Kahlen tritt. Ebenso schlecht bestellt ist es mit den geographischen Kenntnissen der Dichter; so z. B. ist im Fierabras von einer Meerenge von Rom die Rede. Doch lassen sich solche Versehen auch aus den größten Dichtern, Shakespeare und Calderon, nachweisen.

phantastischen und sinnlichen bretonischen Romane und durch die Übertreibungen und unleidlichen Wiederholungen, welche dem Bedürfnis, immer neues zu bringen, entsprangen.

Nicht minder formelhaft, als der Inhalt, gestaltet sich im Laufe der Zeit auch der Ausdruck.*) Gewisse Wendungen, schmückende Beiwörter, Übergangsphrasen kehren immer wieder und wirken auf die Länge ermüdend. So finden sich, um nur ein Beispiel anzuführen, in allen chansons de geste, wo es doch recht kriegerisch hergeht, Schilderungen von Schlachten etwa in folgender, allgemein gehaltenen Form:

Là veissiez un estor si felon,
Tant elme fraint et percié tant blazon,
L'un mort sur l'autre trebuchier el sablon.

Wir sagten, daß die Heldengedichte das poetische Bild des Zeitalters seien, das sie hervorgebracht hat, und in dieser Beziehung erinnern sie an die homerischen Gedichte. Aber gerade hier stellt sich auch der ungeheure Unterschied dar, welcher die Epopöe des Altertums von der des französischen Mittelalters trennt. Die Bildung, welche diese letztere repräsentiert, hat mit der originalen und einfachen Entwickelung des hellenischen Volkstums fast nichts gemein. Sie ist unter den Ruinen einer gealterten Civilisation entsprossen; sie umfaßt die streitenden Elemente einer rein geistigen, dogmatischen Religion und eines sinnlichen, halb barbarischen Lebens. Die verwirrten Überlieferungen des Altertums mischen sich unter die nationalen Erinnerungen, die Rüstung einer pedantischen, halb verstandenen Schulweisheit erschwert den Aufschwung des poetischen Geistes. Die Sprache selbst ist das getreue Bild dieser aus den Trümmern zweier Welten zusammengesetzten Gesellschaft. Wir dürfen daher in den französischen Epen des Mittelalters die klassische, vollendete Form, die einfache Schönheit, die reine Menschlichkeit der homerischen Gesänge nicht suchen. Die Phantasie verliert sich in ihnen oft in's Grenzenlose; das Interesse des reichen und mannigfaltigen Stoffes verdrängt das der Form. Die Gedichte, von denen wir sprechen, sind unendlich reich an poetischen Situationen, sie glänzen durch Reichtum der Erfindung, sie rühren durch die Wahrheit der in ihnen ausgedrückten Gefühle — aber das Maß, die Harmonie der Teile, die Einheit des Interesses fehlt ihnen: unter der Masse von Bänden, welche sie bilden, befindet sich, das Rolandslied ausgenommen, kein klassisches Kunstwerk.

Es wäre jedoch sehr verfehlt, wenn man deshalb über den Wert dieser

*) Vergl. die bereits angeführte Abhandlung von Kreßner; ferner O. Dietrich, Über die Wiederholungen in den altfranzösischen chansons de geste. Romanische Forschungen I; Altona, Die Gebete und Anrufungen in den altfranzösischen Karlsepen. Marburg 1883. (Ausgaben und Abhandlungen, Heft 9.)

Dichtungen ohne weiteres den Stab brechen wollte, wie es Boileau that, dem bei seiner geringen Kenntnis der altfranzösischen Poesie Leichtfertigkeit im Urteil nicht abgesprochen werden kann. Wir haben bereits im Laufe dieser Erörterung mehrfach die Vorzüge erwähnt, welche den chansons de geste eigen sind, haben neben der monotonen Darstellung, der kunstlosen Form, dem rauhen Inhalt auf die naive Größe, die heroische Gesinnung, die wahre religiöse Überzeugung, das unbändige Freiheitsgefühl, das sie atmen, hingewiesen, haben gezeigt, daß die Sitten und Gebräuche einer längst vergangenen, glänzenden Zeit in ihnen ihren klaren Ausdruck finden, daß sie somit eine reiche Fundstätte für die Kulturgeschichte*) bieten; es bleibt noch übrig ihre Bedeutung für die Weltlitteratur hervorzuheben. Die gewaltige Flut der französischen Dichtung — und was wir hier sagen, gilt in demselben Maße auch von den sogleich zu besprechenden romans — drang weit über Frankreichs Grenze hinaus; Italien, England, Skandinavien und vor allen Dingen Deutschland bemächtigten sich der mehr oder minder heroischen, mehr oder minder phantasievollen und interessanten Stoffe, um ihnen in fremder Zunge ein neues Leben zu geben. Ariost und Pulci entnahmen ihnen Situationen und charakteristische Züge, England hat sein Alexanderlied, seinen Tristan, Lanzelot, Iwein und Gawein, die nordischen Völker ergötzten sich an der Prosabearbeitung der Karlo-magnus-Saga, Deutschland zählt sein Rolandslied, Alexanderlied, Iwein und Parcival unter die Perlen seiner Epik. Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um den gewaltigen Einfluß der französischen Epen auf die ausländische Litteratur ahnen zu lassen.

Die chansons de geste wurden, mit Begleitung von Instrumenten, einer Art Geige oder Harfe, gesungen, nicht jedoch nach einer bestimmt ausgeprägten Melodie, sondern etwa in der Vortragsform, die wir Rezitativ nennen. Der Vortrag lag in den Händen der trouvères und jongleurs, zwischen denen derselbe Unterschied bestand, wie zwischen ihren südlichen Kunstgenossen, den trobadors und joglars. Die jongleurs, die mit der Zeit zu einer wahren Landplage wurden und oft genug die Obrigkeit nötigten, sich mit ihnen zu befassen, zogen mit ihren Liederbüchern von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, fanden stets ein aufmerksames Publikum, und fehlten bei keinem Feste, dessen

*) Vergl. Krabbes, Die Frau im altfranzösischen Karlsepos. Stengels Ausgaben und Abhandlungen, Heft 18. Marburg); Ebert, Die Sprichwörter in den altfranzösischen Karlsepen (ebenda, Heft 23); Bangert, Die Thiere im altfranzösischen Epos (ebenda, Heft 34); Zeller, Die täglichen Lebensgewohnheiten im altfranzösischen Karlsepos (ebenda, Heft 42); Winter, Kleidung und Putz der Frau nach den altfranzösischen chansons de geste (ebenda, Heft 45); Sternberg, Die Waffen in den Karlsepen (ebenda, Heft 48); Schirling, Die Verteidigungswaffen im altfranzösischen Epos (ebenda, Heft 69); Mantz, Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artusepen (ebenda, Heft 73); Schröder, Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen. Erlangen 1886.

Glanz sie durch ihre Kunst erhöhten. Die Vornehmen pflegten bei solchen Gelegenheiten ihre eigenen Prachtkleider auszuziehen und den Spielleuten zu schenken, so daß, wie es in deutschen Dichtungen heißt, sie „aus Milde der Kleider ledig" dastanden.*) Bei dem Weihnachtsfest, das Kaiser Karl IV. im Jahre 1356 in Metz hielt, ritten die Kurfürsten in die Halle bis an die Tafel und überließen beim Absteigen ihre Rosse den Spielleuten und dem fahrenden Volk. Gold und Silber scheint man erst verschenkt zu haben, wenn der Vorrat an Gewändern und Tüchern erschöpft war. Auch pflegte man die Spielleute dadurch zu belohnen, daß man ihnen ihre Pfänder einlöste, die sie in der Herberge für Obdach und Bewirtung hatten hinterlegen müssen. Von solcher Belohnung durch ausgelöste Pfänder (gages) kommt der heutige Ausdruck „Gage". Sie waren in einer Zeit, wo es keine Presse gab, die Träger des Ruhms und der öffentlichen Meinung; daher hütete man sich auch wohl, sie durch Knickerei zu verletzen. Welchen Wert man schon in frühester Zeit ihnen beilegte, zeigen die Worte Rolands, mit welchen er die Seinen zum Kampfe anfeuert:

Or guart chascuns que granz colps i empleit,
Que malvaise cançun de nus chantet ne seit.

Aber nicht nur zur Verherrlichung der Feste diente der Gesang der Spielleute; auch in der männermordenden Feldschlacht stimmten sie ihre Lieder zum Ruhm der Vorfahren an und belebten dadurch den Mut der vorwärtsstürmenden Kämpfer. So wird uns berichtet, daß der Spielmann Taillefer die Schlacht bei Hastings eröffnete, indem er das Rolandslied anstimmte.

Taillefer qui mult bien cantout
Sur un cheval qui tost alout,
Devant le duc alout cantant
De Karlemaine et de Rolant,
E d'Olivier e des vassals
Ki mururent en Renchevals.

(Wace, Roman de Rou.)

Einen ganz anderen Charakter als die chansons de geste tragen die nunmehr zu betrachtenden romans. In ihnen haben wir das Resultat der Berührung der französischen Normannen und der englischen Kelten zu sehen; von diesen haben sie die Vorliebe für das Wunderbare, Übersinnliche, Geheimnisvolle, Mystische, den Glauben an Riesen, Zwerge, Feen, Zauberer, Drachen; von jenen den chevaleresken Zug, die keine Gefahr scheuende Tapferkeit, die Betonung des Motivs der Liebe, der in den Heldengedichten nur spärlich Raum gelassen ist. In ihnen ist der ritterliche Geist zur vollsten Ent-

*) Vergl. über die Spielleute die vortreffliche Abhandlung von W. Hertz in der Einleitung zu seinem „Spielmannsbuch". Stuttgart 1886.

wickelung gelangt, und es ist wohl angezeigt, sein Wesen in kurzen Zügen darzustellen, da die Kenntnis desselben zum Verständnis der sein Gepräge tragenden Litteraturprodukte unumgänglich notwendig ist.

Drei Elemente sind es, welchen die Blüte des Rittertums ihre Entstehung verdankt. Sie entsproß in dem Boden des trotzigen und unabhängigen Geistes der germanischen Krieger, die gleichfalls urgermanische Verehrung der Frauen belebte sie mit einer edlen Wärme, und die Religion war die Sonne, an deren Strahlen sie erblühte. Diese Entwickelung hatte unzweifelhaft mit Karl dem Großen begonnen. Der Glanz seines Reiches, die Kühnheit seiner fernen Kriegszüge, seine beständigen Kämpfe für die Religion mußten dem fränkischen Krieger ein Gefühl seiner Würde, einen phantastischen Aufschwung geben, wie er sich in den chaotischen Zuständen der vorhergehenden Jahrhunderte schwerlich hatte entwickeln können. Die Schwäche der letzten Karolinger, der Verfall des Reiches konnte den einmal geweckten Enthusiasmus nicht dämpfen. Denn über der Mannigfaltigkeit und der Verwirrung der feudalen Verhältnisse erhob sich triumphierend die Einheit der Kirche. Die Majestät des christlichen Gedankens unterwarf sich alle Verhältnisse des Lebens; sie heiligte die Liebe und die Waffen, sie beugte den trotzigen Sinn des Kriegers unter das Gesetz der Religion und der Ehre, ohne ihm den kühnen Aufschwung zu nehmen, den er aus den deutschen Wäldern und von den felsigen Küsten Skandinaviens in die alternde römische Welt mit hinüber gebracht. Die Seezüge der Normannen, der unaufhörliche Kampf mit dem Islam in Spanien, die allmählich wieder auflebende materielle Kultur des Abendlandes begünstigten mächtig diese Richtung der europäischen Civilisation, und am Ende des elften Jahrhunderts vollendete sie sich in den Kreuzzügen. Erst in dieser Vereinigung aller Nationen unter dem Banner des Kreuzes gewann der christliche Ritter das volle Gefühl seiner Würde und der Heiligkeit seines Berufes; der Anblick einer materiell der europäischen überlegenen Civilisation verfeinerte seinen Geschmack und seine Sitten. Die Gefahren und Abenteuer des heiligen Krieges, die Züge in weitentlegene Länder fremdartigsten Anblicks entflammten die Phantasie, und dies ganze reiche mannigfaltige und doch durch die allmächtige Einheit einer Idee zusammen gehaltene Leben fand seinen natürlichen Ausdruck in einer neuen, durchaus originellen Poesie.

Obwohl der Ritterstand sich eng an das Lehnswesen anschloß, so bildete er keineswegs eine Kaste, der man durch die Geburt allein angehörte. Persönliches Verdienst und gesellschaftliche Stellung kamen in gleicher Weise bei der Aufnahme in Betracht. Wenn der Sohn eines Edelmannes lebhaft und kräftig war, so entnahm man ihn mit dem Alter von sieben Jahren den Händen der Frauen und begann seine Erziehung, die sich anfangs auf körperliche Übungen beschränkte. Nach etlichen Jahren verließ er dann in der Regel das väterliche Haus und trat als damoisel, varlet oder page in die Dienste irgend eines großen Herrn. Dort diente er dem Herrn oder der Dame vom Schlosse,

lernte die Jagd, ließ den Falken steigen, führte Schwert und Lanze und härtete sich gegen Strapazen ab. Dabei unterhielt man ihn beständig von Kriegsthaten. „Der große Saal des Schlosses", sagt der Historiker Froissart, „war eine Art von Schule, wo Knappen und Ritter sich versammelten und wo die jungen Pagen sich bildeten, indem sie von Waffen und Liebe sprechen hörten."

Bei diesen Studien erreichte der Page das Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren. Dann wurde er vor dem Altar zum Knappen ernannt. Als solcher begleitete er entweder zu Pferde den Ritter oder die Dame des Schlosses, oder er verrichtete gewisse häusliche Dienste, welche nach altem germanischen Herkommen für ehrenvoll galten, z. B. die des Mundschenken oder des Vorschneiders. Der nächste Grad war der des archer oder homme d'armes. Die kriegerischen Übungen wurden strenger. Man tummelte die Streitrosse, führte mit erstaunlicher Leichtigkeit die schweren Waffen jener Zeit, voltigierte unter dem Gewichte des Harnisches. Der Körper erlangte eine Kraft und Geschmeidigkeit, wie kaum das hellenische Altertum sie gekannt. Hatte der junge Edelmann auf diese Weise das einundzwanzigste Jahr vollendet und den Erwartungen der Seinigen entsprochen, so wurde er mit dem Ritterschlage belohnt, der nichts anderes ist, als die Idealisierung der germanischen Wehrhaftmachung, welche schon Tacitus gekannt und beschrieben hat. Feierliche Ceremonien gingen ihm vorher. Mehrere Nächte hindurch leistete der Aufzunehmende die Waffenwache in einer Kirche. Dann wurde er gebadet, in weiße Gewänder gekleidet, beichtete, kommunizierte. In feierlichem Zuge vor den Altar geführt, leistete er den Eid, seine Waffen fortan nur der Verteidigung der Religion, der verfolgten Unschuld und der Ehre zu widmen und empfing den Ritterschlag von der Hand des angesehensten der anwesenden Ritter. Der Priester umgürtete ihn mit Wehrgehänge und Schwert; man legte ihm die Sporen an. Endlich führte man ein Schlachtroß vor die Thür der Kapelle; der junge Ritter schwang sich hinauf, tummelte es geschickt und gehörte von Stunde an zu den Auserwählten der Freiheit, der Liebe und der Ehre.*)

Die jugendliche Energie des ritterlichen, die Krieger aller christlichen Völker einenden Lebens giebt sich besonders in der Unbefangenheit zu erkennen, mit welcher die ritterlichen Dichter des Mittelalters die Zustände ihrer Zeit und ihres Landes zum gemeinsamen Maß aller Völker und aller Zeiten machen. Mögen sie von Christus, von Alexander dem Macedonier oder von Karl dem Großen sprechen; mögen sie den Schauplatz ihrer Erzählungen in das Vaterland oder in den fernen Orient oder auf verzauberte Inseln versetzen: wir treffen überall dieselben Überzeugungen, dieselben Sitten an. Die antiken Helden und die Sarazenen bekommen den Ritterschlag und sagen den Damen Galanterien, wie die Paladine des Königs Artus. Odysseus wird ein gas-

*) Vergl. Freis, Die Formalitäten des Ritterschlags in der altfranzösischen Epik. Leipzig 1887.

cognischer Graf, Penelope eine galante Dame. Der Palast des Priamus ist ein verzaubertes Schloß. Hippomedon findet keine Schwierigkeit, den König Artus zu besuchen. Vielleicht sagen wir nicht zu viel, wenn wir in dieser unbefangenen Überzeugung von der Universalität der bestehenden Civilisation eine der Hauptquellen ihrer poetischen Fruchtbarkeit finden. Das nachfolgende Fragment eines Fablels des dreizehnten Jahrhunderts möge diese Unbefangenheit des kindlichen, überall sich wieder findenden Volksbewußtseins anschaulicher machen. Wir geben es nach Villemain, Littérature du moyen âge, t. I. p. 238:

Il me convient de rimer un conte que j'ai ouï conter, d'un roi qui, en terre païenne, fut jadis homme très puissant et très loyal Sarrasin; il eut nom Saladin. Il fut cruel et fit maintes fois beaucoup de mal à notre loi et maints dommages à notre nation par son orgueil et sa violence. Une fois advint qu'à la bataille fut un prince qui avait nom Hugues de Tabarie. Avec lui était grande compagnie des chevaliers de Galilée, car il était seigneur de la contrée. Assez de faits d'armes ils firent ce jour; mais il ne plut au Créateur qu'on appelle le Roi de gloire, que les nôtres eussent victoire; car là fut pris le prince Hugues et fut mené le long des rues droit par-devant Saladin, qui le salue en son latin; car il le connaissait fort bien. „Hugues, j'ai grande liesse quand je vous tiens, dit Saladin, par Mahomet; et une chose je vous promets: c'est qu'il vous faudra mourir ou venir à grande rançon.“ Le prince Hugues répondit: „Puisque vous m'avez partagé le jeu, je choisirai la rançon, si j'ai de quoi la payer. — Oui, dit le roi, cent mille besans tu me compteras. — Ah, Sire! je ne pourrais y atteindre quand je vendrais toute ma terre. — Vous le ferez bien. — Sire, comment? — Vous êtes de grand courage et plein de chevalerie; et nul preux ne vous éconduira, si vous lui demandez rançon, sans vous donner un beau don: ainsi vous pourrez vous acquitter. — Maintenant, je veux vous demander comment je partirai d'ici? Saladin lui répondit: „Hugues, vous m'attesterez sur votre foi que vous reviendrez et que d'ici à deux ans, sans faute, vous aurez rendu votre rançon, ou que vous rentrerez en prison; ainsi, vous pourrez partir. — Sire, reprit-il, votre merci; et tout ainsi je le promets.“ Alors il a demandé congé et veut s'en aller en son pays. Mais le roi l'a pris par la main et en sa chambre l'a mené et l'a prié fort doucement: „Hugues, dit-il, par cette foi que tu dois au Dieu de ta loi, instruis-moi, car j'ai envie de bien savoir comment on fait les chevaliers. — Beau Sire, dit Hugues, je ne ferai; et je vous dirai pourquoi le saint ordre de chevalerie serait en vous mal placé; car vous êtes de la mauvaise loi, et n'avez baptême ni foi; et je ferais grande folie, si je voulais vêtir un fumier de drap de soie. Je serais mépris, si sur vous je mettais un tel ordre, et je n'ose-

rais l'entreprendre, car j'en serais blâmé. — Là, Hugues, dit-il, vous ne le ferez pas? Il n'y a point de mal à vous de faire ma volonté; car vous êtes mon prisonnier. — Sire, puisque je ne puis m'y refuser, je le ferai sans retard." — Lors il commence à lui enseigner tout ce qu'il lui convient de faire, lui fait bien arranger les cheveux, la barbe et le visage, comme ils convient à nouveau chevalier; puis le fait entrer dans un bain. Lors le soudan commence à demander ce que cela signifie. Hugues de Tabarie répond: „Sire, ce bain où vous vous baignez signifie que, comme l'enfant, pur de péchés, sort des fonts, quand il vient du baptême, ainsi devez sortir de là sans nulle vilainie, etc.

Saladin unterwirft sich allen symbolischen Gebräuchen, welche das Herkommen fordert. Er findet es ganz in der Ordnung, daß Hugo ihm den Purpurmantel anlegt mit den Worten: „Sire, dieses Kleid giebt Euch zu verstehen, daß Ihr Euer Blut für die heilige Kirche verspritzen müßt, damit niemand sie schädige" — so empfängt er endlich den Ritterschlag, worauf Hugo ihn anredet: „Jetzt bin ich Euer Freund, und weil ich Euer Freund bin, so habe ich das Recht von Euch zu borgen. Ich borge mein Lösegeld von Euch." Es waren 50 Feinde zugegen, lauter Ritter; sie beeilten sich, beizusteuern. Hugo empfängt ihre Geschenke und bietet sie Saladin an, der sie, mit der Freiheit, ihm wiedergiebt.

Es wäre leicht, diesem Beispiel eine Menge ähnlicher aus den Heldengedichten und Erzählungen des Mittelalters hinzuzufügen. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatte das Mittelalter gleichsam seine eigentümliche geistige Atmosphäre geschaffen. Das Christentum hatte den Geist der romanischen und germanischen Völker durchdrungen und hatte seinerseits deren Einwirkung erfahren. Die romantische Stimmung war in der Luft; man atmete sie und lebte in ihr; die Poesie der Zeit war ihr Erzeugnis und ihr treuestes Abbild.

Während in den chansons de geste — echt episch — die Kämpfe, das Ringen zweier Völker gegen einander geschildert werden, sind es die Thaten einzelner Ritter, die den Gegenstand der romans bilden. Dieselben werden meistens in losen Zusammenhang mit dem bretonischen König Artus gebracht, den als Mittelpunkt eines Epencyklus zu bezeichnen eigentlich ungenau ist; denn nicht er ist die Person, welche das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, sondern der eine oder der andere von den Rittern, die seine Tafelrunde bilden. Auch den romans fehlt das einheitliche Gepräge, das die erste Bedingung bei einem wahren Kunstwerk ist; Abenteuer reihen sich an Abenteuer, eins immer seltsamer als das andere, und wenn der Zweck, zu welchem dieselben unternommen werden, auch schließlich erreicht wird, so merkt man doch die Absicht des Dichters, nur durch Vorführung der buntfarbigen Schilderungen seine Zuhörer zu er-

gößen, ihre Phantasie lebhaft anzuregen, nicht aber bei ihnen den Eindruck eines Kunstwerkes hervorzurufen und zu hinterlassen. Daher erklärt es sich, daß auch in ihnen, nicht minder als in den chansons de geste, eine stereotype Formel sich ausbildete: der Hof des Königs, wo die Ritter an der Tafel versammelt sind; die Ankunft eines fahrenden Ritters oder eines ungeschlachten Riesen; Herausforderung und Zweikampf; dann endlose Abenteuer, in denen es von Feen, Riesen, Zwergen, Ungeheuern und Wundern wimmelt, und in denen es sich gewöhnlich um die Befreiung einer Dame handelt. Fehlt auch der lose Zusammenhang mit dem Hofe des Artus, so entsteht der Abenteuerroman. Was endlich die dem antiken Sagenkreise entlehnten Stoffe anbetrifft, so werden sie, wie oben bereits ausgeführt, ganz nach dem Muster der letzteren behandelt; die antike Färbung ist nur ein loses Gewand, unter dem das Mittelalter mit seinen Sitten und Anschauungen alle Augenblick hervorschaut.

Es erübrigt noch über die Form*) zu sprechen, in der uns die altfranzösische Epik entgegentritt. Die chansons de geste sind meistens im Zehnsilbner abgefaßt, der nach der vierten betonten Silbe eine Cäsur aufweist; nach dieser sowohl als nach der zehnten betonten war noch eine überzählige unbetonte gestattet, wie das folgende Beispiel aus dem Rolandslied zeigt:

E Olivier || chevalchet par l'estor,
Sa hanste est frait || e | n'en ad que un trunçun
Et vait ferir || un paien Malsarun,
L'escut li freint || ki est ad or e flur,
Fors de la test || e | li met les oilz ansdous,
E la cervel || e | li chet as piez desuz,
Mort le trastura || et | entre sept cenz des lur. (1351—1357.)

Nur in wenigen Werken, wie in dem in Kapitel II besprochenen provenzalischen Girart de Rossilho, in den altfranzösischen Epen Aiol und Audigier, findet sich die Cäsur nach der sechsten Silbe:

Aiols entra es ru || es | parmi l'estrée,
Sa lance estoit moult tort || e | et enfumée;
Et ses escus fu vieus, || la boucle lée
Et sa resne rompu || e | et renoée.

---

*) Über französische Metrik vergl. Quicherat, Traité de versification française. Paris 1838; Weigand, Traité de versification française. Bromberg 1863 (1871); Becq de Fouquières, De la versification française. Paris 1879. Lubarsch, Französische Verslehre. Berlin 1879. A. Tobler, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Leipzig 1880 (1886); Kreßner, Leitfaden der französischen Metrik. Leipzig 1880.

Auch der heute fast ausschließlich angewandte Alexandriner findet sich schon in der altfranzösischen Epik; so in dem komischen Epos Voyage de Charlemagne à Jérusalem. Zur Geltung ist er erst gekommen dadurch, daß in ihm das Alexanderlied des Lambert li Tors und Alexandre de Bernay abgefaßt wurde, wonach er auch später seinen Namen erhielt. Auch in ihm war am Ende des ersten Hemistichs eine überzählige, unbetonte Silbe gestattet. Überhaupt war die Metrik im Mittelalter viel freier als heutzutage; so z. B. kannte man damals das strenge Hiatusverbot nicht, und Verse, wie die folgenden, waren unbedingt gestattet:

Quant Amis fu et garis et haitiez,
Sachiez de voir, moult fu Amiles liés
Lors fu Amiles acolez et baisiez. (Amis 3087—3089).

Eine ein Ganzes bildende Reihe von Versen nennt man eine Tirade. Diese Verse waren in der ältesten französischen Poesie durch die Assonanz verbunden, d. h. die Endwörter stimmten im letzten betonten Vokal, nicht aber in den darauf folgenden Konsonanten überein. Man unterschied männliche Assonanz, wenn die assonierenden Verse mit einer betonten Silbe endigten, und weibliche, wenn sie mit einer unbetonten schlossen.

Beispiel männlicher Assonanz:

Li quens Gerins set el ceval sorel
E sis cumpainz Gerers en Passe-cerf;
Laschent lor reisnes, brochent amdui à ait,
E vunt ferir un paien Timozel,
L'un en l'escut e li altre en l'osberc;
Lur dous espiez enz el cors li unt frait,
Mort le tresturnent tres en mi un guaret.
Ne l'oï dire ne jo mie nel sai,
Li quels d'els dous en fut li plus isnels. Roland 1379 ff.

Beispiel weiblicher Assonanz:

Trenchet l'eschine, unc n'i out quis juinture,
Tut abat mort el pred sur l'herbe drue.
Apres li dist: Culvert, mar i moüstes,
De Mahumet ja n'i avrez aïude.
Par tel glutun n'est bataille oi vencue. Roland 1333 ff.

Manche Epen, z. B. Amis und Amiles, schließen jede Tirade mit einem außerhalb der Assonanz stehenden Sechssilbner.

Dagegen sind die romans durchgängig in paarweis gereimten Achtsilbnern verfaßt; der schnell dahinhüpfende, kurze Vers schien besonders geeignet, wunderbare Ritterthaten und erstaunliche Liebeshändel darzustellen, und paßte auch besser für die Vortragsform der romans. Denn während die chansons de geste unter Begleitung von Instrumenten gesungen wurden, wurden die romans erzählt.

Der gemeinsame Ursprung dieser sämtlichen Versformen ist in jenen lateinischen Hymnen zu suchen, welche man seit dem vierten Jahrhunderte in den christlichen Kirchen sang und die, indem sie die Quantität der Silben durch den rhythmischen Wortaccent ersetzten, an die alten saturninischen volkstümlichen Verse der Römer anknüpften. So entstanden Strophen wie:

Mira floris pulchritudo
Quem commendat plenitudo
Septiformis gratiae!
Recreemur in hoc flore
Qui nos gustu, nos odore,
Nos invitat specie.

Nachdem man so die alten lateinischen Metra Jahrhunderte lang gesungen und das Ohr der Quantität völlig entwöhnt hatte, ahmte man sie in der Volkssprache nach. Aus den trochäischen und jambischen Dimetern entstanden die achtsilbigen Verse; die daktylischen hyperkatalektischen Trimeter der Sancta Agathe des Papstes Damasus († 384) und der Sancta Eulalia des Prudentius († 413) wurden das Vorbild des zehnsilbigen epischen Verses*), und der gesungene lateinische Asklepiadeus erzeugte den Zwölfsilbner.

Kapitel IV.

Die Chansons de Geste.

I. Karl der Große.

Bei dem Versuche, dem Leser die Hauptepen des karolingischen Sagenkreises inhaltlich vorzuführen, waren verschiedene Wege einzuschlagen: entweder konnte die chronologische Ordnung eingehalten werden, so daß wir mit dem ältesten Epos, dem Rolandsliede, begannen — aber dann würde die Darstellung etwas Zerrissenes erhalten haben, da manche erst im dreizehnten Jahrhundert entstandenen Gedichte die Handlung vor die des Rolandsliedes verlegen, ganz abgesehen davon, daß bei mehreren Epen die Abfassungszeit sich nicht genau bestimmen läßt; oder es konnten die Epen nach der alphabetischen Ordnung durchgegangen werden, wobei die Abfassungszeit allerdings nicht in Betracht kam, wo jedoch die Zusammenhanglosigkeit noch schärfer als bei dem ersten Verfahren hervorgetreten wäre; oder aber schließlich es konnten die Epen um die verschiedenen Lebensepochen und Heldenthaten des Kaisers gruppiert werden,

*) Vielleicht ist der römische Saturnier der Vorfahre des Zehnsilbners, vergl. Stengel, Verwendung, Bau und Ursprung des romanischen Zehnsilbners. Franco-Gallia IV., 289.

ohne Rücksicht auf die Abfassungszeit der einzelnen Gedichte. Da bei dem letzteren Verfahren die Einheit am meisten gewahrt wird, so haben wir es zu unserer Darstellung gewählt.

Wir beginnen daher mit einem Epos, das zwar dem dreizehnten Jahrhundert angehört, uns aber mit den Eltern Karls bekannt macht, mit Berte-aus-grans-piés von Adenès li Rois.*) Pipin, von dessen Unerschrockenheit und Heldenmut gleich im Anfang des Gedichts eine Probe erzählt wird, war seinem Vater Karl Martell auf den Thron Frankreichs gefolgt. Nach einer kinderlosen Ehe vermählt er sich zum zweiten Male, und dabei fällt seine Wahl auf die junge und schöne Prinzessin Berta von Ungarn, deren Eltern, Flore und Blancheflor, mit Freuden dem berühmten und mutigen Könige von Frankreich ihre einzige Tochter geben. Mit großem Pomp wird sie nach Paris geleitet, und unter dem Jubel des Volkes, das den Segen des Himmels auf die liebliche Königin herabruft, wird die Hochzeit prächtig begangen. Aber ehe noch der nächste Morgen graut, soll Berta schrecklich aus ihrem Frieden und Glücke aufgerüttelt werden. Margiste nämlich, ihre Dienerin, die sie aus Ungarn mit sich gebracht hat, redet der jungen, erst sechzehn Jahre alten Braut ein, daß der König sie in der Brautnacht töten würde; und als Berta angsterfüllt nach einem Mittel, diesem Lose zu entrinnen, fragt, erbietet sich die Alte, ihre eigene Tochter Aliste dem Könige preiszugeben, ein Betrug, der um so leichter von statten gehen würde, als Aliste ihrer Herrin zum Verwechseln ähnlich wäre. Berta geht darauf ein. Am nächsten Morgen wird sie von Margiste, die sie beständig als ihre Tochter ausgiebt, in eine Situation gebracht, in der sie es auf das Leben des Königs abgesehen zu haben schien, und ungehört zum Tode verurteilt. Schmählich gebunden wird sie unter dem Fluche des Volkes, das am Tage vorher ihren Wagen mit Jauchzen umgeben hatte, und jetzt in ihr nur eine gemeine Mörderin erblickt, von Tibert, Margistes Helfershelfer, und einigen Knechten nach einem dichten Wald gebracht, um dort den Tod zu erleiden. Ihre Schönheit aber und ihre Geduld erwecken das Mitleid der Diener; sie fallen dem Tibert, der schon zum Todesstreich ausholt, in den Arm, befreien ihr Opfer und überbringen der Margiste als Zeichen der Vollstreckung ihres Befehls die Zunge eines Rehs. Tibert wird zuvor gezwungen zu schwören, von Bertas Rettung nichts zu verraten.

---

*) Herausgegeben von P. Paris, Li Romans de Berte aus grans piés. Paris 1832; von A. Scheler, Adenès li Rois, Li Romans de Berte aus grans piés. Bruxelles 1874. — Vergl. Feist, Zur Kritik der Bertasage. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 59. Marburg.) Histoire littéraire XX, 701—706. — Der Verfasser war gegen 1240 zu Brabant geboren, erfreute sich der besonderen Gunst des Herzogs Heinrich III. von Brabant, und ging, als die Tochter seines Gönners Königin von Frankreich wurde, nach Paris, wo er wahrscheinlich um 1300 gestorben ist. Seinen Beinamen »li rois« verdankt er dem Gebrauch, hervorragende Spielleute zu krönen (vergl. Herz, Spielmannsbuch S. XLI). Außer dem obigen Epos verfaßte er noch Ogier li Danois, Bueves de Comarchis, Cleomades, Le Siège de Barbastre.

Nur notdürftig gekleidet, der Nahrung beraubt, den Unbilden der Witterung und den Angriffen der wilden Tiere ausgesetzt irrt Berta zwei Tage in dem Walde umher, bis sie auf eine Klausnerhütte stößt. Der Einsiedler, von Mitleid ergriffen, reicht ihr Brot und bringt sie zu einem gewissen Simon, der die Unglückliche freundlich aufnimmt und ihr in seinem Hause ein Asyl gewährt. Hier lebt sie nun, ihren Lebensunterhalt durch Weben verdienend, und geliebt von jedermann, der sie kennen lernt. Das Geheimnis ihrer Abkunft wahrt sie treulich, sie thut einen feierlichen Schwur, nur dann sich zu erkennen zu geben, wenn ihre Keuschheit in Gefahr wäre.

Inzwischen sitzt die Betrügerin Aliste, die zwei Söhne, Hendri und Rainfroi, geboren hatte, auf dem Thron, aber verwünscht von dem Volke, das von ihrer Habsucht und Härte viel zu leiden hat. Doch das strafende Geschick ereilt auch sie. Die Königin Blancheflor nämlich empfindet eine heftige Sehnsucht nach ihrer Tochter und wünscht sie vor ihrem Tode noch einmal in ihre Arme zu schließen. Sie macht sich auf nach Paris, erschrickt aber nicht wenig, als sie überall die Flüche der Leute gegen sie und ihre Tochter vernimmt; beklommenen Herzens eilt sie in das Königsschloß, um ihre Tochter zur Rede zu stellen. Da verkündet man ihr, dieselbe wäre heftig erkrankt, und niemand habe Zutritt zu ihr. Drei Tage wird die Mutter hingehalten; doch dann dringt sie mit Gewalt in das Krankenzimmer: ihr Herz sagt ihr, daß das ihre Tochter nicht sein könne, die dergestalt die mütterliche Umarmung fliehe; ihre Ahnung bestätigt sich; sie erkennt, daß sie es mit einer Betrügerin zu thun hat, an dem kleinen Fuß derselben, während Berta von der Natur mit einem ungewöhnlich großen bedacht war. Margiste wird verbrannt, Tibert von Pferden zerrissen, Aliste in ein Kloster gesperrt.

Doch wo weilt nun die echte Königin, die unglückliche Berta? Jene Diener, die damals Mitleid mit ihr empfunden hatten, bringen zwar den König an die Stelle, wo sie sie gelassen, was aber weiter aus ihr geworden sei, wissen sie natürlich nicht zu berichten. Doch ein gütiges Geschick führt die lange getrennten Gatten wieder zusammen. Auf der Jagd nämlich verirrt sich Pipin und kommt in die Nähe der Kapelle, wo Simon und seine Familie sowie Berta ihre Andacht zu verrichten pflegen. Berta hat zufällig in heißem Gebete länger als gewöhnlich verweilt, und trifft bei der Rückkehr nun auf den König, der sich bei ihr nach dem Wege erkundigt. Die Schönheit aber der Jungfrau, die er vor sich sieht, macht einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in heftiger Gut zu ihr entbrennt und die Gewährung ihrer Liebe mit Gewalt ertrotzen will. Berta, ihre Keuschheit in Gefahr sehend, glaubt jetzt ihr Gelübde brechen zu müssen und giebt sich als Königin von Frankreich und als rechtmäßige Gemahlin Pipins zu erkennen. Der Rest läßt sich leicht erraten: Berta wird in festlichem Aufzuge von ihrer Mutter und ihrem Gemahl nach Paris zurückgebracht und giebt daselbst bald darauf einem Knaben das Leben: dieser Knabe ist Karl der Große.

Der Epos gehört zwar schon der Zeit des Verfalles an; doch ist nicht zu leugnen, daß Adenès in ihm eines der zartesten Produkte der altfranzösischen Poesie geschaffen hat. Meisterhaft ist die Schilderung der Gefahren, die Berta im Walde zu bestehen hat, und der Kämpfe, die in ihrem Herzen stattfinden.

An dieses Epos knüpfte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein gewisser Girard d'Amiens sein langatmiges, erbärmliches Machwerk Charlemagne an, das einer Beachtung nur deshalb wert ist, weil es auch im Auslande bekannt wurde und die Quelle des deutschen Karlmeinet ist (es ist übrigens noch nicht ediert).

Alistes Söhne, Heudri und Rainfroi, hatten es verstanden sich bei Pipin in Gunst zu erhalten. In ihrem Herzen tobt aber wütende Rache; durch sie sterben Pipin und Berta in kurzem Zwischenraum an Gift, ohne daß jemand in ihnen die Thäter vermutet, da beide untröstlichen Schmerz heucheln. Aus der Ehe Pipins mit Berta waren vier Kinder hervorgegangen, Karl, später genannt der Große; ein zweiter Sohn Karl, der am Hofe seines Großvaters lebte und schwachsinnig war; Gilain oder Bertain, Gattin Miles d'Anglant, die Mutter Rolands; Constance, später Königin von Ungarn. Nach Pipins Tode übernimmt Karl die Regierung, macht aber unglücklicherweise die Verräter Heudri und Rainfroi zu seinen vertrauten Ratgebern und erleichtert so ihre hinterlistigen Pläne, die in nichts Geringerem bestehen, als auch Karl durch Gift aus dem Wege zu räumen. Doch das Komplot wird noch zur rechten Zeit entdeckt; Karl wird von Miles in Sicherheit gebracht, und die Verräter müssen sich ergeben. Doch ihre Partei im Lande ist groß, und so gelingt es ihnen, sich des Thrones zu bemächtigen, während Karl, der mit knapper Not verschiedenen Mordversuchen entgeht, Frankreich verläßt und bei dem Maurenkönig Galafre ein freundliches Asyl findet. Hier lebt er nun unter dem Namen Mainet, von seinen Getreuen umgeben und ängstlich bewacht. Hier auch erglüht sein Herz in inniger Liebe zu Galafres Tochter Galienne, die, nachdem sie zum Christentum sich bekehrt hat, seine Gemahlin wird. Mit gewaltiger Macht bricht er nun auf, um die Usurpatoren zu stürzen. Kaum zeigt er sich in Frankreich, so fallen ihm Aller Herzen zu; sein Marsch gleicht einem Triumphzuge. Die Verräter, von Allen verlassen, müssen sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und so nimmt Karl seinen rechtmäßigen Platz auf dem Throne wieder ein. Leider wird die Siegesfreude durch ein trauriges Ereignis gestört: Galienne, die ihrem Gemahl nachgereist war, stirbt in seinen Armen, nachdem sie einen Sohn geboren hat, der jedoch nur wenige Stunden lebt.

Am meisten hat sich das Interesse der Zeitgenossen den Feldzügen Karls zugewandt, und unter diesen wieder denjenigen, welche gegen die Feinde des Glaubens, gegen die Sarazenen, stattfanden.

An erster Stelle wäre zu nennen die Chanson d'Aspremont, von

unbekanntem Dichter; der Sprache nach zu urteilen hat er im dreizehnten Jahrhundert gelebt.*)

Als Karl an einem Pfingstfeste Hof hält, dringt Balant, ein Abgesandter des Sarazenenkönigs Agolant, vor Karls Thron, und stellt an ihn die unverschämte Forderung, seinen Herrn als Suzerain anzuerkennen. Karl antwortet nicht weniger stolz, der Krieg wird erklärt und als Schlachtfeld Aspremont in Calabrien festgesetzt. Schleunigst sammelt Karl sein Heer und zieht mit wehenden Fahnen und unter dem Klange der Hörner und Trompeten den Feinden entgegen. Um den Gefahren des Krieges nicht ausgesetzt zu sein, werden der kleine Neffe des Kaisers, Roland**) (Rolandin), und vier seiner Genossen in Laon unter strenge Aufsicht gestellt; aber als sie das stattliche Heer vorbei ziehen sehen, da regt sich die Thatenlust in ihren jungen Gemütern; sie erschlagen ihren Wächter, stürzen freiheitberauscht dem Heere nach, bemächtigen sich einiger Pferde und schließen sich dem Zuge an.

Roland spielt in den Gedichten nunmehr die Hauptrolle mit Girard du Fraite. Dieser, ein mächtiger Baron, der sein Lehen von niemand als von Gott haben will, hat auf Karls Entbietung zuerst den Gehorsam verweigert, jedoch dann auf Bitten seiner Gemahlin an dem heiligen Kriege gegen die Sarazenen teil genommen. Seiner und Rolands Tapferkeit sowie der persönlichen Mitwirkung des heiligen Georg wird der Sieg über die Sarazenen verdankt: Agolant erleidet eine vollständige Niederlage und hat obenein den Tod seines tapferen Sohnes Eaumont zu beklagen, der unter Rolands Streichen fällt. Des Besiegten Roß Veillantif und Schwert Durandal gehen in Rolands Besitz über, der nach der Schlacht feierlich von Karl zum Ritter geschlagen wird. Das Gedicht endet damit, daß der alte Girard du Fraite erklärt, er habe seine Pflicht nunmehr gethan durch seinen Kampf gegen die Ungläubigen; nie aber werde er Karl als seinen Oberherrn anerkennen. Alsbald verläßt er mit seinen Rittern Karls Heer.

---

*) J. Bekker, Der altfranzösische Roman von Aspremont, aus der Kögl. Bibliothek abgeschrieben. Berlin 1849; herausgegeben von F. Guessard et L. Gautier. Paris 1855. Histoire Littéraire XXII, 300—318.

**) Roland ist einer Sage nach aus einem Verhältnis zwischen Karl und seiner Schwester Gilain hervorgegangen. Eine »Enfances Roland«, handschriftlich zu Venedig, erzählt dagegen Folgendes: Bertain war von ihrem Bruder Karl verstoßen worden, da sie sich von Milon hatte verführen lassen. Die beiden Liebenden irren unter manchen Drangsalen umher; Roland wird in der Armut und im Unglücke geboren. Da kehrt Karl siegreich von einem Feldzuge in Italien zurück und feiert ein großes Freudenfest, an dem alle Bürger Zutritt zu seiner Tafel haben. Unter der Menge leuchtet besonders Roland hervor, sowohl an Schönheit als Körperkraft. Er zeigt einen gewaltigen Appetit, legt aber stets etwas von den ihm vorgesetzten Mahlzeiten zurück und erklärt auf Befragen: es sei für seine Eltern. Als nun weiter nachgeforscht wird, erkennt Karl in Rolands Mutter seine verstoßene Schwester; aber so groß ist noch immer sein Zorn, daß er mit einem Messer auf sie losstürzt. Roland jedoch fällt dem König in den Arm und preßt ihm die das Messer haltende Hand so gewaltsam zusammen, daß das Blut aus den Nägeln spritzt. Karl ist von dieser kühnen That seines Neffen so gerührt, daß er seiner Schwester verzeiht. Vergl. Uhlands Klein Roland.

Gleichfalls Italien ist der Schauplatz eines von Adenès li Rois herrührenden Epos: Les Enfances Ogier.*)

Ogier ist als Geisel von seinem Vater Gottfried an Karl ausgeliefert worden; uneingedenk der Gefahr, in der sein Sohn schwebt, trotzt Gottfried dem Könige und schickt dessen Boten mit abgeschnittenem Barte und rasiertem Kopfe heim. Darüber ergrimmt Karl dermaßen, daß er Ogier zu töten beschließt; aber die Nachricht, daß Rom von den Sarazenen erobert sei, und daß der Papst in der größten Gefahr sich befände, rettet dem jungen Fürsten das Leben. Er begleitet sogar den König auf seinem Zuge nach Rom und zieht bald durch seine kühnen Thaten dessen Augen auf sich. In einer Schlacht vor den Thoren Roms rettet Ogier die Oriflamme und wendet damit den Sieg den Franzosen zu: von nun an ist er der erklärte Liebling Karls.

Inzwischen wird von den beiden feindlichen Mächten die Verabredung getroffen, den Krieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Ogier kämpft auf französischer Seite, Keraheu auf der heidnischen. Keraheu ist eine durchaus edle Erscheinung, der nur das Christentum fehlt, um ein vollendeter Ritter zu sein. Er entbrennt daher in gewaltigem Zorne, als der Zweikampf durch eine Hinterlist seiner Landsleute unterbrochen, Ogier gefangen und nach Rom geschleppt wird. Er legt seine Waffen ab und stellt sich freiwillig Karl als Geisel für Ogier. Dieser schmachtet im Kerker, und man geht sogar damit um, ihn zu töten. Nun trifft es sich, daß Gloriande, des Heidenkönigs Corsuble Tochter, Karaheu verlobt war; doch ihr Vater, der sich von den Christen arg bedrängt sieht und Karaheu verloren giebt, verspricht sie dem Könige Brunamont, falls er ihm Hilfe leisten würde. Da tritt Ogier als Kämpe für seinen edlen Gegner Kerahen auf, tötet Brunamont, bemächtigt sich dessen Pferdes Broiefort und seines guten Schwertes Cortain und entkommt glücklich zu den Seinen. Die Franzosen ihrerseits stürzen zu einem neuen Angriffe in den Tiber, der bis zum Abend aufhört zu fließen, und bemächtigen sich der Stadt. Der König zieht triumphierend in Rom ein und stellt die Herrschaft des Papstes wieder her; Kerahen und seine treue Gloriande erhalten die Freiheit.

Bedeutend zahlreicher sind die Epen, welche Karls Kämpfe gegen die Sarazenen in Spanien schildern. Auffallen muß hierbei, daß die Sage einen wiederholten Aufenthalt Karls in Spanien kennt, was bekanntlich mit der Geschichte nicht übereinstimmt. So spielt der Inhalt des Fierabras drei Jahre vor der Schlacht bei Roncesvalles. Als Einleitung zu diesem an mannigfaltigen, charakteristischen Zügen reichen, durch buntfarbigen Inhalt ausgezeichneten Epos, das auch in provenzalischer Übersetzung vorliegt (vergleiche S. 26) dient ein kürzeres „La Destruction de Rome“, das

*) Herausgegen von A. Scheler, Les Enfances Ogier, par Adenès li Rois, publ. p. l. pr. f. et annotées. Bruxelles 1874; Histoire littéraire XX, 688—701.

erst vor wenigen Jahren bekannt geworden ist.*) Der Inhalt desselben ist folgender:

Der Amiral von Spanien, Laban, feiert ein Fest in Aigremore; während dessen kommt eine Galeere in den Hafen, deren Herr beim Amiral Klage erhebt: seine Schiffe seien beim Durchfahren durch die Meerenge von Rom (!) von christlichen Unterthanen des Papstes überfallen worden; mit nur einem Schiffe sei er der Gefangenschaft entronnen. Sofort ruft Laban seine Vasallen zusammen, um Rom zu verheeren, und dann Frankreich für seinen Sohn Fierabras zu erobern.

Ein gewaltiges Heer wird zusammengebracht, und ein Held, Lucafer, macht sich anheischig, die berühmtesten französischen Ritter, wie Karl und Roland, gefangen zu nehmen; für den Fall, daß er sein Versprechen hält, wird ihm Labans Tochter verheißen. Die heidnische Flotte kommt glücklich nach Rom, dessen Umgegend furchtbar verwüstet wird. Nachdem der Vorschlag des Papstes, Karl um Hilfe zu bitten, von Savari zurückgewiesen worden ist, macht der Papst selbst an der Spitze einer Schaar einen Ausfall, wird aber zurückgeworfen und beinahe erschlagen. Die Heiden stürmen jedoch vergeblich die Stadt; da greift Lucafer zu einer List: er rüstet sich und seine Genossen so aus, daß sie Savari und seiner Schaar ganz ähnlich sehen; und als nun Savari einen Ausfall in das heidnische Lager macht, nähert sich Lucafer der Stadt und besetzt den ersten Wall. Doch wird er glücklicherweise erkannt und ihm noch rechtzeitig das Thor geschlossen. Savari, der sich so abgeschnitten sieht, wirft sich auf die Feinde zurück und findet rühmlich seinen Tod.

Jetzt sendet der Papst an Karl, und dieser setzt sofort 50 000 Mann unter Gui de Bourgogne in Bereitschaft — doch zu spät.

Ein Verräter hatte Roms Pforten geöffnet, die Heiden besetzen die Stadt, Fierabras dringt in die Peterskirche, erschlägt den Papst, zwingt einen alten Domherrn, ihm die Reliquien auszuliefern, unter anderen die Dornenkrone, Nägel vom Kreuz, Christi Schweißtuch, und bringt außerdem zwei Gefäße mit köstlichem Balsam, womit Christus nach der Abnahme vom Kreuz gesalbt worden war, in seinen Besitz. Nachdem die Stadt geplündert und den Flammen übergeben worden ist, steigen die Heiden zu Schiffe und kehren nach Spanien zurück. Endlich kommen die Franzosen unter Gui an, denen bald weitere 30 000 unter Karl selbst folgen. Die vereinigten Heere werden nach Spanien geschifft, wo man vor Morimonde sich lagert. Es kommt zu einer Schlacht, in der Roland und Olivier Heldenthaten verrichten, aber beinahe als Opfer ihrer Tollkühnheit gefallen wären, hätte nicht Oliviers Vater Renier de Gênes sie aus dem Schlachtgewühl herausgehauen. Am Abend der Schlacht — wir sind jetzt bei dem Epos Fierabras**) angelangt — rühmen die Alten ihre

*) Herausgegeben von Gröber in Romania II, 1—48.

**) Herausgegeben von Kroeber et Servois, Fierabras, chanson de geste. Paris 1860; vergl. Gröber, Die handschriftlichen Gestaltungen der chanson de geste Fierabras und ihre Vorstufen. Leipzig 1869; Histoire littéraire XXII, 190—212.

Waffenthaten und verspotten die jüngeren Helden, was Roland sehr übel aufnimmt.

Als am folgenden Tage Karl und seine Barone bei der Tafel sitzen, nähert sich der Vorhut der Riese Fierabras, König von Alexandrien, Herr von Babylon, Köln, Rußland und den Türmen von Palermo, und fordert die tapferen Paladine Karls zum Zweikampf heraus; wenn sie Karl nicht schicken würde, so droht er noch vor Abend ihm den Kopf abzuschneiden. Darauf entwaffnet er sich und legt sich nieder. Großer Schrecken bemächtigt sich der Christen; Karl will Roland vorschicken; der aber, der Beleidigung vom vorigen Abend eingedenk, erwidert trotzig: Laßt doch sehen, was Eure Alten ausrichten werden! Endlich erbietet sich Olivier, obgleich schwer verwundet, den Kampf zu unternehmen, und reitet unter vielem Geklage seiner Landsleute dem Riesen entgegen. Nachdem die beiden Gegner zahlreiche Schmähreden gewechselt, entspinnt sich ein heftiger Kampf; die Franzosen sind in großer Aufregung, Karl schwört, alle Altäre und Kruzifixe niederschlagen zu wollen, wenn Olivier unterliegt. Diesem gelingt es im Verlaufe des Gefechts, die am Sattel des Riesen befestigten Fäßchen mit dem wunderthätigen Balsam abzuschlagen; nachdem er davon getrunken hat und sofort genesen ist, schleudert er den kostbaren Schatz in die Meerenge von Rom. Schließlich wird Fierabras schwer verwundet und bittet um Gnade; er verspricht, die Reliquien herauszugeben und sich taufen zu lassen. Während ihm Olivier die Wunden verbindet, brechen aus einem Hinterhalte 50000 Sarazenen hervor; der wackere Ritter nimmt den Schwerverwundeten vor sich auf den Sattel und sucht eiligst das Lager Karls zu gewinnen. Die Christen ihrerseits stürmen hervor, und ein erbitterter Kampf findet statt, in welchem Olivier und eine ganze Anzahl wackerer Streiter in die Gewalt der Feinde geraten; Fierabras seinerseits wird in Karls Zelt getragen, von neuem verbunden und von den Bischöfen Milon und Turpin getauft. Er erhält den Namen Florent, doch nannte man ihn während seines ganzen Lebens Fierabras; nach seinem Tode wurde er als St. Florent de Roye verehrt. Die gefangenen Christen sollen am nächsten Tage den Tod erleiden; aber des Sultans Tochter Floripas, welche in den Ritter Gui de Bourgogne verliebt ist, nimmt sich der Gefangenen an, heilt mit der wunderkräftigen Pflanze Mandragoras ihre Wunden und bereitet ihnen ein Bad und prächtiges Mahl. Sie zurückzufordern wird eine Anzahl der besten Helden von Karl abgesandt, während seinerseits der Sultan Balan durch zwölf heidnische Könige Karl befehlen läßt, er solle Fierabras ausliefern, sich zum muhamedanischen Glauben bekehren und Frankreich als Lehen von ihm annehmen. Die beiden Gesandtschaften begegnen sich, die Sarazenen werden niedergeschlagen, nur ein einziger entkommt, um die Unglücksmär zu melden. Auf Rolands Rat schneiden sie zweien der Getöteten die Köpfe ab, um sie eigenhändig dem Emir zu präsentieren. Dieser, höchst aufgebracht, schwört, nicht zu essen, so lange sie am Leben sein würden. „Wenn es Gott gefällt, so werdet ihr lange fasten!“

antwortet Gui de Bourgogne. Floripas, von dem bei dieser Antwort entstehenden Lärmen angelockt, steigt herab, fragt nach der Ursache, und rät, die gefangenen Ritter zu töten, aber erst nach dem Mahle, um sich nicht den Appetit zu verderben. Man solle sie bis dahin ihrer Obhut anvertrauen. Balan giebt seiner Tochter nach, trotz des Rates Sortibrants, der den Weibern gegenüber Mißtrauen empfiehlt. Floripas führt inzwischen die Franzosen in ihr Zimmer, wo sie ihre gefangenen Gefährten finden. Sie schwören Floripas, ihr in allem zu gehorchen. Sie will die Namen der Gefangenen wissen; als sie Roland nennen hört, wirft sie sich ihm zu Füßen und gesteht ihm ihre Liebe zu Gui de Bourgogne. Roland zeigt ihr den Geliebten, der zuerst erklärt, nur die von Karl bestimmte Frau annehmen zu wollen, aber schließlich den Drohungen Floripas und den Bitten Rolands nachgiebt. Hierauf dringen sie auf der Prinzessin Rat in den Saal, verjagen die Heiden und bemächtigen sich des Palastes, den sie durch Aufziehung der Brücken zu sichern suchen. Der Emir belagert den Turm; da er aber weiß, daß Floripas einen magischen Gürtel besitzt, und daß kraft dieses Gürtels die Belagerten nie durch Hunger zur Übergabe gezwungen werden würden, so stiftet er den Dieb Maubran d'Aigremolée an, den Gürtel zu stehlen. Vermittelst Zauberei weis sich dieser in das Zimmer Floripas' zu schleichen; er raubt den Gürtel, zugleich aber erwacht seine Lust beim Anblick der schlafenden Schönheit. Bei dem Geschrei, das Floripas erhebt, eilen ihre Frauen herbei, fliehen aber entsetzt beim Anblick des schwarzen Teufels. Da erscheint zur rechten Zeit Gui, spaltet dem Heiden das Haupt und wirft ihn in's Meer mitsamt dem Gürtel, dessen Verlust die Helden sehr beklagen.

Die vorhandenen Lebensmittel sind bald verzehrt; Hunger peinigt die Belagerten. Da macht ihnen Floripas Vorwürfe; hätten sie an ihre Götter Tervagant, Apolin, Margot, Jupin geglaubt, so würden diese sie nicht Hunger leiden lassen. Sie führt die Helden vor die Götzen, mit denen sie ihren Spaß treiben. Als Floripas sieht, daß die Götter ruhig am Boden liegen bleiben, schwört sie ihren Glauben ab und fleht die Jungfrau an.

Bei einem Ausfall wird Gui gefangen. Diesen Umstand benutzt der Emir, um die Christen mit List hervorzulocken; Gui soll vor ihren Augen gehängt werden; die Christen würden dann gewiß einen Ausfall machen, um ihn zu befreien; da sollten 10000 Heiden aus einem Hinterhalt hervorbrechen und sie vernichten. Der Coup mißlingt; Gui wird befreit und zugleich gelingt es, eine reiche Zufuhr abzuschneiden. Von neuem stürmen die Heiden; die Christen werfen ihnen die Goldbarren des türkischen Schatzes auf den Kopf, und die Heiden, das Gold sehend, vergessen den Kampf und morden sich gegenseitig. Erzürnt hebt der Emir das Gefecht auf, um seinen Schatz zu schonen. Inzwischen stellt sich die Not wieder bei den Christen ein; die Lebensmittel gehen zu Ende, und verschiedene Stellen des Turmes werden durch griechisches Feuer in Brand gesetzt. Richard le Normand entschließt sich, Karl die Botschaft von

der Bedrängnis der Blüte der Ritterschaft zu bringen. Während eines Ausfalls entschlüpft er und kommt unter vielen Gefahren zu den Christen, nachdem ihm besonders die Passage der Brücke Mantrible viel Mühe verursacht. Karl ist schon im Begriff das Land zu verlassen, als Richard ankommt. Er kehrt sofort um, erzwingt den Übergang über Mantrible, deren Wächter, den furchtbaren Riesen Agolaffre, er tötet, und bald stehen sich die beiden Heere gegenüber. Balan prügelt Mohamet mit Keulenschlägen, thut darauf Abbitte und verspricht ihn mit 10000 Byzantinern zu mästen, wenn er ihm den Sieg verleihen würde. Aber die Macht der Götzen ist gebrochen; Karl, durch einen Ausfall der Belagerten unterstützt, erringt den Sieg und nimmt Balan eigenhändig gefangen. Nach vielen Weigerungen entschließt dieser sich endlich, besonders auf Bitten seines Sohnes Fierabras, die Taufe anzunehmen; Floripas, seine Tochter, befiehlt, ihm das Haupt abzuschlagen, wenn er nicht Christ werden wolle. Als aber Balan Mohamet und dem Teufel entsagen soll, springt er aus der Badewanne und traktiert den Bischof mit Faustschlägen. Dieses Betragen verdient den Tod. „Was zögert ihr," ruft Floripas; „was liegt mir daran, daß er stirbt, dieser eingefleischte Teufel, wenn ihr mir nur meinen Gui gebt!" Fierabras macht seiner Schwester heftige Vorwürfe über ihre Herzlosigkeit und verlangt noch einen Aufschub der Hinrichtung. Noch einmal versucht er, seinen Vater zu bekehren, aber vergebens, und Ogier schlägt dem Emir das Haupt ab.

Alsdann findet Floripas' Taufe statt, worauf sie Gui zur Frau gegeben wird. Die Reliquien werden dem Kaiser gebracht; sie erweisen sich als echt, die Dornenkrone schwebt frei in der Luft. Der Tag wird mit einem herrlichen Mahle beschlossen. Die Christen verlassen Spanien, kommen am achten Tage in Paris an, und jeder begiebt sich in seine Heimat zurück.

Das Epos war im ganzen Mittelalter sehr beliebt, und der Stoff in allen Ländern des Occidents bekannt; Calderon hat sogar einen Teil der Fierabrassage dramatisch behandelt in seinem Stücke La Puente de Mantible (Comedias ed. Keil, Leipzig, 1827, I.)

Eine matte Nachahmung des Fierabras ist das Epos Otinel*) aus dem dreizehnten Jahrhundert; seine Handlung ist auch in die Zeit des ersten Aufenthaltes in Spanien zu setzen.

Karl hält Rat mit seinen Baronen, wegen einer Expedition gegen den König Garsile in Spanien. Doch dieser kommt ihm zuvor; sein Abgesandter, der schreckliche Riese Otinel, erscheint plötzlich in der Versammlung und schleudert Karl eine höhnische Herausforderung ins Gesicht. Diese Frechheit zu bestrafen, fordert Roland den Heiden zum Zweikampf heraus, der sofort angenommen wird. Nachdem sie sich furchtbare Streiche versetzt haben, thut der Himmel

---

*) Herausgegeben von Guessard et Michelant, Paris 1858; Histoire littéraire XXVI, 269—278; vergl. H. Treutler, Die Otinelsage im Mittelalter. Englische Studien V.

ein Wunder: der heilige Geist in Gestalt einer Taube steigt auf Otinel herab, der sich sofort zum Christentum bekehrt. Er und Roland sinken sich in die Arme, und Karl giebt ihm mit Freuden seine Tochter Belissende zur Frau. Otinel wird nunmehr ein tapferer Kämpfer auf der Christen Seite. Im Kriege gegen Garsile handelt es sich besonders um die Eroberung der Stadt Attilie, bei deren Belagerung Ogier das Unglück hat, gefangen zu werden. Aber kaum hört er seine Landsleute Sturm laufen, so zerbricht er, ein wahrer Simson, seine Ketten, tötet seine fünf Wächter mit Faustschlägen, stürzt auf das Schlachtfeld und bringt durch seine plötzliche Ankunft den Franzosen den Sieg. Der fliehende Garsile wird von Otinel getötet, die Stadt genommen, und alsbald die Hochzeit zwischen dem Neubekehrten und Belissende gefeiert. Otinel erhält Garsiles Königreich, und regierte daselbst als guter Christ bis an sein Ende.

Die nunmehr zu erwähnenden Epen setzen einen neuen Zug Karls nach Spanien voraus, und diesmal liegt der historisch beglaubigte vom Jahre 778 zu Grunde, der mit der Niederlage Rolands in den Thälern von Roncesvalles endete. Gerade dieses unglücklichen Ereignisses hat sich die Sage mit Vorliebe bemächtigt, und das ehrwürdige Rolandslied zeigt, wie früh man im Volke angefangen hatte, die Thaten der edlen Ritter zu besingen und ihren Heldentod im Liede zu feiern. Das epensüchtige dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert hat dann um das Rolandslied eine ganze Reihe von Gedichten gruppiert, welche die Expedition in ihrem ganzen Verlaufe, von Anfang an bis zur Rückkehr Karls nach Frankreich, schildern sollen; Stoff genug zum Reimen war vorhanden; ging doch der Zug in ein fernes, wenig oder gar nicht bekanntes Land: was für Wunder konnten da geschehen, was für Waffenthaten verrichtet werden, ohne daß die Geschichte sie kontrollieren konnte; wie viele wichtige Städte waren zu belagern und zu erobern, und welch ein Spielraum war dabei der Phantasie gewährt!

Über den Beginn der Expedition besitzen wir ein franco-italienisches Epos aus dem vierzehnten Jahrhundert, L'Entrée en Espagne*), von einem sonst nicht bekannten Kompilator, Nicolas aus Padua.

Sechs Jahre der Ruhe waren dahingegangen, als Karl vom heiligen Jakob im Traume aufgefordert wird, einem Gelübde nachzukommen, nämlich den Weg nach Spanien für die Pilger sicher zu machen und die Sarazenen zu vertreiben. Nachdem besonders auf Rolands Betrieb der Krieg beschlossen ist, bricht eine stattliche Armee auf, von der nur wenige ihre Heimat wiedersehen sollten.

Der gewaltigste unter den heidnischen Gegnern ist Ferragus, der Neffe des

*) Vergl. L. Gautier, L'Entrée en Espagne, chanson de geste inédite, renfermée dans un manuscrit de la bibliothèque de Saint Marc à Venise. Notice, analyse, et extraits. Paris 1858; A. Thomas, Nouvelles recherches sur l'entrée de Spagne, chanson de geste franco-italienne. Paris 1882; vergl. Histoire Littéraire XXVI, 350—360.

Königs Marsile. Er fordert die zwölf Pairs einzeln heraus, besiegt elf derselben, erliegt aber endlich Rolands Heldenarm; die Teufel führen seine Seele von dannen. Einer der wichtigsten Punkte während des Feldzuges ist Pampelune, verteidigt von dem Heiden Malceris und seinem trefflichen Sohne Isoré. Letzterer fällt schwer verwundet in Anséis Hand, will sich aber nur Roland ergeben, der sich für sein Leben verbürgt. Es kommt infolge dessen zu einer heftigen Scene zwischen Karl, der Isoré hängen lassen will, und Roland. Dieser erklärt, er werde sich vom Kampfe zurückziehen, wenn Karl so verräterisch handeln werde; der Streit wird immer heftiger: „Wenn Malceris die Stadt nicht übergiebt, so muß Isoré sterben," ist des Kaisers letztes Wort. Da erhebt sich Isoré voller Hoheit mit den Worten: „Ich werde der erste sein, der meinen Vater bittet, Pampelune nicht zu übergeben. Tötet mich!" Zufälligerweise war Estous, einer von den zwölf Pairs, in Malceris Hand gefallen; er wird gegen Isoré ausgetauscht. Bald darauf erleiden die Franzosen eine empfindliche Schlappe; Roland selbst wird bei dem Rückzuge übel zugerichtet. Karl sinnt nur auf Rache; eine furchtbare Schlacht entwickelt sich, und die Christen erringen einen blutigen Sieg. Roland hatte an diesem Kampfe nicht teilgenommen; er hatte, Karl grollend, den Oberbefehl zurückgewiesen, und daher war ihm von dem erzürnten Könige das Kommando über die Nachhut zuerteilt worden. Während nun Karl in heißem Gefechte stand, zog Roland mit seinen Soldaten ab und eroberte Nobles, von wo er reich mit Schätzen beladen heimkehrt. Karl ist durch diese Selbständigkeit aufs höchste erbittert; hat doch Roland durch seine Unklugheit das Schicksal Frankreichs und der ganzen Christenheit aufs Spiel gesetzt. Und als nun sein Neffe siegesstrahlend in sein Zelt tritt und ihm die Eroberung der Stadt meldet, heißt der König ihn schweigen und versetzt ihm mit dem Handschuh einen Schlag ins Gesicht. Roland erhebt sich rot vor Zorn und legt schon die Hand an den Degen, um die Beleidigung zu rächen, da erinnert er sich, daß er seinen Oberherrn vor sich habe, seinen Oheim, der ihn ernährt und erzogen hatte. Er verläßt schweigend das Zelt, setzt sich auf sein Roß und verläßt das Lager der Franzosen, die ihn lange nicht wiedersehen sollten. Nach vielen Abenteuern kommt er nach Mecca zu dem Könige von Persien, der sich gerade in einer höchst fatalen Lage befindet. Ein benachbarter, sehr alter und häßlicher König, Malcuidant, verlangt die Hand der schönen persischen Prinzessin Diones. Würde sie ihm nicht zur Ehe gegeben, so sollte die Jungfrau verbrannt, der Vater aber seines Reiches beraubt werden. Roland kommt zur rechten Zeit an und befreit die beiden aus ihrer drohenden Lage. Er wird allgemein als Retter des Landes gefeiert; Diones entbrennt in heftiger Liebe zu ihm, die er jedoch, seine Braut Aude im Herzen, nicht erwidert; ihr Bruder, Samson, wird sein vertrauter Freund, er selbst aber zum „bailli" des Reiches gemacht. Nachdem er hier durch abendländische Einrichtungen das Land hoch beglückt und den König und seine Familie zum Christentum bekehrt hat, packt ihn das Heimweh. Doch will er den Orient nicht ver-

lassen, ohne Jerusalem besucht zu haben; seine Thränen fließen auf das heilige Grab; dann schifft er sich nach Spanien ein. Ein furchtbarer Sturm treibt ihn lange auf dem Meere umher, und wirft ihn endlich an ein unbekanntes Gestade. Aber o Glück! dieses Land ist Spanien, und er ist nur wenige Tagereisen von Karls Lager entfernt. Vergebens halten tausend Abenteuer ihn auf; vergebens verkündet ihm ein Eremit, daß er Frankreich nie wiedersehen werde und daß er nur noch sieben Jahre zu leben habe; mit den Worten: „Der Wille Gottes geschehe!" macht er sich auf den Weg. Endlich bemerkt man ihn, man eilt mit Freudengeschrei ihm entgegen, mit Schnelligkeit verbreitet sich die Nachricht von seiner Heimkehr im ganzen Lager. Roland und Olivier sinken sich in die Arme, sie können nicht sprechen, die Freude erstickt ihre Worte. Endlich kommt auch Karl herbei, und sein Neffe erweist ihm unter heißen Thränen Huldigung. Nun, da Roland wieder da ist, scheint es allen ein Leichtes zu sein, die Unterwerfung von Spanien zu vollenden.

Die Fortsetzung der Eroberung Spaniens schildert die dem vierzehnten Jahrhundert angehörende chanson de geste: La Prise de Pampelune.*)

Unter allen spanischen Städten leistete Pampelune besonders energischen Widerstand unter dem alten Könige Malceris und seinem Sohne Isoré. Aber Roland ist zurückgekehrt, Pampelune muß fallen; die Franzosen ziehen siegreich ein, Isoré empfängt die Taufe; Malceris verspricht, sich gleichfalls zum Christentume zu bekehren, jedoch unter der Bedingung, sofort zum Pair von Frankreich gemacht zu werden; da jedoch keiner der zwölf Pairs sich bereit erklärt, aus diesem Orden auszuscheiden, sie sogar über dieses Anerbieten höchst entrüstet werden, so wird Malceris mit seiner Forderung abgewiesen; wütend flieht er aus der Stadt nach Aragon, entschlossen, den Christen noch viel zu schaffen zu machen. Keiner ist eifriger darauf bedacht, ihn zu verfolgen, als sein eigener Sohn Isoré, der mit Annahme des Christentums jedes Gefühl kindlicher Liebe abgelegt hat — ein in den Epen oft vorkommender, schon bei Fierabras erwähnter Zug. Isoré wird von seinem Vater aus dem Sattel gehoben, jedoch gerettet durch die Dazwischenkunft Rolands und Oliviers; Malceris aber entkommt.

Auf die Einnahme von Pampelune folgt bald die von La Stoille (Estella) und Le Groing (Logroño); die Anführer der Heiden sind Malceris und Altumajor, von denen der letztere in Karls Gewalt kommt und bekehrt wird. Auf Ganelons Rat schickt man eine Gesandtschaft an den König Marsile in Saragossa; dieser läßt die Boten einfach hängen — eine That, auf die im Rolandsliede angespielt wird. Der Tod Basans de Langres und seines Gefährten Basile ist gewissermaßen der Anfang von „Roncevaux". Eine zweite Gesandtschaft soll nach Saragossa abgehen, aber wer soll das gefährliche Amt übernehmen? Karl überträgt es endlich auf Anraten Ganelons Guron, einem Todfeinde desselben,

*) Herausgegeben von A. Mussafia, Altfranzösische Gedichte aus Venezianischen Handschriften (enthaltend unser Epos und den Macaire). Wien 1864.

der darin ein bequemes Mittel sieht, sich seiner zu entledigen. Guron bricht mit nur zwei Begleitern auf, und fordert, an Marsiles Hofe angelangt, zwei Sarazenen zum Kampfe heraus; würde er besiegt, so würde Karl Spanien verlassen; siegte er, so werde er Marsiles goldene Krone dem Könige überbringen und dadurch dessen Unterwerfung anzeigen. Die beiden Heiden werden besiegt, und Guron macht sich frohlockend mit Marsiles Krone auf den Heimweg. In einem engen Thale wird er aber von Malceris, den Ganelon benachrichtigt hat, überfallen; ein furchtbarer Kampf entspinnt sich; Gurons Begleiter fallen, er selber gelangt glücklich, aber mit zwanzig tödlichen Wunden bedeckt, in Karls Lager, wo er in den Armen seines Oberherrn sein Leben aushaucht. Gurons Tod wird durch eine furchtbare Niederlage der Heiden unter Malceris und die Eroberung von sechs Städten gerächt.

In diese Zeit fallen die Begebnisse, welche den Inhalt des dem zwölften Jahrhundert entstammenden Epos Gui de Bourgogne*) bilden.

Schon 27 Jahre waren dahingegangen, daß Karl Frankreich verlassen hatte, von ihm, von seinem Heere hatte man nicht die geringste Nachricht, und man glaubte ihn im fernen Lande umgekommen.

Da wählten die französischen Barone zu ihrem Könige Karls Neffen, Gui de Bourgogne, der ihnen sofort befiehlt, ihm nach Spanien zu folgen; die Greise, Weiber und Kinder ziehen auf Wagen hinter dem Heere her.

Karl natürlich weiß von allen diesen Vorgängen nichts, er weiß nicht, daß man ihm zu Hilfe kommt, und doch hat er und seine Ritter deren so not; ihre Kleider und Schuhe sind verfault; sie müssen die Brünne auf bloßer Haut tragen und die Sporen an den nackten Fuß schnallen. Karl ist gerade mit der Belagerung der Stadt Luiserne beschäftigt, er befindet sich in einer Lage, die anfängt drückend zu werden: da bemerkt er eines Tages eine Armee, die gegen ihn heranzieht; er hält sie für Sarazenen und rückt mit seinen Baronen ihnen entgegen. Nach vielen trotzigen Reden und Gegenreden zwischen den Vätern und den Söhnen erkennen sie sich wieder, und große Freude herrscht in beiden Heeren, die sich alsbald zum Angriff gegen Luiserne vereinen und die Stadt mit leichter Mühe nehmen. Gui und Roland machen sich die Eroberung streitig, und Karl, der zwischen ihnen nicht zu entscheiden wagt, bittet Gott um ein Wunder. Da hört man plötzlich ein furchtbares Getöse; es ist die Stadt, die zusammenstürzt und „schwärzer wird, als geschmolzenes Pech," während die Mauern „rot wie eine Rose" stehen bleiben. Sofort befiehlt Karl, aufzubrechen und zieht nach Roncevaux.

Und so wären wir denn bei dem Rolandslied**) angekommen, diesem

*) Herausgegeben von Guessard et Michelant, Paris 1858.

**) La Chanson de Roland ou de Roncevaux, p. p. Fr. Michel. Paris 1836; La Chanson de Roland, poème de Theroulde, texte critique, accompagné d'une traduction, par Génin. Paris 1850; La Chanson de Roland. Nach der Oxforder Handschrift von neuem herausgegeben von Th. Müller. Göttingen 1863 (1878);

berühmten Volksepos der Franzosen, das sich kühn den Nibelungen, ja selbst den homerischen Gedichten an die Seite stellen darf. Hier herrscht wahrhaft epische Stimmung, hier ist der Phantasie nicht zügelloser Lauf gelassen, hier ist den romantischen Liebesabenteuern kein Raum gewährt; in starrer Größe schreitet ernst und gedrungen die Handlung vorwärts, heiße Kämpfe und glühende Vaterlandsliebe, schwarzer Verrat und sein Lohn, begeisterter Glaubensmut und todverachtender Heldensinn, das ist der Inhalt dieser Krone aller französischen Epik. Trefflich unterstützt wird dieser ernste Inhalt durch die kräftige, alle Feinheiten der Diktion verschmähende Sprache, und gerade durch die Kunstlosigkeit und Einfachheit der Darstellung gelangen die erzählten Begebenheiten so recht zur Geltung und prägen sich dem Geiste des Lesers mit unverlöschlichen Zügen ein.

Ein Thor wäre, wer sich durch gewisse der französischen Epik, ja aller Epik eigene Züge stören ließe, wie z. B. durch die phantastischen Zahlangaben über die feindlichen Heereshaufen, durch mehrfache Wiederholungen, durch tiradenlange Aufzählungen von Namen, durch die unvollkommene Charakteristik — das hat das Rolandslied mit der Ilias und den Nibelungen gemein. Auffallend ist höchstens der Mangel an Bildern und Vergleichen; von letzteren findet sich nur ein Beispiel: die Heiden fliehen vor Roland wie vor den Hunden die Hirsche; wohingegen die der Epik eigentümlichen „schmückenden Beiwörter“ sich zahlreich angewandt finden.*)

Das Rolandslied hat eine historische Basis; der Zug des französischen Herrschers nach Spanien, seine Erfolge, der Verrat eines der Vasallen Karls, die Niederlage bei Roncesvalles, der Tod Rolands und anderer berühmter Feldherren, dies alles wird uns von zeitgenössischen Autoren berichtet. So erzählt der Geschichtsschreiber Karls des Großen, der schon erwähnte Eginhard, folgendes: Während des Sachsenkrieges zog der Kaiser an der Spitze aller Truppen, die er zusammenbringen konnte, gegen Spanien, unterwarf alle

---

Fr. Michel, La Chanson de Roland et le roman de Roncevaux des XII. et XIII. siècles. Paris 1869; E. Böhmer, Édition critique du texte d'Oxford de la chanson de Roland. Halle 1872; L. Gautier, La Chanson de Roland. Texte critique, traduction et commentaire, grammaire et glossaire. Édition classique. Tours (in zahlreichen Auflagen); E. Stengel, Das altfranzösische Rolandslied. Genauer Abdruck der Oxforder Handschrift Digby 23. Mit einem photographischen Facsimile. Heilbronn 1878; Photographische Wiedergabe der Oxforder Handschrift Digby 23. Besorgt von E. Stengel. Heilbronn 1878. — Die späteren Redaktionen des Rolandsliedes veröffentlichten Kölbing, La Chanson de Roland. Genauer Abdruck der Venetianer Handschrift IV. Heilbronn 1877; W. Förster, Das altfranzösische Rolandslied. Text von Chateauroux und Venedig VII. Heilbronn 1883; W. Förster, Das altfranzösische Rolandslied. Text von Paris, Cambridge, Lyon und des sog. Lothringer Fragment. Heilbronn 1885.

*) Drees, Der Gebrauch der Epitheta ornantia im altfranzösischen Rolandsliede. Münster 1883; Gräbell, Die Charakteristik der Personen im Rolandsliede. Marburg 1880; Weddigen, Étude sur la composition de la Chanson de Roland. Schwerin 1876; G. Paris, La Chanson de Roland et les Nibelungen. Revue germanique XXV.

Städte und Schlösser, die er auf seinem Zuge berührte und führte dann seine Armee wieder zurück, ohne einen ernstlichen Verlust erlitten zu haben; in den Pyrenäen jedoch wurde ihm durch die Treulosigkeit der Waskonen ein empfindlicher Schlag beigebracht. In raubgieriger Absicht stürzten sich diese auf die Nachhut, als dieselbe gerade durch einen von schroffen Felsen eingefaßten Engpaß zog. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich, in welchem die Franzosen bis auf den letzten Mann umkamen. Hier fielen Eggihart, des Kaisers Truchseß, der Pfalzgraf Anselm und Roland, der Befehlshaber im bretagnischen Bezirk (Britannici limitis praefectus). Es war nicht möglich, die Scharte wieder auszuwetzen; die Feinde zerstreuten sich so schnell, daß man nicht erfahren konnte, wohin sie sich zurückgezogen hatten.*)

An die Person Rolands nun hat sich die Sage geheftet und einen poetischen Glanz um ihn verbreitet, der ihm für alle Zeiten die Unsterblichkeit sichert. Schon früh feierte man seinen Heldentod in Liedern, die, wie wir an einer anderen Stelle gesehen haben, man beim Beginn der Schlacht anstimmte, um den Mut durch die Erinnerung an das erhabene Beispiel zu heben; bis endlich im elften Jahrhundert aus den verschiedenen ihn besingenden Cantilenen ein Ganzes entstand, eben unser in einer Handschrift zu Oxford erhaltenes Rolandslied. Der Name des Mannes, der die einzelnen Gesänge zusammenstellte und aus ihnen eine einheitliche chanson de geste wob, ist nicht bekannt; zwar wird im Schlußvers

Ci falt la geste que Turoldus declinet

der normannische Name Turold genannt, doch wäre es voreilig, in ihm den Namen des Dichters zu vermuten, da er ebensogut der des Schreibers sein kann.

Betrachten wir nun die glänzende Schale, welche die Poesie um den mageren historischen Kern gelegt hat. — Karl hat endlich ganz Spanien unterworfen, nur Saragossa unter dem Könige Marsile hält sich noch. Dieser jedoch, in der Erkenntnis, daß er auf die Dauer der Macht des Kaisers nicht wird widerstehen können, schickt eine Gesandtschaft in das christliche Lager, um Karl zu bewegen, nach Frankreich zurückzukehren; er, Marsile, würde alsdann

---

*) Die Nachrichten über den Feldzug Karls nach Spanien finden sich zusammengestellt und kritisch beleuchtet durch Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen. I. Für die Quelle des Rolandsliedes hatte man früher die Chronik des Pseudo-Turpin: De Vita et Gestis Caroli gehalten, während später gerade das umgekehrte Verhältnis sich herausstellte. Über diese Schrift ist zu vergleichen: G. Paris, De Pseudo-Turpino disseruit. Paris 1865; Th. Auracher, Der Pseudo-Turpin in altfranzösischer Übersetzung. Nach einer Handschrift der Münchener Stadtbibliothek. München 1876; Th. Auracher, Der sogenannte poitevinische Pseudo-Turpin. Gröbers Zeitschrift I, 259. Separat-Abdruck. Halle 1877; F. Castets, Turpini Historia Karoli Magni et Rotholandi. Texte revu et complété d'après sept msc. Montpellier 1880; Fr. Wulff, La Chronique dite de Turpin. Deux anciens textes français. Lund 1881.

das Christentum annehmen und ihm als Lehnsherrn huldigen. In einer Versammlung der französischen Barone wird der Vorschlag erwogen; die meisten sind für die Annahme desselben, nur Roland ist dagegen. Als er sieht, daß er mit seiner Meinung nicht durchdringt, erbietet er sich als Gesandter Karls nach Saragossa zu gehen, um die Angelegenheit zu ordnen. Doch Karl weist ihn als zu heftig und ungestüm zurück; seine Rücksichtslosigkeit, fürchtet er, könnte eher schaden als nützen. Da schlägt Roland seinen Stiefvater Ganelon vor, der durchaus keine Lust verspürt, die gefährliche Reise zu unternehmen; waren doch frühere Gesandten, allem Völkerrecht zuwider, ermordet worden. Daher gerät er in heftigen Zorn über seinen durch Gelächter ihn noch reizenden Stiefsohn; da aber Karl keine Widerrede duldet, macht er sich, mit Rachegedanken im Herzen, auf den Weg nach Saragossa. Den ihm vermeintlich widerfahrenen Schimpf zu rächen und durch das Gold des Heidenkönigs bestochen, verrät er seine Landsleute und verabredet einen Überfall der französischen Nachhut; dann kehrt er, mit Geiseln und reichen Geschenken, in das christliche Lager zurück. Karl schenkt der Friedensversicherung Marsiles Glauben und bricht, froh nach so langer Abwesenheit wieder in die Heimat ziehen zu können, sofort auf, nachdem er auf Ganelons Vorschlag Roland und den anderen Paladinen die Nachhut übertragen hat. Schon befindet sich Karl an den Abhängen der Pyrenäen, während die Nachhut eben die enge Schlucht von Roncesvalles durchzieht, als die Sarazenen in furchtbarer Überzahl von den mit dichtem Gebüsch besetzten Anhöhen herabstürzen und die Franzosen umzingeln. Ein verzweifelter Kampf entspinnt sich; Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olifant zu blasen und durch den Klang Karl von der Gefahr zu benachrichtigen und zurückzurufen, aber in blindem Selbstvertrauen schlägt es der Held ab. Aber so tapfer auch die Franzosen fechten, und so unerbittlich auch ihr Schwert Tausende von Feinden niedermäht, immer neue Scharen dringen auf sie ein, und ihre Arme werden matt vom Morden. Jetzt entschließt sich Roland in sein Horn zu stoßen; er thut es mit solcher Macht, daß ihm die Schläfen bersten; Karl hört den Ton der Verzweifelung, und 60 000 Trompeten antworten und verkünden die nahe Hilfe, so daß die Heiden in wilder Flucht das Schlachtfeld räumen — aber schon ist es zu spät, die Paladine sind einer nach dem andern in das Gras gesunken, Olivier, Rolands treuester Freund, hat den Todesstreich erhalten, der Erzbischof Turpin, der trotz seiner geistlichen Würde keinem der Ritter im Kampfe nachgestanden, haucht, nachdem er die von Roland mühsam zusammengetragenen Leichen der Paladine gesegnet, sein Leben aus. Roland allein ist übrig; er ist Herr des Schlachtfeldes, aber auch er fühlt seine Lebensgeister schwinden. Da bettet er sich, das Antlitz nach Spanien gewandt, sein gutes Schwert Durendal und sein Horn Olifant unter sich, auf einem Hügel und in frommer Ergebung und im Gedanken an seinen Lehnsherrn verscheidet er.

Ço sent Rollanz la veue a perdue,
Met sei sur piez, quanqu'il poet s'esvertuet;
En son visage sa culur ad perdue.
Dedevant lui ad une perre brune;
.X. colps i fiert par doel e par rancune,
Cruist li acers, ne freint ne ne s'esgruignet;
E dist li quens: „Sancte Marie, aïue!
E! Durendal, bone, si mare fustes!
Quant jo n'ai prod, de vos nen ai mais cure!
Tantes batailles en camp en ai vencues,
E tantes teres larges escumbatues,
Que Carles tient, ki la barbe ad canue!
Ne vos ait hume ki pur altre s'en fuiet!
Mult bon vassal vos ad long tens tenue;
Jamais n'ert tel en France la solue." ...

Rollanz ferit en une perre bise,
Plus en abat que jo ne vos sai dire.
L'espee cruist, ne fruisset ne ne brise,
Cuntre le ciel amunt est resortie.
Quant veit li quens que ne la freindrat mie,
Mult dulcement la pleinst a sei meisme:
„E! Durendal, cum es bele e seintisme!
En l'oriet punt asez i ad reliques:
La dent seint Pere e del sanc seint Basilie,
E des chevels mun seignor seint Denise,
Del vestement i ad seinte Marie.
Il nen est dreiz que païens te baillisent,
De chrestiens devez estre servie.
Ne vos ait hume ki facet cuardie!
Mult larges teres de vus avrai cunquises
Que Carles tent, ki la barbe ad flurie;
E li empereres en est e ber e riches."

Ço sent Rollanz que la mort le tresprent,
Devers la teste sur le quer li descent;
Desuz un pin i est alet curant,
Sur l'erbe verte s'i est culchet adenz;
Desuz lui met s'espee e l'olifan,
Turnat sa teste vers la païene gent,
Pur ço l'at fait que il voelt veirement
Que Carles diet e trestute sa gent

Li gentilz quens qu'il fut mort cunquerant,
Cleimet sa culpe e menut e suvent,
Pur ses pecchez Deu puroffrid lo guant.

Ço sent Rollanz de sun tens n'i ad plus;
Devers Espaigne gist en un pui agut,
A l'une main si ad sun piz batud:
„Deus! meie culpe vers les tues vertuz
De mes pecchez, des granz e des menuz,
Que jo ai fait des l'ure que nez fui
Tresqu'a cest jur que ci sui consoüt!"
Sun destre guant en ad vers Deu tendut;
Angles del ciel i descendent a lui.

Li quens Rollanz se jut desuz un pin,
Envers Espaigne en ad turnet sun vis,
De plusurs choses a remembrer li prist:
De tantes teres cume li bers cunquist,
De dulce France, des humes de sun lign,
De Carlemagne, sun seignor, kil' nurrit.
Ne poet muer n'en plurt e ne suspirt.
Mais lui meisme ne volt mettre en ubli,
Cleimet sa culpe, si priet Deu mercit:
„Veire paterne, ki unkes ne mentis,
Seint Lazaron de mort resurrexis,
E Daniel des lions guaresis,
Guaris de mei l'anme de tuz perilz
Pur les pecchez que en ma vie fis!"
Sun destre guant a Deu en puroffrit,
Seint Gabriel de sa main il l'ad pris.
Desur sun braz teneit le chef enclin,
Juntes ses mains est alet a sa fin.
Deus li tramist sun angle cherubin
E seint Michel qu'om cleimet del peril,
Ensemble od els seint Gabriel i vint;
L'anme del cunte portent en pareis.

Bald darauf trifft Karl mit dem Hauptheere auf dem Schlachtfeld ein und bricht bei dem Anblick der Gefallenen in heftige Klagen aus; allen Kriegern treten die Thränen in die Augen, und sie schwören den Tod der Edlen bitter zu rächen. Nachdem man eine Wache bei den Gefallenen gelassen hat, setzt man den flüchtigen Feinden nach; schon geht der Tag zur Neige, doch auf Karls Gebet bleibt die Sonne am Himmel stehen, bis das Werk der Rache

vollbracht und das Heer der Sarazenen gänzlich aufgerieben ist. Hierauf kehren die Franzosen zurück, um den Ihrigen die letzte Ehre zu erweisen. — Inzwischen war, von Marsile um Hilfe gerufen, Baligant, der Emir von Babylon, mit einem ungeheuren Heere gelandet und zieht nun gegen Karl heran, der sich so gezwungen sieht von neuem eine große Schlacht zu schlagen. Mit Heldenmut wird auf beiden Seiten gefochten, aber das Kriegsglück bleibt den Christen treu, Baligant fällt von Karls Hand, die Heiden lösen sich in wilder Flucht auf und Saragossa gerät in der Franzosen Hände. Jetzt ist die Macht der Heiden für immer in Spanien gebrochen, und Karl kann endlich in die „dulce France“ zurückkehren. Als er in seine Residenz Aachen einzieht, tritt ihm Rolands Braut Alda entgegen und fragt ihn, von bangen Ahnungen erfüllt, nach ihrem Verlobten.

Ço dist al rei: „O est Rollanz le catanie,
Ki me jurat cume sa per a prendre?“
Carles en ad e dulor e pesance,
Pluret des oilz, tiret sa barbe blance:
„Soer, chere amie, d'hume mort me demandes.
Jo t'en durrai mult esforcet eschange,
Ço est Loewis, mielz ne sai jo qu'en parle:
Il est mes filz e si tendrat mes marches.“
Alde respunt: „Cest mot mei est estrange.
Ne place Deu ne ses seinz ne ses angles
Apres Rollant que jo vive remaigne.“
Pert la culor, chet as piez Carlemagne,
Sempres est morte. Deus ait mercit de l'anme!

Hierauf wird nach germanischem Rechte durch ein Gottesurteil Gericht über Ganelon gehalten, infolgedessen dreißig seiner Verwandten gehängt werden, er selber an vier Pferde gebunden und zerrissen wird.*)

---

*) Das Rolandslied hat eine ganze Litteratur hervorgerufen, die (bis zum Jahre 1877) zusammengestellt hat Bauquier, Bibliographie de la Chanson de Roland. Heilbronn 1877; (bis zum Jahre 1888) Seelmann, Bibliographie des altfranzösischen Rolandsliedes mit Berücksichtigung nahestehender Sprach- und Litteraturdenkmale. Heilbronn 1888; vergl. auch Körting, Encyclopädie III. — Von Übersetzungen führen wir an: D'Avril, La Chanson de Roland, traduite du vieux français. Paris 1865; Lehugeur, La Chanson de Roland, poème français du moyen âge, traduit en vers modernes. Paris 1876; Petit de Julleville, La Chanson de Roland. Traduction nouvelle, avec introduction et notes. Paris 1878; Feuilleret, La Chanson de Roland. Traduction nouvelle, revue et annotée. Limoges 1879. — Zu Grunde liegt das französische Rolandslied dem mittelhochdeutschen Gedichte gleichen Namens vom Pfaffen Konrad (herausgegeben von W. Grimm 1838 und K. Bartsch 1874). Eine gute modern-deutsche Übersetzung lieferte Hertz, Das Rolandslied, das älteste französische Epos. Stuttgart 1861. — In Italien hat die Rolandssage romantische Erweiterungen erfahren in Ariosto's Orlando furioso und Bojardo's Orlando inamorato. — In der spanischen Dichtung wird Roland natürlich als Feind des Vaterlandes hingestellt; nach den Romanzen wird er von dem Nationalhelden Bernardo del Carpio bei Roncesvalles erstickt.

An das Rolandslied schließen sich noch ein paar aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Epen an, welche einige in jenem angedeutete Züge weiter ausführen.

Während in der Chanson de Roland wir Karl nach Frankreich zurückgekehrt sehen und infolge einer göttlichen Weisung bereit, nach Syrien aufzubrechen, setzt der Verfasser des Gaydon*) voraus, daß der König noch in Spanien geblieben und mit der vollständigen Unterwerfung des Landes beschäftigt sei: er belagert Nobles. Das Gedicht wird mit dem Rolandsliede dadurch verknüpft, daß Thierry, der Sieger in dem Gottesgericht und Rächer Rolands, die Hauptrolle spielt: er wird Gaydon oder le chevalier au gay (geai) genannt, weil im Augenblicke seines Sieges über Ganelons Kämpfer Pinabel eine Elster sich auf seinen Helm setzte. — Ganelon ist zwar tot, aber seine Sippe lebt noch, und besonders gefährlich ist sein Bruder Thibaut d'Aspremont, Herr von Montaspre und Hautefeuille. Ihm gelingt es, sich in Karls Vertrauen einzuschmeicheln; nur einer steht dem Könige noch näher, Gaydon, und diesen zu vernichten und damit zugleich seinen Bruder zu rächen, wird jetzt Thibauts eifrigstes Bestreben.

Er faßt den teuflischen Plan, Karl zu vergiften und die Schuld Gaydon beizumessen; zu diesem Zwecke übersendet er Karl köstlich anzuschauende, aber vergiftete Äpfel als ein Geschenk von seiten Gaydons. Der König nimmt die verhängnisvolle Gabe freundlich auf und reicht dem jungen Sohne des Herzogs Gaifier einen der Äpfel; kaum aber hat der Jüngling die Frucht an den Mund gebracht, so stürzt er tot zu Boden. So wacht der Himmel über das Leben des Herrschers und bringt die nichtswürdige Absicht an den Tag. Gaydon wird sofort zur Rechenschaft gezogen: er, der Freund Rolands und Sieger Pinabels, erklärt sich für unfähig eines solchen Verbrechens und ist bereit gegen seinen Ankläger Thibaut zu fechten. Letzterer fällt in dem Kampfe und gesteht sterbend sein Verbrechen.

Die Wut des Königs, der in unserem Gedichte eine klägliche Rolle spielt, wird durch die Verrätersippe besänftigt mit einem Geschenke von zwei mit Gold beladenen Mauleseln. Gaydons gerade Seele wird darüber so empört, daß er Karl eine feierliche Herausforderung schickt, die einen langwierigen Krieg zufolge hat. Hierin tritt der Held unseres Gedichtes mehr in den Hintergrund und überläßt die Hauptrolle einem seiner Vasallen, dem Bauer Gautier mit seiner wuchtigen Keule.

Die Barone teilen sich in zwei Parteien; die alten stehen zu ihrem Oberherren, die jungen auf Seiten Gaydons, und der Krieg beginnt mit aller Macht. Gaydon wird in Angers belagert.

---

*) Herausgegeben von Guessard et Luce, Gaydon, chanson de geste publiée d'après les trois manuscrits de Paris. Paris 1862; vergl. Luce, De Gaidone, carmine gallico vetustiore, disquisitio critica. Paris 1860; Histoire littéraire XXII, 425—434.

Während des Krieges lernt Gaydon die schöne Claresme kennen, die eben als Königin der Gascogne ausgerufen war. Sie verliebt sich schleunigst in den Helden und giebt ihm ein Rendezvous, mitten in den sie von allen Seiten umgebenden Gefahren des Krieges. Obgleich Gautier diese üppige Liebe seines Herrn nicht billigt, verletzt er doch seine Treue gegen ihn nicht und befreit sogar einmal Claresme aus den rohen Händen der feindlichen Troßbuben.

Um die Belagerung von Angers endlich zu beendigen, verkleidet sich Karl als Pilger und dringt so in die Stadt, um selbst über die Stärke und Schwäche der Belagerten zu urteilen. Er wird aber erkannt und seinem Feinde Gaydon überliefert. Dieser aber fällt als treuer Vasall seinem Lehnsherrn zu Füßen und erlangt dessen großmütige Verzeihung; er wird zum Seneschal von Frankreich ernannt und heiratet die schöne Claresme. Doch schon nach einem Jahre verliert er seine Gemahlin und sein Schmerz darüber ist so groß, daß er sich zum Einsiedler macht. Er stirbt im Geruch der Heiligkeit.

Das Fortbestehen der von Karl gegründeten spanischen Mark behandelt das Epos Anséis de Carthage.*) Ehe Karl sich auf den Heimweg begiebt, setzt er als Stellvertreter Anséis ein, einen wackeren Ritter, wenn auch noch ein Jüngling an Jahren, und ihm zur Seite Isoré. Letzterer hat eine Tochter Lutisse, welche in heftiger Liebe zu Anséis entbrennt, und die Vorstellungen ihres Vaters, daß Anséis eine viel höher stehende Dame heimführen müsse, entfachen ihre Glut nur immer mehr. Isoré, der für die Ehre seiner Tochter fürchtet, ist es besonders, der auf Verheiratung des Fürsten dringt; er schlägt ihm die Tochter Marsiles vor, worauf Anséis sofort eingeht. Isoré und der Graf Raymond werden als Gesandten abgeschickt; Isoré bricht mit besorgtem Herzen auf, er beschwört Anséis, seine Tochter nicht zu entehren. Diese aber wird von so mächtiger Liebe beherrscht, daß sie sich eines Nachts in Anséis Schlafzimmer schleicht und ihre Lust stillt, ohne daß jener sie erkennt. Darauf nennt sie sich; „Ach, Fräulein," sagt er, „ihr habt mich zu Grunde gerichtet." — „Es ist wahr," antwortet sie, „aber ich liebte euch so heftig, daß, wenn ich nicht eures Leibes genossen hätte, ich mich im Walde erhängt hätte."

Inzwischen sind Isoré und Raymond bei Marsile angekommen und haben die Hand der Prinzessin Gaudisse erhalten. Auf einem köstlichen Schiffe gelangt die Braut in ihre neue Heimat.

Kaum aber ist Isoré mit seiner Tochter allein, als diese ihm erzählt, Anséis habe sie entehrt; er wird auf das höchste auf seinen Herrn erbittert, kündigt ihm den Gehorsam auf, entsagt dem Christentume und führt die arme Gaudisse wieder mit sich fort zu ihrem Vater Marsile, in dessen Dienste er tritt. Ein furchtbarer Krieg entsteht, Anséis kommt in die schrecklichste Not. Da sendet er einen Boten zu dem bejahrten Karl — er ist nunmehr 200

*) Das Gedicht ist auch nicht ediert; vergl. darüber Histoire littéraire XIX, 648—654.

Jahre alt — und läßt flehentlich um Hilfe bitten. Noch einmal gürtet dieser sein sieggewohntes Schwert um die Hüfte, noch einmal überschreitet er die Pyrenäen und schlägt die Heiden in die Flucht. Lutiffe gerät in die Hände Karls, der sie begnadigt, aber in ein Kloster steckt; Marsile, der sich weigert das Christentum anzunehmen, wird enthauptet.

Anséis herrschte noch lange rühmlich in Spanien, ohne daß seine Regierung durch einen neuen Krieg gestört wurde.

Von den vielen anderen Feldzügen Karls hat nur noch der Kampf gegen die Sachsen ein Echo in der Poesie der chansons de geste gefunden, allerdings auch nur ein einsames, was um so mehr in Erstaunen setzen muß, als gerade die Sachsenkriege den größten Teil der Regierungszeit Karls ausfüllten, und als die Kämpfe in den düsteren Wäldern Germaniens die lebhafte Phantasie der Zeitgenossen nicht minder erregen mußte, als die gegen die Sarazenen. Die verschiedenen über den Sachsenzug umlaufenden Gedichte vereinigte im dreizehnten Jahrhundert Jean Bodel*) aus Arras zu einem kunstreichen Epos, der Chanson des Saisnes ou de Guiteclin, das in seiner knappen Sprache, seinen trefflichen Versen und seinem wahrhaft epischen Inhalt oft an das Rolandslied erinnert. — Schon seit langer Zeit trennte ein tiefwurzelnder Haß die Sachsen und die Franken; war doch Witekind (Guiteclin) der Sohn Justamons, den Pipin mit eigener Hand getötet hatte. Soeben hat der mächtige Sachsenfürst die schöne Sibille geheiratet, als ihm die Botschaft von dem Unglück bei Roncesvalles, von dem Tode Rolands, Oliviers und der anderen Pairs gebracht wird, und sofort beschließt er seine alten Rachepläne zur Ausführung zu bringen, zieht gegen Köln, das in seine Hand fällt und schlägt in der Nähe von Dortmund (Tremoigne) ein Lager auf. Nicht sobald hat Karl von diesen Thaten gehört, als er seine Barone zum Kriege gegen Witekind zusammen beruft. Diese aber sind gar nicht willens, dem Rufe Folge zu leisten; erst nachdem ihnen der Kaiser ihre Forderungen inbetreff einer gewissen Kopfsteuer bewilligt hat, erklären sie sich bereit gegen die heidnischen Sachsen zu ziehen. Zwei Jahre lang lagern sie am Rhein den Feinden gegenüber; zahlreich sind die Heldenthaten, die während dieser Zeit von beiden Seiten verrichtet werden, und in denen auf fränkischer besonders Rolands Brüder Balduin und Berard von Montdidier sich auszeichnen, welche in ihren Erfolgen noch dadurch unterstützt werden, daß die eigene Frau Witekinds, Sibille, sich in Balduin und die schöne Helissant sich in Berard verlieben und kein Bedenken tragen, ihr Vaterland zu verraten. Endlich, nachdem eine feste Brücke über den Rhein geschlagen

*) Jean Bodel, La Chanson des Saisnes, p. p. F. Michel. Paris 1839; vergl. H. Meyer, Die chansons des Saxons in ihrem Verhältnisse zum Rolandsliede und zur Karlomagnussage (Ausgaben und Abhandlungen. Band 4. Marburg 1883); Dettmer, Der Sachsenführer Widukind nach Geschichte und Sage. Würzburg 1879; Histoire littéraire XX, 605—638.

ist, kommt es zu einer mörderischen Entscheidungsschlacht, in welcher Witekind fällt und das Heer der Sachsen vernichtet wird. Sibille empfängt die Taufe und wird Balduins Weib. Doch bewahrt sie ihrem heldenhaften ersten Gemahl ein ehrendes Andenken; bevor sie Muhamed (selbstverständlich beteten nach des Dichters Ansicht die Sachsen sarazenische Götter an!) entsagt und Balduin heiratet, ersucht sie Karl, die Leiche Witekinds aufsuchen zu lassen; es würde für sie und ihr ganzes Geschlecht eine entehrende Schmach sein, wenn er von wilden Thieren zerfleischt würde, während sie in den Armen eines anderen läge. Karl willfahrt ihrem Wunsche und läßt dem Helden ein prächtiges Grabmal errichten. So waren die Sachsen unterworfen, aber nur scheinbar; bald finden Empörungen gegen den ihnen von Karl gegebenen neuen Herrscher Balduin statt, wodurch die Franken in die größte Verlegenheit und Bedrängnis geraten; besonders macht Dialas, Witekinds Sohn, ihnen viel zu schaffen, der die Bulgaren, Lithauer und Russen (Boulgres, Lutis, Rox) zu Hilfe ruft. Karl muß von neuem den Rhein überschreiten und die Ruhe mit Waffengewalt wieder herstellen; Balduin und Berard kommen in diesen Kämpfen ums Leben, Sachsen aber wird schließlich Dialas, der sich zum Christentum bekehrt und den Namen Witekind der Bekehrte, annimmt, als Lehen überlassen.

Es ist soeben erwähnt worden, daß bei dem ersten Zuge Karls gegen die Sachsen die großen Barone ihm ihre Hilfe verweigerten und erst, nachdem er ihnen Zugeständnisse gemacht hatte, sich herbeiließen, Heerfolge zu leisten. Dieser feodale Zug, von dem bereits an anderem Orte die Rede war, findet sich in einer ganzen Anzahl Epen besonders ausgeprägt, und wir haben in den folgenden Seiten noch auf diese merkwürdigen litterarischen Erzeugnisse einen Blick zu werfen, wollen uns jedoch darauf beschränken, nur die wichtigsten der hierher gehörigen chansons de geste dem Leser vorzuführen. Es sei dabei noch einmal daran erinnert, daß, historisch betrachtet, die Begebnisse dieser Gedichte in die Regierungszeit der schwachen Nachfolger Karls fallen, deren Kraft- und Willenlosigkeit die feodalen Barone zu einer Macht kommen ließ, der oft genug das königliche Ansehen weichen mußte. Da man aber gewohnt war, Karl den Großen als Mittelpunkt des epischen Kreises zu betrachten, so wurden ihm die ihn nicht gerade immer ehrenden Kämpfe gegen die Barone zugeschrieben.*)

Einer der mächtigsten unter diesen war Ogier (er wird schon im Rolandslied genannt), dessen frühste Heldenthaten wir bereits in dem Epos Enfances Ogier von Adenes li Rois kennen gelernt haben. Seine Kämpfe gegen Karl und seine weiteren Schicksale behandelt die chanson de geste La Chevalerie Ogier von Raimbert de Paris.**)

---

*) Am ausführlichsten handelt hierüber G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865.

**) La Chevalerie Ogier de Danemarche, par Raimbert de Paris, p. p. J. Barrois. Paris 1842; vergl. Histoire littéraire XXII, 643—659.

Ogier steht bei Karl in hohen Ehren; ihm verdankt man ja die Rettung des Königreiches, er ist das beste Bollwerk Frankreichs gegen die Sarazenen. Aber ein unseliger Zufall sollte bald das gute Einvernehmen stören. Charlot, Karls Sohn, spielt eines Tages Schach mit Ogiers Sohn Baudouinet, und als dieser die Partie gewinnt, erschlägt ihn Charlot zornentbrannt mit dem Schachbrette. Als Ogier diese Nachricht gebracht wird, gerät er außer sich vor Wut; er verlangt, daß Charlot den Tod erleide, und als Karl sich weigert, dieser Forderung nachzukommen, vergreift er sich an der geheiligten Person des Königs selbst und verwundet ihn gefährlich. Eine erbitterte Verfolgung des fliehenden Ogier findet nunmehr statt; aber er kommt glücklich zum König Didier von Pavia, der ihn gastlich aufnimmt. Eine Aufforderung Karls, den flüchtigen Vasallen auszuliefern, wird zurückgewiesen; Pavia wird mit Krieg überzogen. Ogier verrichtet Wunder der Tapferkeit; in einer Schlacht jedoch wird er von Didier verlassen und ihm der Zutritt zu der Stadt verweigert. Was kann er jetzt beginnen, allein gegen so viele Tausende? Er begiebt sich auf die Flucht, getragen von seinem trefflichen Rosse Broiefort und hart verfolgt von den Scharen der Franzosen. Auf dieser Flucht befleckt er seinen Ruf mit zwei Schandthaten: er tötet die beiden Freunde Amis und Amiles, die, waffenlos, von einer Pilgerfahrt heimkehren; er mordet die Bewohner eines Schlosses, in dem er Zuflucht findet. Noch immer sind die Feinde auf seinen Fersen; von neuem begiebt sich Ogier auf die Flucht, bis er endlich seine Burg Castelfort erreicht. Sieben Jahre hält er hier die Belagerung aus; seine Begleiter fallen einer nach dem anderen, endlich ist er allein, abgemagert und von Hunger gequält. Verzweifelt stürzt er aus dem Schlosse, mit der festen Absicht, Karl oder Charlot zu ermorden. Nur durch ein Wunder wird Charlot gerettet, Ogier aber entkommt unverletzt. Ein Zufall endlich führt zu seiner Gefangennahme. Von der übergroßen Anstrengung ermattet, ist er auf einem Felde eingeschlafen, als gerade Turpin von Rheims aus Rom heimkehrt und den schlafenden Helden findet. Er läßt sein Roß und seine Waffen in Sicherheit bringen und erklärt ihn alsdann als seinen Gefangenen. Ogier fährt aus dem Schlafe empor, sieht sich seiner Waffen beraubt und muß nach einem hitzigen Faustkampfe der Übermacht weichen. Als Karl von der Gefangennahme seines Feindes hört, befiehlt er ihn sofort zu tödten. Allein Turpin wünscht den wackeren Helden zu retten; er macht Karl den Vorschlag, Ogier langsam verhungern zu lassen. Karl willigt in diese Todesart, die ihm wegen ihrer Langsamkeit noch grausamer scheint; aber er hat seine Rechnung ohne die Mildherzigkeit des Erzbischofs gemacht. Der gute Turpin pflegt seinen Gefangenen nach Kräften; die Bürger von Rheims und besonders die Damen besuchen ihn im Gefängnis und suchen ihm den Aufenthalt daselbst zu verschönern; und so erhält Ogier bald seine Kraft in ihrer alten Fülle zurück. Diese Gefangenschaft dauert sieben Jahre.

Inzwischen verbreitet sich das Gerücht von Ogiers Tod bis zu den Heiden, und sofort unternimmt ihr König Brehus einen neuen Krieg gegen Karl, dessen Herrschaft durch das kühne Vordringen der Heiden stark erschüttert wird. Nur ein Mann kann Reich und König retten, und das ist Ogier. Karl ist glücklich, als er vernimmt, daß er noch lebt; um Frankreich, um sich zu retten, läßt er sich zu demütigen Bitten herab. Ogier, in seiner gewöhnlichen Wildheit, antwortet, er werde Frankreich retten, wenn der König ihm seinen Sohn Charlot ausliefern würde. Karl, der nur die drohende Gefahr Frankreichs vor Augen hat, verspricht alles. Als jedoch Ogier sich anschickt, dem Prinzen das Leben zu nehmen, da erwacht das Vaterherz in Karls Brust; er will die Hälfte seines Reiches abtreten, wenn nur jener von seinem unseligen Vorhaben abstehen wolle. Doch vergebens sind die Bitten des Königs, vergebens die Beschwörungen Charlots, vergebens die Ermahnungen Naimes; Ogier will Rache haben für den Tod seines Sohnes. Schon ergreift er Charlot bei den Haaren, schon zieht er das Schwert, da steigt St. Michael vom Himmel herab und versöhnt die gewaltigen Feinde.

Sofort stürzt Ogier gegen die Heiden, besiegt ihren Anführer Brehus und befreit Frankreich. Er heiratet alsdann die Tochter des Königs von England, die er aus den Händen der Ungläubigen gerettet hatte, und lebt bis zu seinem Ende auf den Besitzungen, die ihm der dankbare König schenkt, ein Freund und Vater der Armen und Unterdrückten, ein Schrecken der Bösen. Er liegt in Meaux begraben.

Auch über die Grenzen Frankreichs hinaus weit verbreitet ist die Geschichte der sogenannten Vier Haimonskinder, welche an phantastischen, aber auch an rührenden und packenden Zügen reich, besonders den Kampf des einen von ihnen, Renaud von Montauban, gegen seinen Herrn und Kaiser schildert.*)

Karl hat alle Gegner und Feinde unterworfen; in ganz Frankreich widersteht ihm nur noch ein trotziger Vasall, Beuves d'Aigremont. Derselbe hatte seinem Bruder Doon de Nanteuil und dessen Rittern, die erst kürzlich sich gegen Karl erhoben hatten und nach heftigem Widerstande besiegt worden waren, eine Zufluchtsstätte gewährt, wodurch er den Zorn des Kaisers auf sich gezogen hatte. Ein dritter Bruder, Aimon de Dordone, befindet sich an Karls Hofe und sucht für seine Brüder ein gutes Wort einzulegen; aber Karl wird darüber so aufgebracht, daß er Aimon in die Acht erklärt, worauf dieser sofort mit 4700 Rittern abzieht.

Auf Naimes von Bayern Rat wird Beuves aufgefordert, nächste Weihnachten an Karls Hofe zu erscheinen und seiner Lehnspflicht zu genügen.

*) Renaus de Montauban oder die Haimonskinder. Altfranzösisches Gedicht nach der Handschrift zum ersten Male herausgegeben von H. Michelant. Stuttgart 1862; vergl. Histoire littéraire XXII, 667—700. Auch die Prosaversion war sehr beliebt, vergl. Tarbé, Le Roman des quatre fils Aymon, princes des Ardennes. Reims 1861.

Beuves schlägt dem Gesandten zur Antwort das Haupt ab. Die Botschaft wird noch einmal erneuert und zwar überbringt sie Karls eigner Sohn Lohier mit einem glänzenden Gefolge von Rittern. Aber seine hochtrabenden Reden erbittern Beuves so, daß er in einem Gemetzel zwischen den beiderseitigen Rittern den jungen Fürsten mit eigener Hand tötet. Ein Schrei der Rache geht durch ganz Paris, als diese That ruchbar wird, und der Krieg gegen Beuves wird beschlossen.

Gegen Karl verbinden sich die vier Brüder: Girard de Roussillon, Doon de Nanteuil, Beuves und Aimon. Eine gewaltige Schlacht findet statt, die Brüder werden besiegt, demütigen sich und erlangen Karls Verzeihung. Aber diese Verzeihung ist nicht aufrichtig; Karl stiftet ein Paar Mörder an, Beuves zu ermorden; der Plan gelingt, und der tapfere Held wird auf einer Reise nach Paris hinterlistig erschlagen. Seine Brüder aber beeilen sich mit dem Könige Frieden zu schließen, und dieser sucht durch reiche Geschenke sie sich zu Freunden zu machen.

Eine Zeit lang geht alles gut; tiefer Friede herrscht in Frankreich; Aimon ist am Hofe und hat die Freude, seine vier Söhne Renaud, Alard, Guichard und Richard von des Königs eigner Hand zu Rittern geschlagen zu sehen. Eines Tages spielt Renaud mit Bertolais, dem Neffen des Königs, Schach; es kommt zwischen beiden zu heftigen Worten, und Renaud tötet seinen Gegner.

Der Wut Karls entziehen sich die vier Brüder durch die Flucht, und da sie auf ihrem väterlichen Schlosse Dordone sich nicht sicher glauben, verbergen sie sich im Ardennerwald, woselbst sie sich die Burg Montessor bauen.

Bald langt Karl mit einem mächtigen Heere vor der Burg an und beginnt eine hartnäckige Belagerung. Fünf Jahre wird dieselbe standhaft ertragen; alle Vorräte sind aufgezehrt, die Ritter auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen. Da stehlen sie sich auf Renauds Rat heimlich bei Nacht aus dem Schlosse und durchbrechen glücklich die feindlichen Reihen.

Karl verzichtet auf ihre Verfolgung in dem wilden Ardennerwald, aber Aimon, der eigne Vater, dringt auf die Bestrafung seiner Söhne und setzt ihnen mit seinen Scharen nach. Es kommt zu einem Kampfe; die Brüder werden geschlagen; von den Ihrigen entrinnen nur vierzehn, von denen jedoch elf bald darauf Hungers sterben; die übrigen flüchten tiefer in den Wald. Hier führen sie nun sieben Jahre lang ein erbärmliches Leben; ihre Kleidung fällt ihnen vom Leibe; sie müssen die Rüstung auf bloßem Körper tragen; ihre Haut wird struppig wie die eines Bären; ihr Gesicht schwarz wie Tinte; ihre Nahrung besteht aus rohem Fleisch und Wurzeln. Nicht weniger als sie leiden ihre Rosse mit Ausnahme von Renauds, Bayard, das wunderbarer Weise, je schlechter die Nahrung wird, immer mehr an Fülle und Kraft zunimmt.

Da erwacht in ihnen die Sehnsucht nach der Heimat und der Mutter; sie machen sich, Dieben gleich, auf den Weg, schlafen bei Tage, marschieren des Nachts und kommen nach vielen Strapazen vor Dordone an. Mit

Thränen in den Augen und klopfenden Herzens treten sie ein; man hält sie für Pilgrime und nimmt sie gütig auf. An einer Narbe in Renauds Gesicht erkennt die greise Mutter ihre lang entbehrten Söhne und unter Thränen der Freude drückt sie sie an ihre Brust.

Da tritt Aimon ein; seine Gemahlin zeigt ihm seine vier Söhne; er aber erstickt jedes väterliche Gefühl und nur gegen ihren Fürsten empörte Unterthanen in ihnen sehend, weist er sie barsch aus seinem Schlosse. Die vier Brüder entfernen sich, nachdem die mütterliche Liebe sie noch mit neuen Gewändern, Rüstungen und Geld versehen hat, und ziehen mit einem Gefolge von siebenhundert Rittern nach dem Süden.

Daselbst bestanden zwei Königreiche, das christliche von Bordeaux, regiert von dem Könige Yon, das heidnische von Toulouse unter Begue. Letzterer hatte sich durch seine kühnen Eroberungen eine bedeutende Macht verschafft und warf schon lüsterne Blicke auf Bordeaux. Der Krieg wird erklärt; da kommen zur rechten Zeit die vier Aimonskinder dem bedrängten Yon zu Hülfe, und mit ihnen ihr Vetter Maugis, der wohl erfahren ist in magischen Künsten und der von nun an in unserem Romane die komische Rolle spielt. Die Heiden werden geschlagen, Renaud nimmt den König Begue selbst gefangen. Als Belohnung begehren sie die Erlaubnis, sich an der Gironde eine Burg zu erbauen; Yon kann seinen Befreiern nichts versagen, und so erhebt sich denn nach kurzer Zeit die stolze Burg Montauban, gut befestigt und wohl geeignet, eine Belagerung auszuhalten. Eine kurze Zeit lächelt das Glück den so schwer geprüften Brüdern; Renaud heiratet Yons Schwester Aalis; Festlichkeit folgt auf Festlichkeit.

Eines Tags kehrt Karl aus Spanien von einer Wallfahrt zum Grabe des heiligen Jacob von Compostella zurück; er zieht über Bordeaux. Hier sieht er das stattliche Schloß Montauban, und wie er hört, daß seine Feinde die glücklichen Besitzer desselben sind, erwacht die alte Zornesglut von neuem, und eine Reihe blutiger Kämpfe ist die Folge.

Aber vergebens sind alle Angriffe seiner gewaltigen Macht auf Montbendel, wohin die Brüder sich zurückgezogen hatten; da nimmt Karl zum Verrate seine Zuflucht. Durch Drohungen und Bestechungen bewegt er den König Yon, seinen Schwager und dessen Brüder auszuliefern. Unter dem Vorwande, daß ihnen verziehen werden sollte, falls sie unbewaffnet ins Lager kommen würden, werden sie mitten unter ihre Feinde gelockt, und wären ihrem heroischen Zutrauen zu des Königs Worte zum Opfer gefallen, wenn nicht zur rechten Zeit eine Schar von 10 000 Gascognern ihnen zu Hilfe gekommen wäre, unter Anführung des wackeren Maugis.

Kurze Zeit darauf gerät Richard in Karls Gewalt, und dieser beschließt seinen Tod durch den Strang. Da eilt das Zauberroß Bayard zu Renaud, erweckt ihn durch einen Hufschlag auf seinen Schild, und weist auf den schon am Galgen hängenden Bruder hin. Mit gewaltigen Sätzen eilt Renaud auf

seinem treuen Rosse jenem zu Hilfe, und kommt noch zur rechten Zeit an, um ihn vor dem Tode zu bewahren.

Ein anderes Mal bemächtigt sich Karl Maugis; aber ist schon Richard seiner Gewalt entgangen, so erst recht der in der Magie bewanderte Maugis. Er schläfert den König ein, stiehlt die Schwerter Turpins, Oliviers, Rolands und Ogiers und treibt sein Wesen so weit, daß er die königliche Krone in einem Zipfel des königlichen Gewandes mitgehen heißt.

Der schlimmste Streich aber, den er Karl spielte, war der, daß er ihn schlafend und waffenlos in die Gewalt der Brüder giebt. Richard, der erlittenen Schmach wohl eingedenk, will sich an der Person des Herrschers vergreifen und ihn hängen lassen. Aber Renaud, der in ihm nur seinen durch die Kirche geheiligten Oberherrn sieht, verbietet es ihm streng. Und als nun Karl erwacht, sinken die vier Brüder in die Kniee, und Renaud beschwört ihn bei dem Schmerze und den Thränen der Jungfrau Maria, die sie vergoß, als sie den Leib ihres Sohnes durchbohrt sah, Frieden zu machen. Er will ihm gern Montauban und Bayard überliefern, Frankreich verlassen und barfuß nach dem heiligen Grabe pilgern. Aber Karl bleibt hart und unerbittlich; er wird von Renaud unversehrt entlassen mit den Worten: „Wenn es Gott und euch gefällt, werden wir Freunde sein.“

Die Belagerung von Montauban wird fortgesetzt; bald sind die Vorräte der Burg aufgezehrt; eine schreckliche Hungersnot beginnt zu wüten. Die Ritter sind genötigt ihre Pferde zu schlachten; selbst dem wackeren Bayard droht dasselbe Los. Aber der Himmel rettet die Helden durch ein Wunder. Ein unbekannter Greis zeigt den Brüdern einen unterirdischen Gang, auf dem sie mit den Ihrigen glücklich entkommen.

Bald merkt Karl die Flucht seiner Feinde; er eilt ihnen nach, und der Kampf beginnt von neuem. Ein glücklicher Zufall läßt Richard von der Normandie in Renauds Hände fallen und führt dadurch endlich den lang ersehnten Frieden herbei. Richard soll gehängt werden, wenn Karl nicht endlich nachgeben werde; zwar sträubt sich des Kaisers trotziger Sinn dagegen; aber die zwölf Pairs drohen abzuziehen, und Roland ist der erste, der Miene macht, seine Drohung auszuführen. Da erklärt sich Karl zur Versöhnung bereit, vorausgesetzt, daß Renaud eine Wallfahrt nach dem heiligen Lande unternimmt, und daß ihm Bayard ausgeliefert werde.

Renaud legt sofort die Waffen nieder, hüllt sich in Pilgergewandung und verläßt Frankreich. Karl will sich nichtswürdig an Bayard rächen; er läßt ihn mit einem Mühlstein am Halse in die Maas werfen; aber das gefeite Roß zerbricht den Stein, schwimmt kühn an das andere Ufer und sprengt mit freudigem Wiehern in den Ardennerwald, wo es sich noch bis auf den heutigen Tag befinden soll.

Renaud durcheilt als Pilger ganz Europa, und kommt endlich nach Konstantinopel. Hier findet er seinen Vetter Maugis wieder, der aus Reue über

seine Zauberthaten sich dorthin als Einsiedler zurückgezogen hatte. Mit ihm zusammen pilgert er weiter nach Jerusalem. Aber ach! die heilige Stadt ist nicht mehr in der Christen Hände: der Amiral von Persien hat sich derselben verräterischer Weise bemächtigt. Da erwacht der Krieger wieder in Renaud und Maugis; sie sammeln ein starkes Christenheer und erobern Jerusalem. Vergebens bietet man Renaud die Krone an; ein zweiter Gottfried von Bouillon weist er sie zurück und begnügt sich, das heilige Grab mit seinen Thränen zu benetzen. Dann eilt er sehnsuchtsvoll wieder nach der Heimat. Mit feuchtem Auge betritt er nach einer Abwesenheit von Jahren wieder die vaterländischen Gefilde; seine treue Gattin Aalis findet er nicht mehr unter den Lebenden; aber seine Söhne, Aimonet und Yon, sind zu schönen und kräftigen Jünglingen herangewachsen. Nach einer Umarmung derselben verläßt er arm und barfüßig sein Schloß; er trennt sich von seinen Söhnen, seinen Brüdern, von der Welt; er ist nur auf das Heil seiner Seele bedacht. Auf seiner Wanderung kommt er nach Köln, wo man gerade das Kloster des Heiligen Petrus baut. Hier glaubt er den rechten Ort für seine Buße gefunden zu haben; er vermietet sich als Handlanger, ohne anderen Lohn zu beanspruchen, als sein tägliches Brot. Seine ungeheure Kraft kommt ihm trefflich zu statten; die schwersten Lasten, die größten Felsstücke sind ihm federleicht, und der Bau des Klosters schreitet sichtbar vorwärts. Alle Leute sind des Staunes voll ob dieses unermüdlichen Arbeiters; die anderen Maurer aber werden neidisch auf ihn und suchen sich seiner zu entledigen. Eines Morgens fallen sie über ihn her und töten ihn mit Hammerschlägen; den Leichnam werfen sie in den Rhein. Aber, o Wunder! der Körper sinkt nicht unter; Fische halten ihn über dem Wasser; ein überirdischer Glanz strahlt von ihm aus, und Engelgesang läßt sich hören. Der Bischof läßt den Märtyrer ans Land schaffen, um ihn unter Gesängen und Gebeten zu bestatten. Aber ein neues Wunder ereignet sich; der Körper wandelt vor den Leuten einher; wohin er nur kommt, genesen die Kranken; endlich hält er an in Trémoigne, dem Aufenthaltsort seiner Brüder und Kinder. Hier erst stellt sich die Identität jenes riesigen Maurers mit Renaud von Montauban heraus; hier wird er bestattet, und sein Name von nun an unter die Heiligen gezählt.

Zu den Epen mit feodalem Charakter ist auch zu rechnen die berühmte chanson de geste Huon de Bordeaux*), worin erzählt wird, wie Charlot, der Sohn des altersschwachen und zur Abdankung geneigten Kaisers,

---

*) Huon de Bordeaux, chanson de geste, p. p. F. Guessard et C. Grandmaison, Paris 1860; vergl. A. Graf, I complementi della chanson d'Huon de Bordeaux, testi francesi inediti tratti da un codice della biblioteca nazionale de Torino. I. Auberon. Halle 1878; A. Longnon, L'élément historique de Huon de Bordeaux. Romania VIII; M. Koch, Das Quellenverhältnis in Wielands Oberon. Marburg 1880; Histoire littéraire XXVI, 41—93; Dunlops Geschichte der Prosadichtungen, deutsch von Liebrecht. Berlin 1851. S. 123 f.

auf Antrieb des bösen Ratgebers Amauri, Huon, dem Herzog von Bordeaux, einen verräterischen Hinterhalt legt, als dieser mit seinem Bruder Girard sich an den Hof Karls begiebt, um den Lehnseid zu leisten; wie Huon im Verteidigungskampfe und ohne ihn zu kennen den Lieblingssohn seines Gebieters tötet; wie er in einem Zweikampfe mit Amauri darthut, daß er fern von jeder bösen Absicht gehandelt habe; wie Karl, gezwungen durch seine aufsässigen Barone, ihm verzeiht, unter der seltsamen Bedingung jedoch, daß er sich an den Hof des Emirs von Bagdad, Gaudise, begebe, vor diesen Fürsten, während er bei Tische säße, trete, den Kopf des ersten seiner Paschas abschlage, die Prinzessin Esclarmonde drei Mal küsse und dem Kaiser Karl eine Locke aus dem weißen Bart des Emirs und vier Backenzähne als Tribut bringe; wie Huon mit Hilfe des alten Recken Geriaume und des Feenkönigs Auberon die Aufgabe erfüllt, wie er unter höchst wunderlichen Abenteuern nach der Heimat zurückkehrt, die schöne Esclarmonde als seine Gemahlin mit sich führend, und von Karl als Herzog von Gascogne und Bordeaux bestätigt wird. Es ist wohl nicht nötig, auf den Inhalt dieses höchst originellen Werkes, in welchem der (unbekannte) Dichter auf sehr geschickte Weise eine feodale chanson de geste mit einem an abenteuerlichen Zügen reichen roman zu verbinden gewußt hat, näher einzugehen, da Wielands Oberon sich ziemlich genau an das französische Original anschließt, und Weber durch seine Oper Oberon den Stoff auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Nun haben wir noch ein Gedicht zu erwähnen, welches eine Pilgerfahrt Karls nach dem Orient in halb ernsthafter, halb komischer Darstellung schildert: Die Reise Karls nach Jerusalem und Konstantinopel*), eine der ältesten chansons de geste, da sie dem elften Jahrhundert entstammt, und da das Rolandslied schon eine Anspielung darauf enthält in dem Verse:

Costentinoble dunt il out la fiance. (2329)

Das Gedicht war sehr beliebt, was der Umstand zeigt, daß mehrere Prosabearbeitungen davon existieren, und daß der Stoff allen abendländischen Litteraturen bekannt war.

Auf Karls Frage, ob sie wohl je einen König gesehen, den die Krone besser kleidete als ihn, gesteht seine Gemahlin endlich nach vielem Zögern, daß sie habe sagen hören, keiner gleiche dem Kaiser von Griechenland und Konstantinopel Hugon le Fort.

---

*) Herausgegeben von Fr. Michel, Charlemagne, an Anglo-norman poem of the twelfth century, with an introduction and a glossarian index. London 1836; von E. Koschwitz, Karls des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel. Ein altfranzösisches Gedicht des elften Jahrhunderts. Heilbronn 1880; vergl. E. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichts von Karls des Großen Reise. Heilbronn 1879; G. Paris, La chanson du pèlerinage de Charlemagne. Romania IX, 1; G. Paris, La poésie du moyen âge. Paris 1887. S. 119; Morf, Étude sur la date, le caractère et l'origine de la chanson du pèleringe de Charlemagne. Romania XIII, 185; Histoire littéraire XVIII. 704—714.

Um die Bekanntschaft dieses seines Nebenbuhlers zu machen, bricht Karl sofort mit den zwölf Pairs auf, begleitet von 80 000 wohlbewaffneten Pilgern. Sie ziehen zuerst nach Jerusalem und haben den Hochgenuß, auf den Stühlen der Apostel und an demselben Tische sich niederzulassen, an dem Christus das Abendmahl einsetzte, wobei Karl Christi Stelle selbst einnimmt. Von dem Patriarchen mit großer Ehrerbietung behandelt und mit Geschenken von kostbaren Reliquien bedacht (darunter befinden sich die heilige Krone, der Becher, dessen sich Christus beim Abendmahl bediente, ein Nagel vom Kreuz und ... Milch von der Jungfrau Maria) brechen die Franzosen nach Konstantinopel auf, um endlich den berühmten Hugon kennen zu lernen.

Hugon wird von Karl getroffen, wie er gerade sein Feld bestellt: dieser gute König läßt seinen — übrigens goldenen — Pflug flugs stehen, bewirtet seine vornehmen Gäste herrlich und führt sie dann in ihr Schlafgemach. Der König und seine Ritter können nicht gleich einschlafen und vertreiben sich die Zeit mit Späßen (gabs). Karl macht sich einheischig, mit einem Hiebe den stärksten von Hugons Rittern bis auf den Sattel zu spalten. Roland prahlt: er werde Hugons Stadt anblasen und dadurch einen solchen Sturm erregen, daß, wenn Hugon sich zeigen würde, es um seinen Schnurrbart geschehen sei. Olivier: er werde des Königs Tochter Jacqueline entehren. Turpin: der König lasse drei seiner besten Pferde los; er werde sie zu Fuß verfolgen und auf das eine von ihnen springen; dort wolle er mit vier Äpfeln Jongleur-Kunststücke aufführen und sich, wenn er einen fallen ließe, die Augen ausstechen. Guillaume d'Orange: er werde mit einer einzigen Hand einen Ball, den hundert Mann nicht heben könnten, gegen den Palast des Königs schleudern und vier Klaftern Wand davon niederschlagen. Ogier, ein zweiter Simson, macht sich anheischig, die Säule, auf der des Königs Palast ruhe und somit diesen selbst umzustürzen. Gerin: man stelle zwei Pfennige auf einen Marmorturm; er werde aus der Entfernung von einer Meile mit einem Spieße den einen von ihnen zu Boden schleudern ohne den anderen zu berühren. Bernard will einen Fluß ablenken und damit die ganze Stadt überschwemmen. Zu ähnlichen Heldenthaten erklären sich die übrigen Ritter bereit.

Mit Entsetzen hat König Hugon seine freundlichen Gäste belauscht. Bei Tagesanbruch schilt er sie tüchtig aus und spricht davon, ihnen den Kopf abschneiden zu lassen. Wer am meisten Furcht hat und um seine Haut bangt, ist Karl. Er sucht sich und seine Ritter vergebens mit Trunkenheit zu entschuldigen; Hugon besteht darauf, daß die Prahlereien ausgeführt würden. Da kommt der Himmel den Franzosen zu Hilfe; ein Engel heißt Karl guten Mutes sein, Gott werde Wunder thun; für künftig aber verbitte er sich solche „gabs“. Guillaume schleudert wirklich den Ball gegen den Palast und wirft vier Klaftern der Mauer nieder. Bernard überschwemmt die ganze Stadt, und mit Gottes Hilfe stehen bald alle Keller unter Wasser. Olivier entehrt

öffentlich Hugons Tochter Jacqueline.*) Da hat der König von Konstantinopel genug, er bittet Karl um Frieden. Darauf setzen beide Herrscher ihre Kronen auf, um zu sehen, wen sie am besten kleide, und der Preis wird einstimmig Karl zuerkannt, der nun stolz und siegesbewußt nach Paris zurückkehrt.

In die intimen Familienverhältnisse des alt und schwach gewordenen Kaisers Karl führt uns ein die chanson de geste Macaire**), welche zum Hauptgegenstand die Schicksale der von Karl ungerecht verstoßenen Königin Blanchefleur hat, daneben aber noch besonderes Interesse erweckt durch die Benutzung und Verarbeitung eines Stoffes, der sich in der Litteratur aller abendländischen Völker vorfindet, ja sogar dem griechischen Altertum nicht unbekannt war: nämlich der Geschichte von dem treuen Hunde, der den Mörder seines Herrn ausfindig macht und dessen Strafe veranlaßt.

Lange nach dem verhängnisvollen Tage von Roncesvalles hatte Karl dem Geschlechte Ganelons, das durch so viele Verrätereien sich berüchtigt gemacht hatte, seine Gunst wieder geschenkt, und besonders erfreute sich derselben Macaire, der Neffe jenes Erzverräters. Aber dies Vertrauen seines Oberherrn mißbraucht er in der schimpflichsten Weise: er wagt es, seine Augen zu der Gemahlin Karls, Blanchefleur, zu erheben und sie mit Liebesanträgen zu verfolgen, die aber energisch zurückgewiesen werden. Da besticht er einen häßlichen Zwerg, dessen Gesellschaft von der Königin wohl gelitten war, sich eines Morgens, während der Kaiser in der Messe wäre, in das Bett Blanchefleurs zu schleichen und in dieser verfänglichen Situation sich finden zu lassen. Der teuflische Plan gelingt; die junge Fürstin, welche vergebens ihre Unschuld beteuert, wird als Ehebrecherin zum Feuertode verurteilt, und vor diesem schrecklichen Ende nur dadurch bewahrt, daß sie dem sie zum Scheiterhaufen begleitenden Bischof ihre Schwangerschaft gesteht; ihr Urteil wird nunmehr in Verbannung umgewandelt. Der einzige Getreue, der die Unglückliche auf

---

*) Aus der Liebe Oliviers und Jacquelines entsproß Galien (genannt le Restauré oder mit einer etymologischen Spielerei le Rhétoré). Seine Abenteuer bilden den Gegenstand eines viel gelesenen und öfters gedruckten Prosaromans. Galien zieht aus, um seinen Vater Olivier aufzusuchen; er findet ihn sterbend auf dem Schlachtfeld von Roncevaux, wo ihn Olivier feierlich anerkennt. Später König von Griechenland, entsagt er seiner Würde, pilgert nach dem Grabe seines Vaters und stirbt dort vor Kummer. Vergl. Histoire littéraire XXVIII, 221.

**) Herausgegeben von A. Mussafia, Altfranzösische Gedichte aus Venezianischen Handschriften (enthaltend: Prise de Pampelune und Macaire). Wien 1864; von Guessard, Macaire, chanson de geste, publiée d'après le ms. unique de Venise. Paris 1866. — Über die verschiedenen Behandlungen der Geschichte vom treuen Hund vergl. die vortreffliche Einleitung der Guessard'schen Ausgabe. Bekanntlich erschien 1814 ein Drama Le chien de Montargis, welches unter dem Titel „Der Hund des Aubry" auch in Deutschland bekannt wurde, und die Veranlassung dazu gab, daß Goethe die Leitung des Weimarer Theaters aufgab, weil er die den edelsten dramatischen Schöpfungen bestimmte Bühne nicht durch einen dressierten Hund entweihen lassen wollte.

ihrem Wege in ihre Heimat begleitet, ist der Ritter Aubri; derselbe fällt jedoch unter den Streichen Macaires, welcher der Verbannten nacheilt und sich auf jede Weise in ihren Besitz setzen will. Sein Plan gelingt nur zur Hälfte: die Königin flieht während des Kampfes mit Aubri quer durch den Wald, und Macaire kehrt, ohne ihrer habhaft geworden zu sein, auf heimlichen Wegen nach Paris zurück, überzeugt, daß seine Mordthat nicht an das Tageslicht kommen wird. Aber er hat seine Rechnung ohne den Hund des Getöteten gemacht. Nachdem dieser drei Tage lang die Leiche seines Herrn bewacht hat, eilt er, vom Hunger getrieben, nach Paris zurück, begiebt sich geradeswegs in den königlichen Speisesaal und wird nicht sobald Macaires ansichtig, als er ihm an die Kehle springt und, ehe es jemand verhindern kann, ihm seine Zähne ins Gesicht schlägt. Da dasselbe Abenteuer sich nach kurzer Zeit wiederholt, so wird man aufmerksam, folgt dem Hunde und findet die kaum noch erkenntliche Leiche Aubris. Sofort vermutet man in Macaire den Mörder; auf Befehl des Kaisers muß derselbe, nur mit einem Knüttel bewaffnet, mit dem Hunde in die Schranken treten, und dabei kommt die Wahrheit ans Licht: von dem treuen Tiere besiegt, wird der Übelthäter gezwungen sein Verbrechen zu bekennen und erhält seine wohlverdiente Strafe; er wird von wilden Pferden zerrissen, und seine blutenden Überreste werden verbrannt.

Die Königin ist inzwischen zu einem Kohlenbrenner, namens Varocher, gelangt, der sie erkennt, sie gastlich aufnimmt und sie auf ihrer Wanderung zu ihrem Vater, dem König Cleramon von Griechenland, begleitet. Seine hünenhafte Gestalt und seine riesige Stärke sind der beste Schutz der unglücklichen Frau. In Ungarn gebiert sie einen Sohn, den der König von Ungarn selbst aus der Taufe hebt, und dem der Name Louis gegeben wird. Als der König von Griechenland von dem seiner Tochter angethanen Schimpf hört, versammelt er sofort ein großes Heer, fällt in Frankreich ein und belagert Karl, der die jämmerlichste Rolle von der Welt spielt, in Paris. Besonders zeichnet sich der Köhler Varocher in den zahlreichen Scharmützeln mit den Franzosen aus; von einem Zweikampf zwischen ihm und Ogier le Danois wird schließlich der Ausgang des Krieges abhängig gemacht. Nachdem die beiden tüchtig auf einander losgeschlagen haben, lassen sie sich in ein Gespräch ein, und als Ogier dabei vernimmt, daß Blanchefleur sich im griechischen Heere befände, und Varocher, daß Karl schon lange seinen Irrtum eingesehen und bereut habe, so bewirken sie die Einstellung der Feindseligkeiten und allgemeine Versöhnung.

Das stark italianisierte Gedicht ist offenbar nur die Bearbeitung einer echt französischen chanson de geste des zwölften Jahrhunderts, von der geringe Bruchstücke erhalten sind. Die Königin heißt darin, wie in allen denselben Stoff behandelnden Prosaromanen, Sibille, und ist die Tochter des Königs Didier von der Lombardei, während Blanchefleur der Name der

Tochter des Herzogs Naime ist, die den Sohn Sibilles, Louis, heiratet. Vielleicht ist ein Forscher so glücklich, das französische Gedicht, von dessen Existenz übrigens auch zeitgenössische Chroniken berichten, und das stofflich den besseren seiner Art zuzurechnen ist, aufzufinden.

Kapitel V.

Die Chansons de Geste.

II. Garin de Montglane.

Nachdem wir im voraufgehenden Kapitel die wichtigsten der um die Person Karls des Großen sich gruppierenden Epen vorgeführt haben, wenden wir uns nun zu dem südlichen Epenkreis, der Garin de Montglane und besonders seinen Nachkommen Guillaume d'Orange zum Mittelpunkt hat. Hierhin gehören etwa zwanzig, teils in gereimter Form, teils in Prosaredaktionen erhaltene, aus dem zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert herrührende Gedichte, denen meistens ein historisches Faktum zu Grunde liegt, in denen aber die Phantasie der Dichter nicht minder üppig erscheint, als in den Karlsepen. Dieselbe chronologische Ungenauigkeit, die bei den letztgenannten auffiel, herrscht auch in diesem Cyklus, und wie dort Karl Martell, Karl der Große und dessen schwache Nachfolger bunt durcheinandergeworfen werden, so hier der historisch nachweisbare Guillaume, Graf von Septimanien, Toulouse und Aquitanien, der 793 an den Ufern des Orbieu den Sarazenen eine blutige Schlacht lieferte, Catalonien eroberte und 812 in dem von ihm gestifteten Kloster Gellone (heut Saint-Guilhem du Desert) im Geruche der Heiligkeit starb, mit anderen Helden gleichen Namens, welche sich in Kämpfen gegen die Mauren ausgezeichnet hatten, so besonders mit Guillaume Fierebrace, unter dessen Anführung die Normannen sich in Sicilien festsetzten, und später, als die Epen im Norden große Verbreitung fanden, mit Guillaume von Montreuil-sur-Mer, der sich in den Kämpfen mit den Normannen einen berühmten Namen machte und einer der bedeutendsten Kämpen der letzten Karolinger in ihren Streitigkeiten mit ihren Vasallen gewesen zu sein scheint — Verwechselungen, welche oft handgreiflich zu Tage treten und zu mannigfaltigen Widersprüchen Veranlassung geben.

Den ältesten dieser Guillaume zum Gegenstand habenden Epen wurden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gewissermaßen als Einleitung und Fortsetzung Gedichte zugefügt, welche die Thaten der Vorfahren des Helden und seiner Nachkommen besingen, zum größten Teil traurige Machwerke, welche nicht verdienen, aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf in den Bibliotheken gestört zu werden. Eine solche Reimerei ist die chanson de geste Enfances

Garin*), womit der dem fünfzehnten Jahrhundert angehörende Dichter der „geste Guillaume“ einen ähnlichen Anfang verleihen wollte, wie ihn Adenès li Rois mit Berte-aus-grans-piés dem Cyclus Karls des Großen gegeben hat. Auch in Bezug auf den Inhalt erweist sie sich als eine schwache Nachahmung des eben genannten Gedichtes, insofern Garins Mutter Flore gleichfalls auf Anstiften der Mutter ihrer Nebenbuhlerin von ihrem Gemahl verstoßen wird, lange Jahre in niedriger Stellung lebt und dann schließlich wieder in ihre Rechte eingesetzt wird. Ihr im Elend geborener, sich aber bald zu einem herrlichen und ritterlichen Jüngling entwickelnder Sohn Garin wird nun der Held eines langen und langatmigen Gedichts, Garin de Montglane**), von unbekanntem Verfasser, der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gelebt haben mag, da er die Namen Albigenser und Sarazenen ohne Unterschied gebraucht — eine Erinnerung an den religiösen Krieg gegen die Albigenser. Garin hat die abgeschmacktesten Abenteuer zu bestehen, um in den Besitz seiner Geliebten, Mabille, zu gelangen; ihrer Ehe entsprießen vier Kinder, Hernaut, der Ahne Guillaumes; Renier, der Vater Oliviers und der Braut Rolands, Aude; Miles, Herzog von Pouille und Schwager Karls des Großen, und Girart de Viane, der gewaltige Feind Karls. Von diesen Helden hat die Sage sich des letzteren, Girart de Viane, mit Vorliebe bemächtigt, und ein Geistlicher, Bertrand aus Bar-sur-Aube, hat ihn zum Gegenstande eines Gedichtes***) gemacht, bei dem wir etwas ausführlicher verweilen wollen. Bemerken wir vorher, daß es eine historische Grundlage nicht hat, daß es jedoch an geschichtlichen Anspielungen nicht fehlt: die Belagerung Montglanes an der Rhone durch die Sarazenen weist auf einen Einfall derselben in den Süden Frankreichs hin, und historisch sind die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen, von denen unser Gedicht ein weiteres Beispiel giebt.

Garin ist alt und arm. Sein Schloß Montglane wird durch Sinagos, König von Alexandrien, in Schach gehalten. Er und seine vier schönen und stolzen Söhne haben nichts zu essen und sind in Lumpen gekleidet. Ein Raubzug, den sie gegen sarazenische Kaufleute unternehmen, verschafft ihnen reiche Habe und Lebensunterhalt; zugleich aber erwacht auch dadurch ihr kriegerischer Sinn und die Lust nach Abenteuern. Sie verlassen Garin und ziehen aus, Mille nach Italien, Hernaut nach Beaulande, Girart und Renier an den Hof Karls, um sich zu Rittern schlagen zu lassen.

Das Auftreten Girarts und Reniers am Hofe ist sehr grotesk und un-

---

*) Vergl. Histoire littéraire XXII, 438—440; L. Gautier, Les Épopées françaises III, 91—110.

**) Vergl. Histoire littéraire XXII, 441—448; L. Gautier, l. c. 111—154.

***) Herausgegeben von P. Tarbé, Le Roman de Girart de Viane par Bertrand de Bar-sur-Aube. Reims 1850; vergl. Histoire littéraire XXII, 448—460; G. Paris, La mythologie allemande dans Girart de Viane. Romania I, 101; H. Meyer, Über Girart de Viane. Ein Beitrag zur Rolandssage. Zeitschrift für deutsche Philologie III, 422.

gestüm; schon darüber verwundert, daß der Kaiser ihnen nicht entgegenkommt, setzen sie sich ohne Weiteres an die kaiserliche Tafel und drehen, als sie sich schlecht bedient sehen, dem Seneschal das Genick um. Die Hofleute fliehen entsetzt, und Karl schließt sich ein. Bald wird aber die Thür des kaiserlichen Zimmers mit Fußstößen eingerannt, und unsere beiden Helden präsentieren sich dem erschrockenen Karl, der sie sehr wider seinen Willen in seinen Dienst nimmt.

Unzufrieden darüber, daß Karl ihre treuen Dienste nicht gehörig belohnt — sie hatten sich besonders auf Ausrottung der Räuber in der Umgegend von Paris gelegt — machen sie dem Kaiser Vorwürfe darüber, der ihrerseits ihnen mitteilt, daß sie durch ihr ungeberdiges Betragen den Galgen verdient hätten. Der alte Doon-a-la-Barbe stimmt ihm bei, wird aber vor den Augen des Kaisers und des Hofes von Renier mit Faustschlägen traktiert und in den Kamin geworfen, wo er elend umkommt. Girart, der sanfter gestimmt ist, bittet um Verzeihung für seinen Bruder. Glücklicherweise erinnert sich Karl, daß der Herzog von Gennes gestorben ist; er giebt Renier das erledigte Herzogtum und befreit sich so von dem ungehobelten Gaste.

Auch Girart sucht Karl von sich zu entfernen. Als er den Tod des Herzogs von Burgund vernimmt, belehnt er Girart mit dieser Provinz und zugleich mit der Hand der schönen Witwe des Herzogs, welch letztere gern bereit ist, um ihn ihr Wittum aufzugeben. Als sie aber in Paris erscheint, hält sie der Kaiser für zu schön, als daß sie Girarts Frau werden sollte; sie ist nur seiner würdig, und er beschließt sie selbst zu heiraten. Damit jedoch ist die Herzogin nicht einverstanden, sie eilt zu Girart und bietet sich ihm an; dieser aber weist die Schamlose zurück, worüber aufs höchste erbittert sie Karl die Hand reicht und von nun an Girarts grimmige Feindin wird. Der Kaiser giebt ihm als Ersatz für Burgund das Herzogtum Viane. Nun war es Sitte, daß der Lehnsmann dem Lehnsherrn den nackten Fuß küssen mußte. Als der neue Herzog dieser Pflicht nachkommen will, und sich dem Bett naht, in welchem der Kaiser mit seiner Gemahlin liegt, giebt der Teufel der Fürstin eine seltsame Idee ein, die noch viel Blutvergießen hervorrufen sollte; sie streckt ihren nackten Fuß dem Herzog entgegen, der ihn küßt, ohne den Betrug und die Schmach gewahr zu werden. Erst später sollte er davon erfahren.

Eines Tages tritt in den Palast Girarts de Viane ein Jüngling, mit stolzem Gebahren, einen Sperber auf der Faust, von zwei Knappen begleitet. Girart, dem sofort die Familienähnlichkeit auffällt, beginnt seiner zu spotten. „Wenn du ein Jongleur bist, so laß dich hören, man wird dir ein Geschenk geben.“ Der Jüngling wirft zornerfüllt den Sperber in das Antlitz des Grafen, der gehörig zerkratzt wird. Wütend befiehlt er, den Verwegenen zu fangen und zu hängen; der aber schreit mit Donnerstimme: „Zurück; wißt, daß ich Aimeri bin, der Sohn Herrn Hernauts!“ Als Girart diese Worte hört, drückt er seinen Neffen ans Herz und küßt ihn. „Wahrlich,“ sagt er, „du bist von meiner Familie; du hast das Herz eines Barons!“

Nach einem Jahre empfindet Aimeri Langeweile bei seinem Oheim; er geht an den Hof Karls, wo er gut aufgenommen wird. Doch dort lebt die erbitterte Feindin Girarts, des Kaisers Gemahlin, die er einst zurückgestoßen hatte, die ihn schmachvoll hatte ihren Fuß küssen lassen, und die ihre Rache noch nicht gestillt glaubt, solange Girart von der ihm widerfahrenen Beleidigung nichts weiß. Sie zieht daher eines Tages Aimeri auf die Seite und teilt ihm höhnisch das Vorgefallene mit. Dieser in Zorn aufbrausend, wirft ihr ein Messer an den Kopf und hätte sie getötet, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte. Wütend eilt er nach Viane, verkündet seinem Oheim die ihm zugefügte Schmach, und bald ist ein mächtiges Heer versammelt, um gegen Karl zu ziehen: selbst der alte Garin nimmt am Kampfe teil. Doch sucht er vorher den Streit friedlich beizulegen; er selbst begiebt sich mit seinen Söhnen an den Hof, um über den Frieden zu unterhandeln; aber sie werden höhnisch und unter Beleidigungen zurückgewiesen. Nun entbrennt der Kampf. Ein Zweikampf soll ihn entscheiden, zwischen Olivier, Reniers Sohn, einerseits und Roland andererseits. Ein erhabenes heroisches Bild, diese beiden Gegner, die sich gegenseitig achten und lieben, und die bald engere Bande verbinden sollten; denn Roland liebt Oliviers Schwester Aude. Der Zweikampf bleibt unentschieden, und der Krieg wird fortgesetzt.

Nun begiebt es sich, daß der Kaiser, der langen Belagerung von Viane müde, mit wenigen Begleitern dem Vergnügen der Jagd im Walde von Clermont fröhnt. Ein Verräter benachrichtigt die Gegner davon, und diese nehmen ihn mit leichter Mühe gefangen. Aimeri will ihm sofort den Kopf abschlagen und so den Kampf auf immer beenden. Doch seine Oheime halten ihn zurück: sie demütigen sich vor ihrem Oberherrn und bitten knieend um Frieden. Der Kaiser erfreut, die unerquickliche Fehde zu beenden, geht gern in ihre Forderungen ein. Nur Aimeri hat stolz, ohne das Knie zu beugen, abseits gestanden und erwidert endlich auf die Frage des Königs: „Da ich gegen euch allein nicht Krieg führen kann, so trete ich in euren Dienst. Ich werde sehen, wie ihr mich behandelt, und ich werde euch lieben, wenn ihr mir Gutes erweist."

Da der Krieg auf diese Weise glücklich beigelegt ist, schickt man sich an, Rolands Hochzeit mit Aude zu feiern; da aber kommt die Nachricht vom Einfall der Sarazenen in Frankreich; Karl läßt seinen Kriegsruf erschallen und zieht gegen sie. Der Ausgang des Kampfes ist bekannt, Roland findet nebst Olivier seinen Tod bei Roncevaux, aber Karl rächt ihren Tod durch die gänzliche Niederlage der Sarazenen.

Der nächste Roman, der sich anschließt und der das Leben Aimeris, des Vaters unseres Guillaume behandelt, ist Aimeri de Narbonne*), von unge-

---

*) Vergl. Kreßner, Nachrichten über das altfranzösische Epos Aimeri de Narbonne. Herrigs Archiv 56, 11 f.; herausgegeben von L. Demaison, Aimeri de Narbonne, chanson de geste. Paris 1888.

nanntem Verfasser; doch ist zu vermuten, daß der Dichter Girarts de Viane auch der Aimeris de Narbonne ist. Man hat die Abfassung dieses Romans mit ziemlicher Gewißheit in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt. Hermengarde spricht in dem Roman:

Si me requiert rois Andreu de Hongrie ......
Marsil n'aura ja a moi compaignie,
Car il est vioz s'a la barbe florie.

Es kann sich hierin nur um Andreas II. von Ungarn, den Vater der heiligen Elisabeth handeln, der 1235 starb. Aus der zitierten Stelle kann man schließen, daß er bei Abfassung des Gedichtes noch lebte, so daß diese also in das erste Drittel des Jahrhunderts zu setzen ist.

Der Roman von Aimeri schließt kein direktes historisches Faktum ein; das wichtigste von allen Ereignissen ist die Besitznahme von Narbonne durch die Muselmanen. Nun steht fest, daß Narbonne mehrmals im Besitz der Mauren war — 721, 793, 1018 — und diese drei Eroberungen erklären die Legende unseres Epos. Aimeri, Vicomte von Narbonne 1105—1134, der zwei Expeditionen gegen die Mauren unternahm, 1114—1116 und 1134, ist wahrscheinlich der Typus des Aimeri der chanson de geste. Ohne Zweifel hat man, um Hermengarde, der Tochter Aimeris zu schmeicheln — sie war eine Beschützerin der Trobadors — den Namen Aimeri dem Vater Guillaumes und den Hermengardes seiner Mutter gegeben.

Karl kehrt mit seinem Heere traurig und bekümmert wegen Rolands und seiner Tapferen Tod zurück; vergebens sucht ihn Herzog Naime zu trösten. Da plötzlich werden die Blicke des Kaisers aufgehalten durch den Anblick einer Stadt, die er von der Spitze eines Hügels aus sich zu seinen Füßen ausbreiten sieht. Es ist die Stadt Narbonne. Nie hat Karl eine so schöne, so reiche Stadt gesehen, und es entsteht in ihm der unbezwingliche Wunsch, sich in ihren Besitz zu setzen.

Aber keiner der Barone will die Belehnung und somit auch die Eroberung der Stadt übernehmen. Sie sind des langen Kriegens müde und sehnen sich nach der Heimat und ihren Weibern. Zornig ruft der König aus: So zieht hin, ihr Feigen, und wenn man euch fragt, wo ihr euren König gelassen habt, sagt, wir haben ihn in Stich gelassen bei der Belagerung von Narbonne. Endlich, als alle Tapferen Karl eine abschlägige Antwort gegeben, erklärt sich der jugendliche Aimeri bereit, die Stadt zu nehmen und zu behaupten. Dies ist der erste Freudentag für Karl seit Rolands Tod. Es wird auch sofort ein Fest veranstaltet. Aber Aimeri kehrt sich nicht an die Lustbarkeiten. Von hundert guten Rittern begleitet eilt er nach Narbonne. Unterwegs treffen sie hundert Türken, die sie sofort in die Flucht schlagen; Aimeri verfolgt sie bis an die Stadt; aber die Thore werden ihm vor der Nase zugeschlossen. Beschämt kehrt er zurück.

Die Stadt ist inzwischen in großer Furcht; schon der Name Karls läßt die Einwohner erbeben. Schleunigst werden zwei maurische Könige, Desramé und Beaufumé, auf unterirdischen Wegen abgesandt, um vom Amiral von Babylon Hilfe zu erbitten. Karl macht sich sofort an die Belagerung; er schwört nicht eher zu weichen, als bis die Stadt sein wäre, und sollte er sieben Jahre davor liegen. Nach blutigem Kampfe gelingt es Aimeri, sie zu erobern; reiche Beute fällt in die Hände der Sieger, die unter den Einwohnern ein furchtbares Gemetzel anrichten. Alsdann wird Narbonne christianisiert; ein dem heiligen Paul geweihtes Kloster wird errichtet, und ein Bischof eingesetzt. Nun endlich kehrt Karl nach Frankreich zurück, Aimeri mit nur hundert Rittern zurücklassend.

Da Aimeri nach einer Frau Umschau hält, wird ihm Hermengarde, die schöne Tochter des Longobardenkönigs Desier und Schwester des augenblicklich regierenden Königs Boniface, als allein seiner würdig gepriesen. Kaum hat der junge Held von ihr gehört, als er auch erklärt, sie in seinen Besitz bringen zu wollen; wenn man sie ihm nicht gutwillig gäbe, würde er dem König der Longobarden den Krieg erklären und ihn zu Grunde richten. Eine prächtige, auserlesene Gesandtschaft wird abgesandt, an der auch Girart de Roussillon teil nimmt. Nachdem sie unterwegs eine Bande von Deutschen vernichtet haben, ziehen sie vor Pavia. Der König, der so prächtig und stolz gewappnete Ritter heranziehen sieht, gerät in große Furcht; er läßt die Thore schließen. Man läßt ihm sagen, daß man in friedlicher Gesandtschaft käme und nur eine Nacht in der Stadt verweilen wolle. Zitternd ladet er nun die Ritter zum Mahle ein, aber stolz verschmähen es die Franzosen; sie wären reich genug, um sich selbst zu unterhalten, lassen sie ihm sagen. Dies verdrießt den König, er läßt seine Bäcker, Gastwirte u. s. w. vor sich kommen und befiehlt ihnen, alle Nahrungsmittel an die Franken so teuer wie möglich zu verkaufen. Die Gäste machen gute Miene zum bösen Spiel und kaufen lachend alle Nahrungsmittel in der Stadt auf. Ein neuer Erlaß des Königs befiehlt, den Fremden kein Holz zu verabreichen. Die Franken kaufen alle hölzernen Gefäße auf und machen ein kolossales Feuer, während die guten Einwohner von Pavia vor Kälte beben. Endlich gewährt der König der Gesandtschaft Audienz. Die Boten bringen ihren Auftrag vor und verlangen Hermengarde für Aimeri. Der König, sowie die Prinzessin, haben nichts gegen die Vermählung einzuwenden, und so eilt denn Aimeri nach Pavia, um seine junge Gemahlin einzuholen.

Während aber der junge Gatte mit der Geliebten fröhlich tändelnd seinen Weg nach Narbonne verfolgt, ist der Amiral von Babylon mit 100 000 Sarazenen herbeigerückt und hat Narbonne, in dem nur wenige Verteidiger zurückgeblieben waren, fest umzingelt. Aimeri, von einem Boten benachrichtigt, beschleunigt seinen Zug, richtet mit seinen Tapferen ein furchtbares Gemetzel unter den Ungläubigen an und tötet den Amiral und vier Könige. Da nun

noch Girart de Viane herbeizieht, werden die Feinde in einer Feldschlacht gänzlich aufgerieben, und von dem kolossalen Heere entkommen nur dreihundert.

Am folgenden Tage segnet der Bischof von Narbonne die Ehe Aimeris*) ein, die ein Jahrhundert dauern sollte. Ihm wurden zwölf Kinder, sieben Söhne und fünf Töchter geboren; ein Sohn aber überstrahlte sie alle und verdunkelte durch seinen Ruhm den aller seiner Ahnen: Guillaume.

Auch die Jugend dieses Helden ist zum Gegenstande eines Epos gemacht worden, der Enfances Guillaume**), welches nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande bekannt wurde***), und welches zeigt, wie Guillaume schon in frühster Jugend eine wichtige Rolle zu spielen berufen war.

Wir erfahren, wie der ungestüme Jüngling an des Kaisers Hofe einen ungeschlachten bretonischen Riesen besiegt, wie er infolge dieser Heldenthat zum Ritter geschlagen wird, dann nach seiner Vaterstadt Narbonne zurückeilt und die Sarazenen, welche einen neuen Versuch machen, sich der Stadt zu bemächtigen, in die Flucht jagt. Kaum hat er sich die notwendigste Ruhe gegönnt, als eine Botschaft von Kaiser Karl an ihn kommt: er läge im Sterben, und die aufrührerischen Barone drohten seinen Sohn Louis zu verraten; Guillaume aber habe einst geschworen, stets eine treue Stütze des Prinzen sein zu wollen, und sein kaiserlicher Herr erinnere ihn an dies Versprechen. Das Gedicht endet mit den Worten des Helden: dem ersten Verräter, den ich treffe, wird der Schädel gespalten werden.†)

An die Enfances Guillaume schließt sich an eins der besten Gedichte dieses Cyclus, der Couronnement Looys††), verfaßt in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und reich an historischen Anspielungen. So ist der

*) Auch Aimeris Tod wird in einem Epos behandelt, La Mort Aimeri, einem unbedeutenden Machwerk aus dem vierzehnten Jahrhundert, worin erzählt wird, wie der Held auf einem Zuge gegen das Bergvolk der Sagittaren ums Leben kommt. Vergl. E. Stengel, Bruchstück der chanson La Mort Aimeri de Narbonne, Gröbers Zeitschrift VI, 397; Histoire littéraire XXII, 501—503.

**) Vergl. Histoire littéraire XXII, 470—481; L. Gautier, l. c. IV, 276; ediert ist das Gedicht noch nicht.

***) Ulrich von dem Türlins Gedicht „Arabellens Entführung," eine Ergänzung zu Wolfram von Eschenbachs Willehelm, behandelt auch Guillaumes Jugend, beruht aber nicht auf dem uns erhaltenen französischen Gedichte.

†) Hier wären nun noch zwei nicht gedruckte Gedichte dieses Cyclus einzufügen, welche spätere Dichter verfaßt haben, um die zwischen den Enfances Guillaume und Couronnement Looys befindliche Lücke auszufüllen, die Departement des Enfants Aimeri, die Schicksale der Kinder Aimeris von Narbonne behandelnd, und den Siège de Narbonne, eine dritte, heftige Belagerung der Stadt Narbonne durch die Sarazenen beschreibend. Über beide, der Zeit des Verfalls angehörende Werke kann man Näheres finden bei L. Gautier, L'Épopée française au moyen âge. III.

††) Herausgegeben von A. Jonckbloet, Guillaume d'Orange. Chansons de geste du XI. et XII. siècles. La Haye 1854; A. Jonckbloet, Guillaume d'Orange, le marquis au court nez, chanson du XII. siècle, mise en nouveau langage. Amsterdam 1867; Histoire littéraire XXII, 481—488.

Anfang des Gedichts, die letzten Ratschläge Karls an seinen Sohn enthaltend, zum teil zu vergleichen mit Eginhard (bei Pertz II, 459) und Thegan (Vita Hludowici cap. VI. Pertz II, 591). Ferner läßt sich die Verschwörung Hernauts gegen Ludwig mit derjenigen Walas, des Enkels Karl Martells, identifizieren (Pertz II, p. 618). Zu der Expedition Guillaumes nach Italien und den Kämpfen gegen die Sarazenen hat vielleicht Veranlassung gegeben einer der zahlreichen Einfälle derselben in Italien; 813 eroberten sie Cività vecchia; 816 Sicilien; 846 kommen sie bis vor Rom. Die Kämpfe Guillaumes für Ludwig gegen dessen empörte Vasallen ist den historischen Traditionen des zehnten Jahrhunderts entlehnt: Guillaume Tête d'Étoupe, Herzog von Aquitanien 950—963, ist das wirkliche Vorbild unseres Helden. Die Erzählung endlich einer Expedition Guillaumes nach Italien gegen Gui d'Allemagne bezieht sich auf die häufigen Kämpfe der deutschen Kaiser gegen das Papsttum und auf die Hilfe, die die Päpste von Frankreich erhalten haben.

Karl hatte sein Reich zu einer ungeheuren Macht erhoben; aber um den Koloß zu unterhalten, war auch ein Mann wie Karl nötig, und Karl war alt und fühlte den Tod nahen. Dazu kam, daß die unterworfenen Provinzen nicht ruhig waren, und die Sarazenen immer noch das Land an der Gironne bedrohten. Daher beruft der Kaiser eine glänzende Versammlung, der der Papst selbst durch seine Gegenwart besondere Weihe gab. Karl hält eine feierliche Ansprache an Louis und befiehlt ihm, sich die Königskrone aufzusetzen, wenn er sich stark genug und würdig fühlte. Louis aber, ein schwächlicher, verzagter Mensch, wagt es nicht, im tiefsten Herzen erbebend. Zornig braust Karl auf, befiehlt, ihm die Tonsur zu geben und ihn in ein Kloster zu stecken. „Er ist nicht mein Sohn," schreit er, „meine Frau hat sich mit einem Strolch vergangen und diesen Feigling erzeugt." Da tritt Hernaut d'Orléans auf und erbietet sich, zwei Jahre lang die Herrschaft zu führen, bis Louis erstarkt wäre und sich fähig fühlte, die Zügel zu ergreifen. Ein riesenhafter Fremdling hat kaum die Worte des Verräters gehört, als er auf Hernaut losstürzt und seinem Leben mit einem Faustschlage ein Ende macht. Er schreitet zum Altar, auf dem Karls Krone liegt, setzt sie mit eigenen Händen dem Prinzen auf und gelobt ihm Treue: es ist Guillaume, der zur rechten Zeit herbeigeeilt ist. Nach fünf Jahren stirbt Karl, ruhig, da er seinen Sohn im Schutze Guillaumes weiß. Unglücklicherweise ist aber unser Held nicht beim Tode Karls in Frankreich; um ein vor fünfzehn Jahren geleistetes Gelübde zu erfüllen, ist er nach Rom gezogen, wo er uns in einem neuen Lichte, als Verteidiger der Kirche, entgegen tritt. Denn kaum ist er in Rom angelangt, als der Papst die Nachricht von dem Einfall der Sarazenenkönige Galafre und Ténébré erhält, die den guten König Gaifier de Pouille nebst Frau, Tochter und 30 000 Christen gefangen genommen haben. Der Papst sucht Guillaume auf und findet ihn auf dem Marmorboden der Kirche betend für Louis; er fleht ihn um

Mitleid an und verspricht ihm, wenn er Rom verteidigen wolle, die Erlaubnis, alle Tage bis zu seinem Tode Fleisch essen und eine Frau nach Belieben nehmen zu dürfen. Guillaume willigt ein, und als der Heidenkönig den Vorschlag macht, durch einen Zweikampf den ganzen Krieg entscheiden zu lassen, erklärt er sich bereit, als Kämpfer des Papstes aufzutreten; auf seinem Arm und auf seinem Schwerte beruht jetzt das ganze Heil der christlichen Welt.

Als Gegner wird von den Heiden Corsolt gewählt, ein entsetzliches, gottesleugnerisches, wahnsinniges Wesen. „Sprecht nicht von Gott vor mir. Er hat meinen Vater mit dem Blitze getroffen, und als er ihn endlich verbrannt hatte, ist er dort hinaufgestiegen in seinen Himmel, wo ich ihn nicht erreichen kann. Aber hier unten will ich mich rächen an allen, die an ihn glauben. Vernichten will ich die Getauften und schon habe ich 30 000 den Garaus gemacht. Schinden will ich die Priester, den Papst auf glühenden Kohlen braten lassen; verderben, töten will ich Alles. Zwischen dem Himmel und mir ist ewiger Krieg.“

Guillaume ist voll Gottvertrauen; er berührt seinen Leib mit dem Arme des heiligen Petrus und macht ihn durch diese Reliquie unverwundbar. Nur eine Stelle war nicht berührt worden, und Guillaume sollte es bald zu seinem Schaden erfahren. Die beiden Kämpfer schreiten vor, Guillaume mit heißen Gebeten, Corsolt mit Gotteslästerungen auf den Lippen. Gleich beim ersten Angriff ist Corsolt schwer verwundet, aber bald blutet auch Guillaume, denn der Heide hat ihm die Nasenspitze abgeschlagen. Doch der Sieg bleibt dem Christen, und bald kehrt Guillaume mit des Riesen Haupt in der Hand heim. „Ich habe meine Nase gut gerächt,“ sagt er. Der Papst schließt ihn dankend und segnend in seine Arme. Doch der Sieger ruht nicht, denn noch muß die Armee der Feinde aus dem Felde geschlagen werden. Aber ein panischer Schrecken hat sich derselben bemächtigt; sie flieht in wilder Auflösung. Die gefangenen Christen werden befreit, und König Gaifier giebt Guillaume seine schöne Tochter zur Gemahlin. Die Vorbereitungen zur Hochzeit des Befreiers der Christenheit werden mit dem größten Glanz getroffen. Schon ist die Kirche herrlich geschmückt, schon steht der Papst bereit, den Segen zu erteilen, da stürzen Boten herbei. „Karl ist tot, sein Sohn Louis in großer Gefahr. Wenn ihr nicht zu seiner Hilfe kommt, so ist er verloren.“ Da verzichtet Guillaume auf alle Freude, die ihn im Arme seiner jungen Frau erwartet; ein Gedanke nur beherrscht ihn: der Sohn seines Herrn bedarf seiner. Er wendet sich zu Gaifiers Tochter und mit wehem Herzen bittet er sie, ihn ziehen zu lassen:

Guillaume bese la dame o le vis cler
Et elle lui; ne cesse de plorer;
Par tel covent einssi sont dessevré,
Puis ne se virent en trestot lor aé.

Erhabene Größe! Eilend fliegt Guillaume nach Frankreich, wo überall die Verräterei ihr Haupt erhebt. Louis ist von Richard de Rouen eingekerkert worden und schmachtet in einem Turme der Abtei St. Martin de Rouen. Mit 1200 Rittern eilt Guillaume nach der Stadt, traktiert die Äbte und Mönche, welche mit den Verrätern im Einverständnis sind, mit Faustschlägen, und befreit den jungen König. Mit kühnen Streichen stellt er nun in Frankreich die Ruhe her und zwingt die aufrührerischen Vasallen, Louis anzuerkennen.

Kaum aber hat er hier die Macht seines Armes bewiesen, als ihn schlimme Nachrichten nach Italien rufen: der Papst war gestorben, ebenso König Gaifier, und Rom wird von neuem bedroht, doch nicht von Türken, sondern von Deutschen unter Anführung Guis d'Allemagne. Guillaume eilt nach Italien und zwingt den Kaiser Louis, der bei der Nachricht vom Kriege in Thränen zerfließt, mitzuziehen.

In tiefen Nebel gehüllt entspinnt sich eine furchtbare Schlacht; glücklicherweise verbirgt der Nebel die Feigheit des jungen Königs, der vollständig den Kopf verliert. Die Franken behaupten das Feld. Jetzt macht Gui den Vorschlag eines Gottesurteils und fordert Louis zum Zweikampfe heraus. Dieser fängt an zu seufzen und zu schluchzen; doch Guillaume nimmt ihm die Last von den Schultern, er besteht den Kampf mit Gui und tötet ihn. Darauf läßt er Louis feierlich zum Kaiser krönen.

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich erwartet eine neue Empörung den Sohn Karls des Großen. Auch diese wirft Guillaume nieder und giebt darauf seine Schwester Blanchefleur dem Kaiser zur Frau.

Doch bald soll er erfahren, daß Wohlthaten schnell vergessen werden: Louis erweist sich undankbar gegen den Befreier der Christenheit und den Verteidiger seiner Rechte — das zeigt uns das nächste Epos, Le Charroi de Nîmes*), ein Gedicht des zwölften Jahrhunderts, dem es auch nicht an historischem Grund gebricht, und das im Mittelalter sehr beliebt gewesen zu sein scheint; so findet sich u. a. eine Anspielung auf dasselbe in Wolfram von Eschenbachs Willehelm.

Guillaume kommt eines Tages, beutebeladen, von der Jagd; da eilt ihm sein Neffe Bertrand entgegen und verkündet, daß Louis seine Lehen austeile, nur Guillaume und er seien schmählich vergessen. Stürmisch dringt unser Held in den Palast, macht dem König die gröbsten Vorwürfe, zählt alles auf, was er für ihn gethan, und droht ihm endlich mit seiner Feindschaft, obgleich ihm Louis zitternd die Hälfte seines Königreiches anbietet. Durch Bertrand beschwichtigt, söhnt er sich wieder mit seinem Oberherrn aus und verlangt von ihm nur das Königreich Spanien mit Tourtelouse, Porpaillant, Orange und Nîmes, ein Land, das sich noch ganz in den Händen der Sarazenen befindet.

---

*) Herausgegeben von Jonckbloet, a. a. O. Histoire littéraire XXII, 488—496.

Mit einer Schar von Rittern, meistens arm und von der Hoffnung geleitet, im fernen Spanien reiche Schätze zu erwerben, zieht Wilhelm aus. In die Nähe von Nîmes gekommen, begegnet ihnen ein Kärrner, und dieser Anblick giebt dem Ritter Garnier eine listige Idee ein. Er schlägt vor, tausend Tonnen zu kaufen, tapfere Ritter in ihnen zu verbergen und sie in diesem Versteck in die Stadt hinein zu schmuggeln; Garnier selbst verkleidet sich als Ochsentreiber, Guillaume als Kaufmann. Die List gelingt; die Ritter werden in die Stadt transportiert; der Kaufmann, der mit den Heiden Händel anfängt, setzt plötzlich sein Horn an den Mund; da sprengen die Ritter die Tonnen und nehmen nach einem gewaltigen Blutbade die Stadt.

An das eben besprochene Epos knüpft an die Prise d'Orange*), eine der schwächsten chansons de geste dieses Cyklus, von der allerdings noch eine andere, bessere Version existiert haben muß, wie aus den deutschen Bearbeitungen des Wolfram von Eschenbach und Ulrich von dem Türlin ersichtlich ist.

Nach der Eroberung von Nîmes beginnt Guillaume sich schrecklich zu langweilen; er glaubt in einem wahren Kerker zu sitzen, zumal er keine Jongleurs und damoiselles mit sich geführt hat. Aber bald soll er zu thun bekommen. Erschöpft, fast entstellt kommt ein Christ aus Orange; es ist Gui d'Ardennes Sohn, Gilbert, der drei Jahre lang in der Gefangenschaft der Muselmanen geschmachtet und sich endlich befreit hat. Durch seine Schilderung der prächtigen Stadt Orange erweckt er Wilhelms Begierde; besonders aber ist es eine glühende Beschreibung der Gemahlin des Sarazenenkönigs Thibaut, namens Orable, die Guillaume in heftiger Liebe entbrennen läßt.

Er beschließt mit Gilbert und seinem Neffen Guielin sich nach Orange zu begeben und um jeden Preis Orable zu sehen. Nachdem sie sich mit Tinte schwarz gefärbt und unkenntlich gemacht haben, brechen sie auf. Es gelingt ihnen, in die Stadt einzudringen und des ersehnten Anblicks teilhaftig zu werden; Guillaume schwelgt in Entzücken. Nun aber trifft es sich, daß in Orange ein von den Franzosen aus Nîmes vertriebener Sarazene, namens Salatre, lebt; er erkennt unseren Helden unter seiner Verkleidung und teilt seine Entdeckung sofort dem König Aragon mit. Dieser fährt unerwartet mit einem Tuch über Guillaumes Gesicht, und die Weiße seiner Haut tritt offen zutage. Jetzt ist kein Zweifel mehr; Aragon brüllt den Christen zu, sich zum Tode vorzubereiten, und alles scheint verloren. Da betet Guillaume inbrünstig zu Gott, und, mit Knütteln bewaffnet, stürzen er und seinen Gefährten auf die Tausende von Heiden, jagen sie in die Flucht, ziehen die Brücken auf und verschanzen sich in dem Turm. Aber die Heiden haben bald einen geheimen Weg

*) Herausgegeben von Jonckbloet, a. a. O.; vergl. H. Suchier, Über die Quelle Ulrichs von dem Turlin und die älteste Gestalt der Prise d'Orange. Paderborn 1873; Histoire littéraire XXII, 495—498.

ausfindig gemacht; schon hört man sie auf der Treppe; da stürzt Guillaume in Orables Gemach. „Gebt uns Waffen!" schreit er, und sie, schon in unkeuscher Glut zu ihm entbrannt, zögert nicht, ihm den Degen ihres Gatten in die Hand zu drücken.

Der Kampf entbrennt von neuem, und von neuem werden die Heiden durch die Christen zurückgeschlagen. Der Vorschlag, den Turm Gloriette zu verbrennen, war nicht ausführbar, denn er war aus unverbrennlichem Material gebaut. Endlich meldet sich ein Heide Orquenois, der gegen die Belohnung von zehn mit Gold beladenen Maultieren einen unterirdischen Gang offenbart, der den Turm mit dem Palaste des Königs verbindet. Kurze Zeit darauf sind die Christen gefangen, und ein ungeheurer Scheiterhaufen wird errichtet, um sie zu verbrennen. Da bittet Orable, ihr die Gefangenen zu überliefern; sie will sie in ihre Gefängnisse werfen, die von Schlangen und Ungeziefer wimmeln; nach einigem Widerstreben willigt der König Aragon ein und schickt einen Boten an Thibaut mit der Nachricht, Wilhelm sei in ihrer Gewalt.

Auf das Versprechen Guillaumes hin, Orable als Gemahlin mit sich in das Land der Christen zu nehmen, erklärt diese sich zur Befreiung der Helden bereit; einer derselben wird auf einem unterirdischen Wege, der an der Rhone mündet, ausgeschickt, um Hilfe aus Nîmes herbeizurufen. Inzwischen meldet ein Heide dem bestürzten Aragon, er habe Orable in den Armen eines ihrer Gefangenen gesehen; man will sie und die Gefangenen sofort in Stücke hauen, begnügt sich aber endlich damit, sie bis zur Rückkehr Thibauts in strengem Gewahrsam zu halten. Kaum erscheint derselbe, als man Guillaume und seinen Neffen Guielin vor ihn schleppt; letzterer erschlägt mit einem Faustschlag den König Pharaon, stürzt sich mit seinem Oheime in die Schar der Sarazenen, richtet ein furchtbares Gemetzel an und schlägt sich nach Gloriette durch, wo er sich zum zweiten Male verschanzt.

Eines Tages hören die Eingeschlossenen plötzlich Waffengeklirr und Menschenstimmen; es ist Bertrand, der ihnen aus Nîmes zu Hilfe kommt und dem unterirdischen Gange entsteigend zur rechten Zeit in Gloriette erscheint. Die 13 000 Christen stürzen sich auf die Muhamedaner und vernichten sie bis auf den letzten Mann.

Orable wird getauft und nimmt den Namen Guiborc an; sie wird Guillaumes Frau, wie dieser ihr versprochen hatte. Nach der glänzend gefeierten Hochzeit verweilt Guillaume noch dreißig Jahre in Orange, aber man kann nicht sagen, daß er einen Tag der Ruhe genoß.

Es wäre nunmehr ein Epos zu erwähnen, das mit dem Cyklus Guillaumes insofern im Zusammenhange steht, als es die Jugendschicksale eines Neffen des berühmten Helden berichtet, der seinem Oheim an Waffenruhm nicht nachzustehen bestimmt war: Les Enfances Vivien*) (Anfang des dreizehnten

*) Les Enfances Vivien, p. p. C. Wahlund et H. de Feilitzen. Paris 1887; Histoire littéraire XXII, 503—507.

Jahrhunderts). Direkte historische Elemente liegen auch hier nicht vor; die Erzählung von der Einnahme Luisernes durch die Christen ist ohne Zweifel eine Erinnerung an die zahlreichen Expeditionen, die die Franzosen unter Karl dem Großen und Louis dem Frommen nach Spanien unternahmen. Die Erzählung von der Gefangenschaft Garins ist legendenhaft; alles andere ist Fabel.

Das Gedicht steigt bis auf die Schlacht bei Roncesvalles zurück; alle Christen sind tot, nur Garin d'Ansöune, der Bruder Guillaumes, hatte ihr Los nicht teilen können; er war von den Heiden zum Gefangenen gemacht und nach Luiserne-sur-mer geschleppt worden. Kein Lösegeld wollte man annehmen, nur verlangte man die Auslieferung seines Sohnes Vivien; Garin zuerst außer sich über diese Bedingung, geht am Ende doch darauf ein und schickt einen Boten mit dem Auftrage an seine Gattin Heutace, Tochter des alten Herzogs Naime. Diese will jedoch von dem Austausch nichts wissen, der achtjährige Vivien aber dringt solange in sie, bis sie den Willen ihres Gatten erfüllt. Von Guillaume und noch circa 100 Rittern begleitet, bricht er nach Luiserne auf und wird den Heiden ausgeliefert.

Man bindet ihn an einen Pfahl und errichtet einen Scheiterhaufen; da plötzlich überfällt der Pirat Gormond Luiserne, befreit Vivien und schleppt ihn als seinen Gefangenen mit sich fort. Eine Kaufmannsfrau, der Vivien gefällt, kauft ihn für hundert Mark; sie nimmt ihn als ihren Sohn an. Vivien, der nur von Schlachten mit den Sarazenen träumt, wird, seinem inneren Drange zum Trotz, zum Kaufmann erzogen. Inzwischen kehrt Godefroi, der Gatte jener Kaufmannsfrau, nach siebenjähriger Abwesenheit zurück und auf seine Frage, wer das Kind sei, antwortet sie: „Es ist dein Sohn, den wir bei deiner Abreise erzeugt haben." Und Godefroi, erfreut einen Sohn zu haben, schließt ihn in seine Arme. Aber trotzdem ihm sein Pflegevater die besten kaufmännischen Lehren giebt, wird aus Vivien nimmermehr ein Kaufmann; ihm anvertraute Waren verschleudert er zu wahren Schandpreisen und ersteht sich dafür ein Pferd, einen Falken und einen Jagdhund, seinem laut jammernden Pflegevater gegenüber die Vorzüge der Tiere rühmend.

Besser gefiel seiner abenteuernden Natur der ihm erteilte Auftrag, vierhundert Kaufleute nach dem Markte von Luiserne zu begleiten, der Stadt, wo er beinahe auf dem Scheiterhaufen seinen Tod gefunden hätte. Die Kaufleute machen ihn zu ihrem Anführer, und Vivien, stolz auf die unverhoffte Ehre, teilt freigebig alle ihm anvertraute Habe seines Pflegevaters an die Kaufleute aus, wodurch sein Ansehen nur noch steigt. In Luiserne ankern bei ihrer Ankunft dreißig reich beladene Schiffe, die sarazenischen Händlern gehören. Bei ihrem Anblick stürzt sich Vivien sofort auf sie, schlägt die Heiden in die Flucht und erobert die Schiffe. Ein mit Schätzen reich beladenes sendet er seinem Vater Godefroi, der dadurch zehnmal reicher wird, als er gewesen. Er überredet darauf die Kaufleute, sich unter ihren Mänteln stark zu wappnen; vor

den Statthalter geführt und gefragt, wer er sei, giebt sich Vivien zu erkennen und tötet den Heiden. Das Gerücht von diesem Morde verbreitet sich bald, die Kaufleute werfen ihre Mäntel ab, richten ein großes Blutbad an und setzen sich in den Besitz der reichen Stadt.

Aber noch gehört das umliegende Land den Sarazenen, die um jeden Preis die kühn eroberte Stadt zurückgewinnen wollen. Nichts gleicht ihrer Wut; schon sinkt, durch Hunger geschwächt, die Kraft der Christen, und sie sind einem sicheren Tode geweiht, wenn nicht bald ihnen Hilfe aus Frankreich kommt.

Noch einmal ist es die Krämerfrau, die Vivien retten soll. Als sie von seiner Bedrängnis hört, teilt sie ihrem Manne das Geheimnis von Viviens Abkunft mit, und beide begeben sich nach Frankreich, um den Kaiser zur Hilfe herbeizuholen.

Eine furchtbare Scene spielt sich jetzt im kaiserlichen Palaste ab; die Verwandten Viviens, Guillaume an der Spitze, bringen in den König, sofort nach Spanien aufzubrechen; als er sich weigert, um des Wagehalses Vivien Willen sein Heer in Lebensgefahr zu bringen, werden ihm die heftigsten Vorwürfe von seinen Vasallen gemacht, die sich aufs ungeberdigste betragen und sofort seinen Palast stürmen wollen; und dies geschieht in Frankreich an hellem Tage, im Beisein von 10000 Edlen, die die Furcht erbleichen läßt. Der König muß die Expedition gestatten. Luiserne ist bald erreicht und befreit; Vivien sinkt in die Arme seines Vaters Garin d'Anséune.

Wir kommen nunmehr zu dem besten Teile des Cyklus, zu dem Epos Aleschanz*), das in dem Guillaume d'Orange gewidmeten Sagenkreise etwa die Stelle einnimmt, welche das Rolandslied in dem Karls innehat, selbstverständlich ohne an die erhabene Größe dieses einzig dastehenden Epos heranzureichen. Es ist besonders in seinem ersten Teile reich an kräftigen, poetischen Schilderungen, die Handlung schreitet rasch und energisch vorwärts, die Sprache ist edel und den Situationen angemessen; der Schluß dagegen verrät eine spätere, ungeschickte Hand, welche das Gedicht schablonenhaft arbeitend in die Länge zieht und das Interesse erlahmen läßt.

Kaum aus Luiserne in Spanien zurückgekehrt, wird Vivien von seinem Oheim Guillaume zum Ritter geschlagen und legt bei dieser feierlichen Handlung das Gelübde ab, nie vor den Sarazenen auch nur einen Fußbreit zurückzuweichen. Hierauf eilt er nach der Provence, jagt die Heiden aus dem Lande und schickt dem Amiral von Cordoba, Desramé, ein Schiff mit siebenhundert schrecklich verstümmelten Gefangenen. Grenzenloser Grimm und Haß über diese That bemächtigt sich des Sarazenenfürsten; er zieht ein mächtiges Heer

*) Herausgegeben von Jonckbloet, a. a. O.; von Guessard et Montaiglon, Aliscans, chanson de geste. Paris 1870; vergl. Histoire littéraire XXII, 507—519 (das Gedicht führt hier den Namen La Chevalerie Vivien); L. Gautier, a. a. O. (hier heißt es Covenans Vivien).

zusammen, dringt siegreich in Südfrankreich ein und schlägt seine Zelte vor Arles auf, woselbst sich Vivien verschanzt hat. Die Belagerten kommen bald in große Not; ihr junger Anführer ist mehrfach verwundet, aber entschlossen, seinem Gelübde getreu, vor der Übermacht nicht zu weichen. Auf die Vorstellungen Girarts de Comarchis, seine Kraft für eine bessere Gelegenheit aufzusparen, den ungleichen Kampf zu meiden, und sich, so lange und so gut es ginge, nach Orange zurückzuziehen, giebt er zur Antwort: „Wenn ein Mensch in seinem ersten Alter stirbt und in der Blüte seiner Kraft und Stärke, dann wird er mehr beweint und beklagt, als wenn er bei hohen Jahren dahingeht," und bleibt in Arles, erlaubt jedoch Girart, sich nach Orange zu begeben und seinen Oheim von seiner Notlage zu benachrichtigen. Dieser hat nicht sobald hiervon gehört, als er mit einer großen Armee aufbricht und seinem Neffen zu Hilfe eilt; aber er kommt zu spät. Er findet ihn, aus vielen Wunden blutend, in heftigem Gefecht mit den Heiden; zwar greift er sogleich mit seinen Truppen in den Kampf ein, aber Vivien fällt, sieben Verwandte Guillaumes geraten in die Hände der Feinde, die Christen fliehen bald auf allen Seiten vor der Übermacht, und nur wenige von den 30 000, unter ihnen Guillaume, entkommen: die gewaltige Schlacht von Alischamps wird von den Sarazenen gewonnen. Rührend erzählt das Gedicht, wie Guillaume seinen sterbenden Neffen findet, wie er ihm geweihtes Brot reicht, ihm die Beichte abnimmt, und wie der Jüngling an des Helden Brust sein Leben aushaucht; wie Guillaume, mit der teuren Leiche vor sich, von den Sarazenen verfolgt, unter vielen Gefahren nach Orange zurückkommt, und wie er nur mit Mühe daselbst Einlaß findet, da die Seinen ihn, der eine erbeutete türkische Rüstung angelegt hat, nicht gleich erkennen. Kaum haben sich die Thore seiner Stadt hinter ihm geschlossen, als die feindlichen Heereshaufen anlangen und sich um Orange lagern. Da Guillaume sieht, daß er mit den Trümmern seiner Armee den Angriffen der Feinde nicht lange wird widerstehen können, so eilt er nach Laon, an den kaiserlichen Hof, um persönlich um Beistand zu bitten; trotzdem Verwandtschaftsbande den Kaiser an Guillaume fesseln, bedarf es erst nachdrücklicher Drohungen vonseiten des letzteren, um eine genügende Streitmacht von Louis zu erpressen, mit der er dann Orange entsetzt, das sich unter seiner mutigen Frau Guiborc tapfer gehalten hat.

Aber auch an Guillaume geht die Zeit nicht spurlos vorüber; im Beginn des jetzt zu erwähnenden Gedichts, Le Moniage Guillaume*), finden wir ihn alt, der Seinigen durch den Tod beraubt, des weltlichen, kriegerischen

*) Das Gedicht ist leider noch nicht ediert; vergl. Histoire littéraire XXII, 519—529; L. Gautier, a. a. O. I 488; C. Hofmann, in Abhandlungen der Bayr. Akad. der Wissenschaften. 1852, S. 565. — Das Leben des Heiligen ist zu finden in J. Bollandi Acta sanctorum omnium, ad 12 febr.; vergl. Ch. Révillon, Étude historique et littéraire de l'ouvrage latin intitulé Vie de Saint Guillaume. Paris 1877.

Treibens müde. Er legt daher seine Waffen ab und begiebt sich in das Kloster Aniane, wo er, der berühmte Feldherr und Krieger, sich bereitwillig den niedrigsten Diensten unterzieht; freilich bricht manchmal, besonders wenn er Wein getrunken hat, sein ungeberdiges Temperament hervor, und die Mönche fliehen dann entsetzt über seine Wildheit. Nachdem er, kraft seiner riesenhaften Stärke, verschiedene Thaten zum Besten seiner Mitmenschen vollbracht, das Land von Räubern und Ungeheuern befreit und dem Teufel selbst schlecht mitgespielt hat, stirbt er als Heiliger in seiner Zelle zu Saint Guilhem du Desert.

Schließlich sei erwähnt, daß sich an den Cyklus Guillaumes noch einige Gedichte untergeordneter Bedeutung anlehnen, welche zum teil bestimmt sind, die Verwandten des Helden zu feiern, zum teil Thaten berichten, die geeignet sind, die Niederlage bei Alischamps wieder wett zu machen: Beuves de Comarchis, Rainouart, Bataille de Loquifer, Le Moniage Rainouart, Renier, Foulque de Candie*), abgeblaßte Kopien der besseren chansons de geste, welche namentlich aufgeführt zu haben genügt.

Kapitel VI.

Die Chansons de Geste.

III. Doon de Mayence. — Kleinere Sagenkreise.

Erinnern wir uns, daß als Mittelpunkt eines dritten Epen-Cyklus von den alten Dichtern Doon de Mayence bezeichnet wird (vergl. S. 74); während aber Karl und Guillaume d'Orange gegen die Sarazenen Italiens und Spaniens kämpfen, und durch ihre Waffenthaten die Feinde der Christenheit in deren eigenen Staaten demütigen oder sie, wenn sie Einfälle nach Südfrankreich unternehmen, in blutigen Schlachten zurückweisen und so die christliche Welt durch ihren Arm vor fürchterlicher Sklaverei bewahren, ist die dritte „geste“ den Helden bestimmt, welche die Herrschaft der Franken an den Ufern des Rheins, in Bayern, in Sachsen, in Dänemark befestigten und das Christentum unter den germanischen Völkern verbreiteten. Die Epen dieses Cyklus stammen

---

*) Vergl. über Beuves de Comarchis von Adenès le Roi Histoire littéraire XX, 706—709; herausgegeben von A. Scheler, Bueves de Comarchis, chanson de geste. Bruxelles 1874 (Adenès bearbeitet damit ein älteres Gedicht: Le Siège de Barbastre, sehr zum Schaden des Originals; sieh: A. Keller, Le Siège de Barbastre und die Bearbeitung des Adenès le Roi. Marburg 1875). — Über die übrigen genannten Gedichte vergl. Histoire littéraire XXII, 529—545; sie sind sämtlich nicht ediert, mit Ausnahme des Foulque de Candie des Herbert le Duc: Tarbé, Le Roman de Foulque de Candie par Herbert le Duc. Paris 1860.

aus einer späteren Zeit, als die, welche Karl den Großen oder den Helden der Provence zum Mittelpunkt haben; man erkennt deutlich das Bestreben der Dichter, um einen gewissen historischen Kern, wie ihn ja die Züge Karls gegen die germanischen Völker bilden, und bei denen ein gewisser Odo oder Doon von Mainz eine Rolle gespielt haben wird, Gedichte zu gruppieren, die gewissermaßen als Bindeglieder aufzufassen sind und zu den karolingischen Epen hinüberleiten, indem sie die Vorfahren der dort auftretenden Helden besingen und deren Stammbaum möglichst weit zurück zu verfolgen bemüht sind. Auch sind die in ihnen geschilderten Situationen oft nur mehr oder minder schwache Abbilder entsprechender Vorkommnisse in den Karlsepen, unter welche dann die Dichter eine Fülle eigener Erfindungen gemischt haben, diese Bestandteile meist recht geschickt zu einem sich angenehm lesenden Ganzen verarbeitend. Das nationale Element tritt dabei auffallend in den Hintergrund, die Abenteuer der einzelnen Helden nehmen das Hauptinteresse in Anspruch — auch ein Beweis für die spätere Abfassung der hierher gehörenden Epen, deren Zuhörer sich weniger durch nationale Ideen begeistern, als durch Vorführung von wunderbaren Kampf- und Liebesabenteuern unterhalten lassen wollten. Man hat daher auch ganz passend diese Gedichte als „Biographische Epen" bezeichnet*), die sich von den sogenannten Abenteuerromanen nur dadurch unterscheiden, daß sie sich an den historischen Karl oder seine Nachfolger und ihre Thaten anlehnen und die epische Form bewahrt haben.

Ganz nach dem Muster der beiden anderen Cyklen ist dem Epos, das den Titel Doon de Mayence**) führt, eine sogenannte „Enfances" vorangestellt worden, welche, wie schon der Name sagt, die frühste Jugend und die ersten Thaten unseres Helden erzählt. Wir erfahren daselbst, wie sein Vater, Gui de Mayence, auf einer Jagd unabsichtlich einen Klausner tötet, aus Reue darüber der Welt entsagt und das Gelübde thut, zeitlebens die Stelle des Getöteten einzunehmen. Da er nicht zurückkehrt, so beschließt der Seneschal Herchembaut, sich seines Gebietes zu bemächtigen; zu diesem Zweck läßt er Guis Frau Marguerie, die er, da sie seine Liebesanträge entrüstet zurückgewiesen hat, gründlich haßt, als der Ermordung ihres Gatten verdächtig anklagen und einkerkern; ihrer drei Söhne gedenkt er sich durch einen willigen Helfershelfer zu entledigen. Zwei derselben finden ihren Tod, dem ältesten aber, Doon, gelingt es zu entkommen; nachdem er lange umhergeirrt, gelangt er in die Klausnerhütte seines Vaters, der, als er hört, was sich während

---

*) So Gaston Paris in seinem während des Druckes dieses Buches erschienenen Werke La Littérature française au moyen âge. Paris 1888, dessen Titel bei den Litteraturangaben S. 3 nachzutragen ist.

**) Doon de Mayence, chanson de geste, p. p. A. Pey. Paris 1859. In derselben Ausgabe sind auch die „Enfances" enthalten; zu Doon vergl. Histoire littéraire XXVI, 149—169; zu den Enfances ebenda 170—191; Pey, Notice sur Doon de Mayence. Eberts Jahrbuch I, 320.

seiner Abwesenheit zugetragen, seines Gelübdes uneingedenk, die Waffen ergreifen und den Schimpf rächen will. Doch plötzliche Blindheit und Stummheit hält ihn zurück; er überläßt alles der Fügung des Himmels und führt sein Einsiedlerleben weiter, unterstützt und erhalten durch seinen Sohn, der zu einem kräftigen Jüngling heranwächst. Nach einigen Jahren erfährt dieser durch einen Zufall, daß seine Mutter als Mörderin verbrannt werden solle, wenn nicht jemand ihre Verteidigung gegen Herchembaut unternehme. Sofort macht er sich auf den Weg nach Mayence, gelangt daselbst zur rechten Zeit an, besiegt Herchembaut, den Ankläger seiner Mutter, die darauf feierlich für unschuldig erklärt wird, und setzt sich nach mannigfachen Kämpfen gegen Herchembaut und dessen Sippe in den Besitz von Mayence.

Auf der Rückkehr von einem Turnier, in welchem er den Preis davongetragen hat, kommt er durch Paris, hält es aber nicht der Mühe für wert, den jungen König Karl zu begrüßen. Dieser, aufs äußerste darüber entrüstet, bricht in Schmähungen und Drohungen aus. Als Doon davon hört, kehrt er sofort um, stürzt in den Palast und stellt den Fürsten zur Rede, der zitternd ihn durch alle möglichen Versprechungen zu begütigen sucht. Doon jedoch beruhigt sich erst, als ihm Karl seinen Willen thut und ihm die Stadt Valclere im Sachsenlande zu Lehen giebt, eine Stadt, welche den Franzosen gar nicht gehört und sich noch im Besitz der Heiden befindet. Doons Aufgabe ist es nun, dieselbe zu erobern und dem Christentum dort eine Pflanzstätte zu bereiten, und die hierbei stattfindenden Kämpfe, an denen auch Garin de Montglane teilnimmt, die erstaunlichen Heldenthaten Doons und anderer christlicher Anführer, die wunderbaren, übrigens nach der epischen Schablone gearbeiteten Abenteuer, die sie zu bestehen haben, bilden den Gegenstand des im Mittelalter sehr beliebten Gedichtes. Natürlich setzt Doon seine Pläne durch, erobert Valclere und heiratet die schöne Flandrine, die sich zum Christentum bekehrende Tochter des heidnischen Anführers. Ihrer Ehe entspringen zwölf Söhne, die Stammväter einer mehr oder minder berühmten Nachkommenschaft: Gaufrey, der Vater Ogiers le Danois; Doon de Nanteuil; Grifon d'Hautefeuille, der Vater des Verräters Ganelon; Aimon de Dordon, der Vater der vier „Haimonskinder" (vergl. Renaud de Montauban); Beuve d'Aigremont; der König Othon, der Vater zweier bei Roncesvalles umkommender Helden; Ripeus, der Vater des Anséis de Carthage; Sevin, der Vater des Huon de Bordeaux; der König Pierre, der Ahne des „Schwanenritters" und Gottfrieds von Bouillon; Morant, der Vater Raimonds von Saint-Giles; Hernaut de Gironne; Girart von Roussillon. Zum teil hat sich ihrer selbst die Dichtung bemächtigt und sie zu Helden von Epen gemacht, wie Girart de Roussillon, über den S. 26 zu vergleichen ist, und Gaufrey*), dem ältesten der Söhne

*) Gaufrey, chanson de geste, p. p. Guessard et Chaballe. Paris 1859; vergl. Histoire littéraire XXVI, 191—212.

Doons, dessen Kämpfe behufs Befreiung seines in die Hand der Sarazenen gefallenen Vaters den Gegenstand eines langatmigen Epos des buntesten Inhalts bilden; an dieses Gedicht schließt sich dann unmittelbar die früher besprochene chanson de geste von Ogier le Danois an. Ein Enkel Doons de Mayence, Garnier de Nanteuil, Sohn Doons de Nanteuil, wird uns vorgeführt in der nunmehr zu erwähnenden chanson de geste Aye d'Avignon*), worin die Schicksale der vielumworbenen Aye mit großem Geschick, aber noch mit viel größerer Umständlichkeit erzählt werden. Diese, die Tochter des Herzogs Antoine von Avignon, wird von Karl mit seinem Waffengefährten und Freund Garnier von Nanteuil verlobt, obgleich sie ihr Vater Ganelons Sohn Berengar versprochen hatte. Letzterer, durch diese Rücksichtslosigkeit erbittert, schwört Rache und beschuldigt Garnier, kurze Zeit nach der Hinrichtung Ganelons ihm und seinen Verwandten den Vorschlag gemacht zu haben, den Kaiser zu ermorden. Nach altem Brauche findet nun ein Zweikampf statt, in welchem der Kämpe der „Verrätersippe", Aubouin, besiegt wird und hierauf die Richtigkeit seiner Anklage öffentlich erklärt. Nachdem eine scheinbare Versöhnung zwischen Berengar und Garnier stattgefunden hat, zieht dieser an der Spitze eines französischen Heeres gegen die Sarazenen, während seine junge Frau sich nach ihrer Heimat Avignon begiebt; dort aber wird sie von dem hinterlistigen Berengar belagert und fällt, nach tapferer Gegenwehr, in die Gewalt ihres sie lüstern begehrenden Feindes, der sie nach dem festen Schlosse Grailemont schleppt. Kaum kehrt Garnier aus dem Feldzuge zurück und hört von dieser Büberei, als er zur Befreiung seiner Frau gegen Grailemont zieht; das Schloß erliegt endlich seinem Ansturm, aber wer beschreibt seine Wut, wie er bemerkt, daß Berengar auf geheimen Wegen mit seiner Beute entkommen ist. Wohl wissend, daß ihm als Sohn Ganelons eine freundliche Aufnahme bei den Sarazenen zu teil werden wird, hat sich derselbe zu den Feinden Christi begeben und ist von ihnen mit vielen Ehren empfangen worden. Das Gedicht erzählt nun ausführlich die Kämpfe Garniers um seine Frau, die Liebe des Heidenkönigs Ganor zu der schönen Aye, den Tod Berengars und Garniers, und die Vermählung des die christliche Taufe empfangenden Ganor mit Aye, Begebnisse, die das Interesse der damaligen Zuhörer lebhaft in Anspruch nahmen und dem Werke große Beliebtheit verschafften, die aber im ganzen nicht gerade den Reiz der Neuheit haben und daher von uns an dieser Stelle nur angedeutet seien.

Die Tochter Garniers und Ayes ist die Herzogin Parise**), welche im

---

*) Aye d'Avignon, chanson de geste publiée d'après le ms. de Paris, par F. Guessard et P. Meyer. Paris 1861; vergl. Histoire littéraire XXII, 334—347; Östen, Die Verfasser der altfranzösischen chanson de geste Aye d'Avignon. Marburg 1885.

**) Parise la duchesse, chanson de geste, p. p. Guessard et Larchey. Paris 1860; vergl. Histoire littéraire XXII, 659—667.

Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gleichfalls zum Gegenstand eines Epos gemacht wurde. Sie ist die Gemahlin Raymonds von Saint-Gilles; durch die Verwandten Ganelons, die schon ihrem Vater nach dem Leben getrachtet hatten, wird sie beschuldigt, ihren Schwager Beuve durch vergiftete Äpfel getötet und seinen Leichnam in einen Fluß geworfen zu haben. Falsche Zeugen sagen gegen sie aus, und die Verräter legen ihre Schlingen so listig, daß Raymond an die Schuld seiner Frau glaubt. Einer Regung des Mitleids jedoch nachgebend verwandelt er die ihr zugedachte Todesstrafe in Verbannung. Bevor sie die Stätte verläßt, wo sie so lange glücklich war, schleicht sie noch einmal an das Ruhebett Raymonds, den zu lieben sie nie aufgehört hat und entfernt sich erst, nachdem sie einen letzten Kuß auf die Stirn des Schlafenden gehaucht und das Zeichen des Kreuzes über ihm gemacht hat. Ein alter Ritter, namens Clarembaut, ist der einzige, der der unglücklichen Fürstin treu bleibt; in Begleitung von zehn seiner Söhne begiebt sie sich nach Köln und von da nach Ungarn. In einem Walde giebt sie einem Sohne das Leben, doch wird das Kind ihr noch am Tage seiner Geburt gestohlen und von den Räubern dem Könige von Ungarn gebracht, der es Hugo taufen und aufziehen läßt. Die trostlose Mutter aber kehrt nach Köln zurück und vermietet sich als Amme bei dem Grafen der Stadt, Tierri. Viele Jahre vergehen; Hugo wächst zu einem stattlichen, ritterlichen Jüngling heran, und der ungarische König findet so viel Gefallen an ihm, daß er ihm seine Tochter und sein Reich geben will. Hugo aber erklärt, erst seine Eltern ausfindig machen zu wollen; ein gütiges Geschick leitet ihn bei seinem Unternehmen, er schließt bald seine Mutter in seine Arme und kommt nach zahllosen Kämpfen und Abenteuern in seine Heimat, wo Raymond noch immer gebietet. Eine Versöhnung der lange getrennten Gatten findet statt, die Verräter werden lebendig verbrannt, Hugo aber heiratet nun die ungarische Prinzessin Sorplante und wird später König von Ungarn.

Auch ein Sohn ist der Ehe Ayes und Garniers entsprossen, Gui de Nanteuil*), dessen Kämpfe gegen das Verrätergeschlecht der Ganelons und Liebe zu der schönen Eglantine, der Tochter des Königs von der Gascogne, den Gegenstand einer sehr beliebten, oft von den Trobadors zitierten chanson de geste bildeten, die uns in einer zwar reimtüchtigen, sonst aber ziemlich oberflächlichen Redaktion erhalten ist. Hieran knüpft sich ein mehr als 20000 Verse aufweisendes Epos, Tristan de Nanteuil**), das die weiteren Schicksale Guis und Eglantines sowie das ihres Sohnes Tristan erzählt und ein wüstes Durcheinander der seltsamsten Abenteuer bietet, in denen übrigens auch der Sachsenkönig Guiteclin oder Witekind eine Rolle spielt.

---

*) Gui de Nanteuil, chanson de geste, p. p. P. Meyer. Paris 1861 (zusammen mit Aye d'Avignon); vergl. Histoire littéraire XXVI, 212—228.

**) Vergl. P. Meyer, Notice sur le Roman de Tristan de Nanteuil. Eberts Jahrbuch IX, 1—42; Histoire littéraire XXVI, 229—269.

Mit den Thaten Ganelons, der Haimonskinder, des Anséis de Carthage, Ogiers le Danois, Huons de Bordeaux greift die „geste Doon“ in die „geste du roi“ hinüber; die betreffenden Gedichte sind daher am passenden Orte schon im vierten Kapitel besprochen worden.

An die drei großen nationalen Sagenkreise, welche bis jetzt den Gegenstand unserer Darstellung gebildet haben, lehnen sich noch einige kleinere an, welche, ohne sich an die großen Epencentren anzuschließen, besonders in gewissen Provinzen populär waren; man könnte sie daher bezeichnend provinzielle Sagenkreise nennen. Verhältnismäßig am verbreitetsten war noch der lothringische Sagenkreis, wie die in den verschiedenen Dialekten der langue d'oïl abgefaßten Handschriften beweisen, und jedenfalls verdiente er auch dieses Ansehen am meisten. Er behandelt einen echt epischen Stoff, die Zwistigkeiten der lothringischen Barone gegen die der Picardie, und vermittelt ein anschauliches Bild des feudalen Lebens und Kämpfens: in keiner der uns erhaltenen chansons de geste tritt uns der stolze und wilde Charakter der unabhängigen Barone in deutlicherer Schroffheit entgegen, als in dieser gotischen Ilias, diesem Strauß echt volkstümlicher Poesien, denen der Hauch ihrer wilden Naturwüchsigkeit noch anhaftet, und deren herber Duft wohlthuender wirkt, als die fade Süßlichkeit der späteren Epen. Als die Macht der feudalen Herren gebrochen, und das Königtum erstarkt war, als die Poesie sich dann Karl dem Großen und seinen Helden zuwandte, gerieten die lothringischen Epen in Vergessenheit, die auch wohl noch dadurch gefördert sein mag, daß die Helden der betreffenden Gedichte lediglich Ausgeburten der dichterischen Phantasie sind, und daß die Überlieferung sich nicht an bestimmte Persönlichkeiten knüpfte — wenigstens hat man bis jetzt trotz eingehender Forschungen noch keinen historischen Hintergrund für die Lorrains ausfindig machen können. Der Heros des Cyklus ist Garin le Loherain; doch wie in den nationalen Epen den Vorfahren und den Nachkommen der Helden gebührende Berücksichtigung zu teil wird, so hat man dem Garin gewidmeten Epos ein die Schicksale seines Vaters behandelndes vorangesetzt und mehrere seine Kinder und Kindeskinder besingende angefügt, die ihre modernere Entstehungszeit nicht verleugnen. Der Vater Garins ist Hervis de Metz*), der nach wunderbaren Abenteuern, die ihn als Kaufmann sogar bis nach Tyrus führen, in den Besitz von Metz kommt, Karl Martell gegen Girard von Roussillon energisch Hilfe leistet, nach dieses Fürsten Tode sich von seinem Nachfolger Pipin lossagt, und, nachdem er Metz gegen die räuberischen Wandren siegreich verteidigt hat, mit seiner

---

*) Das Gedicht ist nicht ediert; vergl. Histoire littéraire XXII, 587—604; H. Hub, Inhalt und Handschriften-Klassifikation der Chanson de Geste Hervis de Metz. Heilbronn 1879; A. Rhode, Über die Beziehungen zwischen der Chanson de Geste Hervis de Metz und Garin le Loherain. (Ausgaben und Abhandlungen Band 3) Marburg.

Frau Beatrix an das Grab Christi pilgert. Das poetisch ziemlich dürftige Gedicht ist reich an kulturhistorisch interessanten Details und verdient eine hervorragende Stelle unter den Quellen unserer Kenntnis mittelalterlicher Einrichtungen.

Die beiden Söhne Hervis' sind Garin und Begon, jener Herzog von Metz, dieser von der Gascogne; Pipin, der ihren Wert erkennt, sucht ihre Freundschaft, und Frieden herrscht eine Zeit lang unter den germanischen und französischen Baronen, unter welch letzteren der Pfalzgraf Hardré der bedeutendste und einflußreichste ist. Aber bald soll der Zwist heftiger denn je entbrennen, und hier beginnt der zweite Teil des Lothringer-Cyklus, dem der Dichter Jehan de Flagy im zwölften Jahrhundert die uns erhaltene Redaktion zu teil werden ließ.*) Garin und Fromont, Hardrés Sohn, unternehmen zusammen einen Zug gegen die Sarazenen in der Provence, zur Unterstützung Thierris, des Königs von Arles. Dieser verspricht auf dem Sterbebette die Hand seiner Tochter, der schönen Blanchefleur, Garin; Fromont jedoch, schon lange auf das Königreich Arles lüstern, macht sie ihm streitig. Daher zahlreiche Feldzüge, Belagerungen und Einnahmen von Städten, stürmische und blutige Kämpfe. Endlich beschließt man, den König Pipin zum Schiedsrichter zu machen, und dieser, der bei dem Anblick der schönen Braut in heftiger Lust entbrennt und in der Erwerbung von Arles eine willkommene Vergrößerung seines Besitzes sieht, schlichtet den Streit dadurch, daß er Blanchefleur zu seiner eigenen Gemahlin macht, nachdem zwei Mönche beschworen, daß wegen naher Verwandtschaft eine Ehe zwischen ihr und Garin nicht möglich sei. — Garin und sein Bruder Begon heiraten zwei Schwestern, Töchter Milons, des Grafen von Blaives und Herrn des ganzen nördlichen Teiles von Guyenne; so vermögen sie ihre Gegner, deren Besitz zwischen Lothringen und der vereinigten Gascogne und Guyenne lag, ordentlich im Schach zu halten. Selbstverständlich fehlt es nicht an Reibereien und heftigen Kämpfen, die zum offenen Kriege aufflammen, als Begon, auf einer Reise zu seinem Bruder begriffen, von Leuten Fromonts auf der Jagd erschlagen wird, und Fromont die zur Sühne des Verbrechens gemachten Versprechungen nicht hält. Die Feinde Garins suchen nun vor allen Dingen den König auf ihre Seite zu bringen, und Pipin, durch das ihm gebotene Gold verlockt, giebt seine Verwandten preis. Als die Königin Blanchefleur ihm darüber Vorstellungen macht, versetzt er ihr zornig einen Faustschlag ins Gesicht. Die beleidigte Frau, in deren Herzen die Liebe zu Garin stets verstohlen fortgeglommen hat, sendet einen Boten an

*) Herausgegeben von P. Paris, Li Romans de Garin le Loherain. Paris 1832/35; von É. du Méril, La Mort de Garin le Loherain, poème du 12. siècle. Paris 1862; P. Paris, Garin le Loherain, chanson de geste, composée au 12. siècle par Jehan de Flagy, mise en nouveau langage. Paris 1862; vergl. Histoire littéraire XXII, 604—623; W. Vietor, Die Handschriften der geste des Loherains mit Texten und Varianten. Halle 1875; G. Büchner, Das altfranzösische Lothringerepos, Betrachtungen über dessen Inhalt, Form und Entstehung des Gedichts. Leipzig 1887.

ihren einstigen Verlobten und erklärt ihm, daß, wenn er diesen ihr angethanen Schimpf nicht räche, sie aufhören müßte ihn zu achten. Garin folgt dem Rufe, legt den unter königlichem Geleit zurückkehrenden Verwandten Fromonts einen Hinterhalt und tötet sie sämtlich. Damit ist das Signal zu einem neuen Kriege gegeben, in welchem Garin Gleiches mit Gleichem vergolten wird: er fällt in einem Hinterhalte vor Metz unter den Schwertern seiner Feinde.

Der Tod Garins fordert Rache; denn in diesen alten Lothringerepen heißt es Auge um Auge, Zahn um Zahn, und Mord kann nur mit Mord gesühnt werden. Die Aufgabe, Garin zu rächen, fällt seinem Sohne Girbert von Metz*) zu; in dem diesen Titel tragenden Epos wird die gänzliche Ausrottung der Feinde der Lothringer erzählt: Fromont, aus seinem Lande vertrieben, sucht ein Asyl bei den Sarazenen, verrät sein Vaterland und wird, da ein von ihm angeregter Feldzug gegen Frankreich fehlschlägt, von den Heiden ermordet; Fromondin, Fromonts Sohn, fällt von Girberts eigener Hand. Das im Mittelalter viel gelesene Gedicht ist reich an interessanten Episoden; sehr lebendig ist die Stelle geschrieben, in welcher erzählt wird, wie Girbert heimlich den Schädel Fromonts entwendet, ihn zu einem Trinkgefäß umarbeiten und sich von Fromondin Wein darin kredenzen läßt — eine Reminiszenz an die bekannte Geschichte der Langobardenkönigin Rosamunde.

Auch diesem Teile der Lothringer-Geste hat man im dreizehnten Jahrhundert noch Fortsetzungen gegeben, die aber nur geringen litterar-historischen Wert haben; eine Erwähnung verdient allenfalls die chanson de geste Anséis, fils du roi Girbert**), von unbekanntem Verfasser.

Eins der lieblichsten altfranzösischen Epen weist der Sagenkreis von Blaye auf, wir meinen dasjenige, welches die im ganzen Mittelalter vielfach gefeierte Geschichte der beiden Freunde Amis und Amiles***) behandelt.

---

*) Herausgegeben von E. Stengel, Girbert de Metz, von Jehan de Flagy. Romanische Studien I, 4; vergl. H. Suchier, Bruchstück aus Girbert de Metz. Romanische Studien I, 3; Histoire littéraire XXII, 623—633.

**) Vergl. Histoire littéraire XXII, 633—641. — In den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts hat ein Bürger von Metz, Philipp von Vigneulles, die verschiedenen Branchen des lothringischen Sagenkreises bis zum Tode Fromondins in Prosa umgearbeitet; vergl. O. Böckel, Philipp de Vigneulles Bearbeitung des Hervis de Metz. Marburg 1883.

***) Herausgegeben von C. Hofmann, Amis und Amiles und Jourdain de Blaivies. Zwei altfranzösische Heldengedichte des kerlingischen Sagenkreises. Erlangen 1852 (1882); vergl. E. Kölbing, Zur Überlieferung der Sage von Amicus und Amelius. Paul und Braune, Beiträge IV, 271; Klein, Sage, Metrik und Grammatik des altfranzösischen Amis und Amiles. Bonn 1875; Schwieger, Die Sage von Amis und Amiles. Berlin 1885; Mobersohn, Die Realien in den chansons de geste „Amis und Amiles“ und „Jourdain de Blaivies“. Ein Beitrag zur Kultur- und eine Ergänzung der Litteraturgeschichte des französischen Mittelalters. Münster 1886; Histoire littéraire XXII, 288—299.

Beide waren an demselben Tage geboren, beide waren sich in körperlicher wie in geistiger Hinsicht zum Verwechseln ähnlich, und auch ihre Namen waren ziemlich die gleichen. Bald nach der gemeinschaftlichen Taufe von einander getrennt, haben sie, als sie herangewachsen sind, keine Ruhe, bis jeder sein anderes Ich wiedergefunden hat, und schwören, einander von jetzt ab nie wieder zu verlassen. Da sie vernehmen, daß der Kaiser im Kriege mit den Bretonen ist, so bieten sie ihm ihre Dienste an, und Karl beeilt sich dieselben anzunehmen, trotz der Eifersucht des alten, boshaften Hardré. Verschlagen sucht dieser Verräter unter dem Deckmantel der Freundschaft sich in das Vertrauen der beiden Freunde einzuschleichen, um später sie desto sicherer zu vernichten und die Ehre ihrer Thaten sich selber beizulegen; ja er geht so weit, daß er mit Amis in ein verwandtschaftliches Verhältnis tritt, indem er ihm seine Tochter Lubias zur Frau und die Grafschaft Blaye als Heiratsgut giebt. Lubias ist die würdige Tochter ihres hinterlistigen Vaters; gleich in der ersten Nacht sucht sie die Bande der Freundschaft zwischen Amis und Amiles zu lockern, indem sie Amiles eines Vergehens gegen ihre Ehre beschuldigt. Amis jedoch gebietet ihr Schweigen; sie spräche von dem besten Christenmenschen auf Erden, und eher wolle er sterben als das glauben, was sie sage. Amiles lebt inzwischen an dem Hofe des Königs, woselbst er die Würde eines Seneschal bekleidet; hier verliebt sich in ihn die schöne Tochter Karls, Belissent, die sich, nach der Weise aller Jungfrauen in den chansons de geste, selbst dem Ritter anbietet, ohne jedoch von seiten dieses das gewünschte Entgegenkommen zu finden. Da greift sie zu einer List, schleicht sich eines Nachts in Amiles' Schlafgemach, und findet, da er sie für eine Dienerin hält, ihres Wunsches Erfüllung. Hardré aber hat das Paar belauscht und hat nichts Eiligeres zu thun, als Karl von dem respektwidrigen Umgange des Ritters mit der Prinzessin zu benachrichtigen. Der König ist außer sich vor Zorn, und verlangt, daß Amiles, der sich für unschuldig erklärt, sich dem Gottesurteil unterwerfe; Hardré, seiner Sache ganz sicher, übernimmt es, seine Anklage mit den Waffen in der Hand zu erhärten. Inzwischen aber geht dem Ritter ein Licht auf, wer das Weib gewesen, das seine Liebe genossen, und er erbittet und erhält einen kurzen Aufschub, um mit seinem Freunde Amis die Sache zu überlegen. Dieser, durch einen Engel von der Amiles drohenden Gefahr unterrichtet, ist schon auf dem Wege zu ihm, und erbietet sich, an seines Freundes Statt den Kampf zu unternehmen; da er sich eines geheimen Umgangs mit der Prinzessin nicht bewußt ist, so kann er ruhigen Herzens dem Ausgange des Gottesurteils entgegensehen. Amiles sollte inzwischen sich nach Blaye begeben und bei Lubias seine Rolle spielen. Alles geschieht nach Wunsch, Amis siegt im Zweikampf und tötet Hardré, die Ehre der Prinzessin wird gerettet, Amiles gerechtfertigt. Aber eine neue Gefahr droht: der König giebt Amiles die Hand seiner Tochter, und Amis, der nicht aus der Rolle fallen darf, muß auch bei der Hochzeitfeier seinen Freund vertreten. Sobald er sich losmachen kann, eilt er nach

Blaye zurück und bewirkt, daß jede der beiden Frauen ihren rechtmäßigen Mann erhält. Sein Betrug aber hat den Zorn Gottes erregt, und ein Engel verkündet ihm, daß er zur Strafe aussätzig werden solle. Bald darauf befällt ihn die fürchterliche Krankheit; er wird von allen gemieden und schließlich von Lubias, die sich von ihm scheiden läßt, des Landes verwiesen. Nachdem er lange umhergeirrt ist, viele fabelhafte Abenteuer bestanden und vergebens die heiligen Stätten in Rom aufgesucht hat, nimmt er seine letzte Zuflucht zu seinem Freunde. Dieser empfängt den Unglücklichen mit offenen Armen und sorgt nach Kräften für seine leiblichen Bedürfnisse, so daß ihm nunmehr nichts fehlt, als, wie das Gedicht sich ausdrückt:

Fors la santé, dont il est desirans.

Aber auch diese soll ihm durch Amis wiedergegeben werden; auf Befehl eines Engels tötet er seine beiden Kinder, um mit dem Blute der unschuldigen Kleinen seinen Freund zu bestreichen und diesen dadurch vom Aussatz zu heilen. Die Stelle, eine der schönsten der altfranzösischen Epik, möge hier im Original mitgeteilt werden:

Dedens la chambre s'en est moult tost alez
Où li enfant gisoient lez à lez.
Dormans les treuve, bras à bras acolez,
N'ot dous si biax desci en Dureste.
Moult doucement les avoit resgardez,
Tel paor a que cheuz est pasmez,
Chiet lui l'espee et li bacins dorez.
Quant se redresce, si dist com cuens menbrez:
„Chaitis! que porrai faire?“

Li cuens Amiles un petit s'atarja,
Vers les enfans pas por pas en ala,
Dormans les treuve, moult par les resgarda,
S'espee lieve, ocirre les voldra;
Mais de ferir un petit se tarja.
Li ainznés freres de l'effroi s'esveilla
Que li cuens mainne qui en la chambre entra.
L'anfes se torne, son pere ravisa,
S'espee voit, moult grant paor en a.
Son pere apelle, si l'en arraisonna:
„Biax sire peres, por Dieu qui tout forma,
Que volez faire, nel me celez vos ja.
Ainz mais nus peres tel chose ne pensa.“
„Biaus sire fiuls, ocirre voz voil ja

Et le tien frere qui delez toi esta;
Car mes compains Amis qui moult m'ama
Dou sanc de voz li siens cors garistra,
Que gietez est dou siecle."

„Biax tres douz peres, dist l'anfes erramment,
Quant vos compains aura garissement,
Se de nos sans a sor soi lavement,
Noz sommez vostre de vostre engenrement,
Faire en poez del tout à vo talent.
Or noz copez les chiés isnellement;
Car Dex de gloire noz aura en present,
En paradis en irommez chantant
Et proierommez Jhesu cui tout apent
Que dou pechié voz face tensement,
Voz et Ami vostre compaingnon gent;
Mais nostre mere la bele Belissant
Noz saluez por Deu omnipotent."
Li cuens l'oït, moult grans pitiés l'en prent
Que touz pasmez à la terre s'estent.
Quant se redresce, si reprinst hardement.
Or orroiz ja merveilles, bonne gent,
Que tex n'oïstez en tout vostre vivant.
Li cuens Amiles vint vers le lit esrant,
Hauce l'espee, li fiuls le col estent.
Or est merveilles se li cuers ne li ment.
La teste cope li peres son anfant,
Le sanc reciut el cler bacin d'argent,
A poi ne chiet à terre.

Quant ot ocis li cuens son fil premier
Et li sans fu coulez el bacin chier,
La teste couche delez le col arrier,
Puis vint à l'autre, hauce le brant d'acier,
Le chief li tranche tres parmi le colier,
Le sanc reciut el cler bacin d'or mier,
Et quant l'ot tout, si mist la teste arrier.
Les douz anfans couvri d'un riche tapis chier,
Hors de la chambre ist li cuens sans targier,
Moult par a fait les huis bien verroillier.
Au conte Ami vint Amiles arrier
Qui el lit jut malades.

Der Aussatz weicht in der That sofort, und Amis tritt gesunder und schöner als je aus seiner Kammer. Da geschieht ein neues Wunder: als Amiles seiner Frau von seiner That erzählt, und die laut Jammernde nun nach dem Zimmer ihrer Kinder stürzt, findet sie die Totgeglaubten friedlich mit Äpfeln spielend. Amis kehrt nun nach Blaye zurück, nimmt seine ihn um Verzeihung bittende Frau wieder auf, setzt seinen Sohn Girart als Statthalter ein, und pilgert dann mit seinem Freunde nach dem heiligen Lande. Bei ihrer Rückkehr von dort werden sie bei Mortiers von Ogier le Danois erschlagen; ihre Leiber ruhen, auch im Tode vereint, Seite an Seite. — Die Sage von Amis und Amiles gehört, wie schon erwähnt, zu den verbreitetsten und berühmtesten des Mittelalters; am häufigsten lateinisch und französisch bearbeitet, ist sie doch in fast allen Sprachen Europas vorhanden und von Italien bis England, von Spanien bis Island, vom elften bis sechszehnten Jahrhundert gesagt und gesungen worden.*) „Die grauenvolle, von Blut und Thränen strömende Geschichte dieser mittelalterlichen Orestes und Pylades muß auf die Gemüter jener Zeit einen hinreißenden, erschütternden und durch jenes nach ungeheurer Buße endlich rettende und lösende Eingreifen überirdischer Mächte einen versöhnenden Eindruck gemacht haben, wie etwa auf die höher gebildeten Hellenen manche Stücke ihrer großen Tragiker. Sie wurde als wirkliche geglaubt, wie es denn überhaupt der wesentlichste Zug der epischen Volksdichtung ist, ihre Personen für geschichtlich zu halten und was von ihnen gesungen wird, nicht für Schöpfung der Phantasie, sondern im ganzen Ernste zu nehmen. Die beiden Freunde wurden zu Märtyrern erhoben und in Mortara und Novara, wo die Sage sie sterben ließ, als solche gefeiert." (C. Hofmann a. a. O.)

Im Zusammenhang mit Amis und Amiles steht ein zweites hierhergehörendes Epos, Jourdain de Blaivies**). Amis' Sohn Girart war durch den Neffen des Verräters Hardré, Fromont, ermordet worden, worauf dieser auch dem jungen Sohne Girarts, Jourdain, nach dem Leben trachtete. Das Kind wird aber durch die Aufopferung seines Hüters, der seinen eigenen Sohn statt des seines Herrn in den Tod gehen läßt, gerettet und gelangt nach den buntesten Abenteuern in den Besitz seiner Erbschaft. Auch dieses Epos, dessen Verfasser sicherlich den alten griechischen Roman des Apollonius von Tyrus gekannt hat, und das, wie Amis und Amiles die Freundestreue, so die Unterthanentreue und Selbstentsagung feiert, ist reich an interessanten Stellen, doch müssen wir uns versagen, näher darauf einzugehen, da noch andere Epen der Besprechung harren.

*) Vergl. die Litteraturnachweise in der Ausgabe von Amis und Amiles von C. Hofmann.

**) Herausgegeben von C. Hofmann in seiner Ausgabe des Amis und Amiles. Erlangen 1852 (1882); vergl. J. Koch, Über Jourdain de Blaivies, ein altfranzösisches Heldengedicht des karlingischen Sagenkreises. Königsberg 1875; Histoire littéraire XXII, 583—587.

Dem burgundischen Sagenkreise gehört an Auberi le Bourgoing*). Der Held dieses Epos ist wahrscheinlich eine historische Persönlichkeit, deren Andenken im Volke unter verschiedener Form weiter fortlebte; so führte ihn Jehan de Flagy in den von ihm verfaßten Teilen des Lothringercyklus als den Sohn einer der Töchter von Hervis von Metz vor, läßt ihn eine Rolle spielen in den endlosen Kriegen Garins und seiner Söhne und ihn schließlich vor Bordeaux sterben. In ganz anderer Gestalt tritt er uns in dem ihm selbst gewidmeten Gedichte entgegen; hier ist er der Sohn der Gräfin Erembor und Bazins von Genf, der nach dem Tode Girarts von Roussillon von Karl Martell das Herzogtum Burgund erhielt, das damals Vienne, Genf und Dijon umfaßte. Bazin ist aber wohl niemand anders als Boso, Graf von Burgund und Pavia, der von Karl dem Kahlen zum König von Arles ernannt wurde, Ermengard, des Kaisers Schwester, heiratete und später von Louis und Karlmann aus Vienne verjagt wurde. Der Bazin des Gedichtes nun wird von seinem Bruder und Stiefbruder, im geheimen Bunde mit seiner zweiten Frau, Hermesend von Turin, mit Hilfe der Lombarden aus seinem Lande verjagt und in Pavia eingekerkert; der junge Auberi aber entkommt seinen habsüchtigen Oheimen und rächt sich blutig, indem er die Söhne beider ermordet. Um der Verfolgung zu entgehen, flüchtet er aus seinem Vaterland und begiebt sich zum König Orri von Bayern, nur begleitet von einem entfernten Verwandten, dem freundlichen und verständigen Gasselin. Orri hat gerade mit den Rox (Russen) Krieg zu führen; die Ankunft Auberis genügt, um ihm den Sieg zuzuwenden. Niemand wird nun mehr gefeiert als der fremde Held, und der Ruhm seiner Tapferkeit und der Eindruck seiner Persönlichkeit ist derart, daß sich sowohl die Königin als ihre Tochter in ihn verlieben. Darüber kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den beiden Frauen; sie achten nicht gehörig auf ihr Geheimnis, und so kommt es den Söhnen des Königs zu Ohren. Diese, die Gefahr fürchtend, welche die Ehre ihres Vaters läuft, beschließen, sich Auberis zu entledigen. Bei einem Kampfspiel soll der Mord geschehen; aber Auberi ist der stärkere und schlägt beide Prinzen nieder. Seines Bleibens ist natürlich jetzt in Bayern nicht, und so flieht er denn nach Flandern, wo er und sein Schildträger Gasselin die wunderbarsten Abenteuer bestehen. Inzwischen erneuern die Russen ihren Einfall in Bayern, König Orri fällt, und die Fürstinnen geraten in die Gefangenschaft. Kaum jedoch hat Auberi diese Nachricht vernommen, als er herbeieilt, die Eindringlinge vertreibt und die Damen befreit, eine That, welche die noch immer in ihn verliebte Königin Guibour dadurch belohnt, daß sie ihn zu ihrem Gemahl macht und damit zum König von Bayern; ihre Tochter Seneheut

*) Herausgegeben von P. Tarbé, Le Roman d'Aubery le Bourgoing. Reims 1849; A. Tobler, Aus der Chanson de Geste von Auberi. Nach einer Vatikanischen Handschrift herausgegeben. Leipzig 1870; vergl. Histoire littéraire XXII, 318—334.

überläßt ihr den geliebten Mann und wendet ihre Zuneigung Gasselin zu. Von jetzt ab nehmen die Thaten dieses jungen Mannes, dem die Hand der Prinzessin versprochen ist, sobald er Burgund zurückerobert hat, das Hauptinteresse des Lesers in Anspruch; Auberi selbst spielt nur noch eine ziemlich unwürdige Rolle. Im Ardennerwalde lebte ein berüchtigter Bandit, Lambert d'Oridon, der Schrecken der Witwen und Waisen, gefürchtet aber auch von den Baronen der Umgegend. Diesem fällt es ein, sich um die Hand Seneheuts zu bewerben, und Auberi, geblendet durch das Gold, das jener mit sich führt, verspricht ihm dieselbe, ohne an das seinem treuen Waffengefährten gegebene Wort zu denken. Das junge Mädchen, das ihrem Verlobten die Treue bewahren will, wird durch körperliche Züchtigung zum Gehorsam gebracht, und Auberi macht sich sorglos und die Ermahnungen seiner Frau unbeachtet lassend, nach Oridon auf, um die Besitzungen seines zukünftigen Schwiegersohns in Augenschein zu nehmen. Gleich am Tage seiner Ankunft berauscht er sich sinnlos; der schlaue Lambert bringt ihn während seines schweren Schlafes in eine sehr verfängliche Situation mit seinen beiden Nichten und droht ihm darauf ihn als Mädchenverführer zu töten. Auberi legt sich aufs Bitten, und das Leben wird ihm nur geschenkt unter der Bedingung, daß er auf jeden Fall, sei es durch List oder Gewalt, Seneheut dem Unhold ausliefert. Er verspricht alles, was man von ihm verlangt, um nur davonzukommen, und erfüllt sein auf Reliquien abgelegtes Versprechen, indem er seine Stieftochter unter dem Vorwande, Gasselin erwarte sie in einem nahen Kloster, um ihr den Verlobungsring zu überreichen, aus der bayrischen Hauptstadt fortlockt und sie trotz ihres Jammerns und Weinens Lambert zuführt. Allerdings verspricht er ihr, in kurzer Zeit mit seinen Scharen zu ihrer Befreiung herbeizueilen. Dies geschieht, und niemand ist eifriger auf die Bestrafung des Räubers bedacht, als Gasselin; das Glück ist seiner Liebe hold, Seneheut wird Lambert entrissen, er selber in seiner Burg belagert. Nach langen Kämpfen wird beschlossen, die Entscheidung der Angelegenheit dem Könige von Frankreich zu übertragen, und in stattlichem Zuge begeben sich Freund und Feind nach Paris. Als sie bei Saint-Denis vorbeikommen, treten sie auf Wunsch Auberis in die Kathedrale, um ihre Morgenandacht zu verrichten; diesen Augenblick hält Gasselin für die Ausübung seiner Rachepläne geeignet, er verbirgt sich hinter einem Pfeiler der Kirche in der Nähe des Altars und stößt seinem Feinde den Dolch in den Rücken. Aber wie groß ist sein Schmerz, als er sieht, daß das Opfer seiner That sein innig geliebter Oheim Auberi ist! Zu seinem Verderben hatte dieser kurz vor seinem Eintritt in den Dom seinen Mantel mit dem Lamberts vertauscht, und hierdurch getäuscht hatte Gasselin den todbringenden Streich gegen ihn gerichtet. Doch Lambert entgeht seinem Geschick nicht; kurze Zeit nachher fällt auch er durch Gasselins Hand. Dieser wird König von Bayern und Vater Naimes, des bekannten Ratgebers Karls des Großen.

Wenngleich auch dieses Epos an manchen Schwächen krankt, besonders durch die langausgesponnene, oft sich wiederholende Handlung ermüdend wirkt, so bietet es doch soviel Eigenartiges in Stoff und Behandlung, eine solche Fülle von naiven und grotesken Szenen, die der Dichter nicht nach Art der alten Epenschmiede seinen Vorgängern entnommen, sondern selbst geschickt erfunden hat, daß es zu den merkwürdigsten und fesselndsten der chansons de geste zu rechnen ist und in hohem Maße die Beachtung der Litteraturfreunde verdient.

Auch das folgende, den pikardischen Sagenkreis einführende Epos, Raoul de Cambrai*), gehört zu den ältesten und besten Vertretern der altfranzösischen Epik. Das Gedicht ist uns zwar nur in einer Redaktion des dreizehnten Jahrhunderts erhalten, doch nimmt der Kompilator desselben öfters auf das Original Bezug, als dessen Verfasser er einen gewissen Bertolais de Laon erwähnt, der wahrscheinlich ein Augenzeuge der von ihm berichteten Thaten war. Und daß wir es hier mit historischen Fakten zu thun haben, das beweist die Übereinstimmung des Gedichtes mit dem, was wir über die Geschichte Frankreichs im zehnten Jahrhundert wissen; sind wir doch unterrichtet, daß Herbert de Vermandois, der große Feind Karls des Einfältigen, in der That mehrere Söhne hatte, welche ihr väterliches Erbe gegen die usurpatorischen Gelüste Raouls de Cambrai verteidigten, und daß dieser Kampf im Jahre 943 stattfand.

Als Raouls Vater, Raoul genannt Taillefer, starb, hatte der König Ludwig die Grafschaft Cambrai Gibouin verliehen, und so seinen Neffen — denn Alais, Raouls Mutter, war die Schwester des Königs von Frankreich — enterbt. Als dieser herangewachsen ist, macht er, unterstützt von seinem Oheim Gerin d'Arras, trotzig sein Recht geltend, und der eingeschüchterte König verspricht ihm das erste Lehen, welches frei werden würde. Nach einigen Monaten stirbt Herbert, Graf von Vermandois, und sein Land wird, trotz der Einsprache der meisten französischen Barone, Raoul übertragen. So wenig aber Raoul die von ihm begangene Ungerechtigkeit sich hatte gefallen lassen, ebenso wenig die vier Söhne Herberts, und trotz der Bitten der Mutter und seines Schildträgers und Waffenbruders Bernier kommt es zum offenen Kriege. Dieser Bernier spielt eine wichtige Rolle in dem Gedichte; er ist der natürliche Sohn eines der Söhne Herberts, war zunächst der Knappe Raouls gewesen, dann von diesem zum Ritter geschlagen worden, und steht nun, obgleich er gegen seine eignen Verwandten zu Felde ziehen muß, treu auf Seiten seines Freundes Raoul, den Ungestüm desselben, wo er nur irgend kann, mäßigend, mit aufrichtigem und besonnenem Rat ihm beistehend. Der Krieg wird mit der größten Erbitterung geführt, und allenthalben bezeichnen brennende Dörfer und Flecken

---

*) Herausgegeben von Le Glay, Li Roumans de Raoul de Cambrai. Paris 1840; vgl. F. Settegast, Raoul de Cambrai. Ein altfranzösisches Heldenlied in deutscher Übersetzung. Herrigs Archiv, Band 70; Histoire littéraire XXII, 708—727.

den Zug des siegreichen Raoul. Selbst die Kirchen sind vor ihm nicht sicher, und trotz seines Versprechens wird die Abtei Origni eingeäschert, ohne daß er Gewissensbisse darüber empfindet. Als er Bernier, der bei der Verheerung des Gotteshauses seine Mutter, die Äbtissin desselben, verloren hat und vom tiefsten Schmerz darüber ergriffen ist, mit Hohn und mit Gewaltthätigkeiten begegnet, erklärt dieser jedes Band zwischen ihnen gelöst und geht, obgleich ihm Raoul Sühne anbietet, zu dessen Feinden, seinen Verwandten, über. Bald darauf kommt es zu einer gewaltigen Schlacht, in der auf beiden Seiten die erstaunlichsten Heldenthaten vollbracht werden, und in welcher Raoul, nachdem er noch eben frevelnd geäußert hat, daß selbst die Heiligen niemanden vor seiner Wut schützen könnten, von Bernier niedergeschlagen und getötet wird. Der Krieg wird noch eine Zeitlang fortgesetzt, bis auf Bitten der Mutter Raouls, die dem Mörder ihres Sohnes verzeiht, und durch Vermittlung der Geistlichkeit von Paris eine Versöhnung zustande kommt. Bernier heiratet die Tochter Gerins, und durch dies Familienband scheint der Frieden für immer gesichert. Nach einigen Jahren unternehmen Gerin und sein Schwiegersohn eine Wallfahrt an das Grab des heiligen Jakob von Compostella; auf der Rückkehr davon kommen sie an der Stätte vorbei, wo einst die Abtei Origni gestanden hatte; da erwacht die Erinnerung an den alten Zwist, und Gerin schlägt Bernier heimtückisch nieder, so den Tod seines edlen Neffen Raoul rächend. Dieser Mord giebt, als Berniers Söhne, Henri und Julien, herangewachsen sind, zu einem neuen Kriege Veranlassung; sie belagern Gerin in Arras, der Alte verläßt aber die Stadt mit Hilfe einer Verkleidung, begiebt sich in eine Einsiedelei und stirbt daselbst.

An Raoul de Cambrai sind noch zwei Epen zu knüpfen, die allerdings nur in losem Zusammenhange mit demselben stehen: Elie de Saint-Giles und Aiol; Elie ist wahrscheinlich Berniers Neffe, der Sohn Juliens, der später Graf von Saint-Giles wurde, und der Inhalt von Aiol schließt sich unmittelbar an das Elie gewidmete Gedicht an.

Elie von Saint-Giles*) hat sich grollend aus dem Vaterhause entfernt, da sein Vater Julien, ein berühmter Sarazenen-Besieger, an seinem Mut und seiner Tapferkeit gezweifelt hatte. Erst wenige Tage ist er unterwegs, als er von einem zu Tode verwundeten Ritter vernimmt, daß in geringer Entfernung von Angers eine Schlacht gegen die Sarazenen stattgefunden habe, daß der Kaiser Ludwig sich zwar der Stadt habe bemächtigen können, daß aber der wackere Guillaume d'Orange, sein Neffe Bertrand, Bernard von Brabant und Hernaut de Beaulande als Gefangene in der Hand der Ungläubigen geblieben

*) Herausgegeben von G. Raynaud, La Chanson d'Elie de Saint-Gille, accompagnée de la rédaction norvégienne traduite par E. Kölbing. Paris 1881; von W. Förster, Aiol et Mirabel und Elie de Saint-Gille. Zwei altfranzösische Heldengedichte mit Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben. II. Heilbronn 1882; vgl. Histoire littéraire XXII, 416—424.

seien. Der verwundete Ritter war vom Kaiser an Julien von Saint-Giles geschickt worden, um schleunige Hilfe zu erbitten. Sofort sucht Elie zum Kaiser zu stoßen; da trifft er auf eine große Schar Heiden, welche die oben genannten Helden fortführen, und der Überzahl nicht achtend und die Kraft einer ganzen Armee in seiner Faust spürend, dringt er auf die Feinde ein und befreit Guillaume und seine Genossen. Er selber aber fällt in die Gewalt der Ungläubigen. Mit Ketten beladen wird er nach Sourgalie zum Amiral geführt, der ihm befiehlt, sofort Muhamed anzubeten, und als er sich weigert, ihn hängen lassen will. Elie aber ergreift einen Knüttel, bahnt sich einen Weg durch die Menge, bemächtigt sich eines Pferdes und jagt, ohne verwundet worden zu sein, in vollem Galopp davon. Aber der Hunger beginnt ihn zu quälen, und das ist kein Wunder, denn seit er sich aus dem elterlichen Hause entfernt, hatte er nichts genossen. Doch der Himmel steht ihm bei; in einem Walde stößt er auf eine Gesellschaft Räuber, die sich eben anschicken, das herrlichste Mahl der Welt einzunehmen; Elie verjagt und tötet sie, mit Ausnahme eines Zwerges, Galopin, den er zu besonderen Diensten bei sich behält. Dieser Zwerg hat bald Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu zeigen; in einem Kampfe wird Elie schwer verwundet und verdankt nur der Geschwindigkeit, mit der Galopin ihn fortschafft, sein Leben. Sie gelangen in die Stadt Sorbrie, das Besitztum des Amiral Macabre. Die Tochter dieses Sarazenenfürsten, die schöne Rosemonde, welche im Herzen schon längst Christin ist, verliebt sich in Elie, den sie mit der größten Sorgfalt selbst pflegt. Auf ihre Bitte hin verteidigt er sie gegen mehrere Fürsten, die sich um ihre Hand bewerben, wobei ihm Galopin wiederum große Dienste leistet, besonders dadurch, daß er das wunderbare Pferd seines Gegners Lubien stiehlt und ihm verschafft. Doch zieht er sich dadurch den Haß der Heiden zu, die ihn in einer Burg belagern; ein Zaubermittel — dieselben spielen in unserm Gedichte überhaupt eine große Rolle — läßt ihn Widerstand leisten, bis ein französisches Heer, unter Ludwigs eigener Führung, herbeikommt, sich Sorbries bemächtigt und Rosemondes Vater Macabre gefangen nimmt, der durch Galopin endet. Hierauf wird die Prinzessin getauft, und nun scheint nichts ihrer Heirat mit Elie im Wege zu stehen. Aber da ihr dieser als Pate gedient hat, erklärt der Bischof eine Vereinigung beider für unmöglich; Elie tröstet sich schnell, als der Kaiser ihm seine eigene Schwester Avisse zur Frau giebt, mit Bourges und Orleans als Lehen, aber Rosemonde weist alle ihr vorgeschlagenen Partieen ab und reicht, aus Verdruß den von ihr einzig Geliebten nicht erhalten zu haben, dem Zwerge Galopin ihre Hand. Nach einer Reise in das heilige Land wird mit großem Pomp die Hochzeit Elies mit Avisse gefeiert. — Das Gedicht ist seinem eigentlichen Kerne nach jedenfalls eines der ältesten Epen, wofür besonders die Erwähnung einer friedlichen Pilgerschaft nach Jerusalem spricht, die doch nur vor der Zeit der Kreuzzüge stattgefunden haben kann. In der erhaltenen Form aber ist es eine traurige Aneinanderreihung von Abenteuern, in denen das Wunderbare eine große Rolle

spielt, und ein deutlicher Beweis, wie weit man im dreizehnten Jahrhundert von dem Ideal der epischen Poesie entfernt war. Die Abenteuer-Romane, welche damals aufkamen, und welche, wie schon der Name sagt, nur eine Reihe der buntesten Abenteuer, ohne irgend ein ethisches Element, enthielten, wirkten verderblich auf die chansons de geste zurück. Derselbe Einfluß zeigt sich auch in dem Epos, das die Fortsetzung des eben besprochenen bildet, im Aiol.*)

König Ludwig hat zwar seine Schwester Avisse dem Grafen Elie von Saint-Giles als Belohnung treuer Dienste zur Frau gegeben; aber durch den Verräter Macaire de Lauzane beeinflußt, schickt er ihn in die Verbannung. Bei einem Einsiedler in den Landen von Bordeaux findet das vertriebene Paar gastliche Aufnahme, und Avisse schenkt dort einem Knaben das Leben, den sie Aiol nennt. Als dieser Knabe herangewachsen ist und in allen ritterlichen Künsten wohl erfahren, schickt ihn sein Vater an den Hof des Königs von Frankreich, seines Oheims. Mit dem verrosteten väterlichen Panzer angethan, in der Faust Elies gewaltige Lanze, welche aber mit der Zeit krumm geworden ist, auf dem trefflichen, aber ungestriegelten Rosse Marchegai sitzend, reitet er in Poitiers ein, ein Gegenstand des Spottes des Pöbels und der Straßenjungen, welche sich weidlich über den seltsamen Ritter lustig machen. In Orleans, dem Ziel seiner Reise, geht es ihm nicht besser; doch wird er aus seiner fatalen Lage erlöst durch seine eigene Tante, die Gräfin Isabeau, welche ohne ihn als ihren Verwandten zu erkennen, in ihr Haus nimmt und reichlich ausstattet. Nun trifft es sich, daß König Ludwig in Orleans durch den Grafen von Bourges belagert wird; Aiol nimmt allein die Herausforderung von vier Rittern an, besiegt sie und macht sogar den Grafen zum Gefangenen. Damit ist der Krieg beendet, und der junge Ritter, der noch immer seine Herkunft verschweigt, wird vom Könige mit den größten Gunstbezeugungen überhäuft. Die rechte Weihe aber erhält der Held erst durch einen Kampf gegen die Sarazenen, wozu sich bald Gelegenheit bietet: an einem Pfingsttage, als Ludwig gerade Hof hält, tritt ein ungeschlachter Abgesandter des Königs von Saragossa ein, und verlangt im Namen seines Herrn die Krone von Frankreich und im Namen der Götzen Mahon und Apollin die Vernichtung aller christlichen Kirchen. Wütend befiehlt der König den groben Gesellen zu fangen und ihm zur Strafe die Nase abzuschneiden und ein Auge auszustechen, und nur durch Aiols Dazwischentreten wird eine solche Verletzung des Völkerrechtes verhütet. Aiol wird nun selbst als Gesandter nach Saragossa geschickt, um dem spanischen Könige durch eine ebenso trotzige Herausforderung zu antworten. Während seine Begleiter mit denen des Heidenfürsten unterhandeln, entführt er

*) Herausgegeben von W. Förster, Aiol et Mirabel und Elie de Saint-Giles. Zwei altfranzösische Heldengedichte mit Anmerkungen und Glossar herausgegeben. I. Aiol et Mirabel. Heilbronn 1878; Aiol, chanson de geste publiée d'après le manuscrit unique de Paris, par J. Normand et H. Raynaud. Paris 1878; vergl. Histoire littéraire XXII, 274—288.

mit Gewalt dessen schöne Tochter Mirabel, welche bald in heftiger Liebe zu ihrem Räuber erglüht und ihm gern nach Frankreich folgt, um dort den christlichen Glauben anzunehmen und seine Frau zu werden. Nach vielen wunderbaren Abenteuern kommen sie zurück, Aiol giebt sich zu erkennen, heiratet Mirabel und bewirkt, daß sein Vater Elie von Saint-Giles wieder in seine alten Würden und Besitztümer eingesetzt wird. Der Rest des Gedichtes schildert die Strafe, die den Verräter Macaire trifft, der sein Leben an dem Galgen endet. — Das Epos, dessen Inhalt wir nur ganz oberflächlich erzählt haben, bietet besonders in seinem ersten Teile viele auch kultur-historisch interessante Stellen, während der zweite mit trivialen Abenteuern angefüllt ist, die keinen Anspruch auf Neuheit machen, und deren Lektüre auf den Leser ermüdend wirkt.

Daß ein Volk, welches so wie das französische die Thaten seiner Helden im Liede feierte, welches an den wunderbaren Kämpfen gegen die nordischen, besonders aber gegen die sarazenischen Heiden einen so großen Gefallen fand, nicht schweigend an dem großen Ereignis der Kreuzzüge vorüberging, daß es die Leiden und Heldenthaten seiner Ritter im fernen Orient zum Gegenstand seiner Dichtung machen mußte, wird dem selbstverständlich erscheinen, der die vorangehenden Blätter gelesen hat. Und so haben wir denn einen Cyklus von Gedichten, der diesen denkwürdigen Unternehmungen des Abendlandes gewidmet ist, allerdings nur dem ersten Kreuzzuge, der aber auch der phantastischste von allen war und auf die Gemüter den tiefsten Eindruck machte. Die ursprüngliche Form der Hauptepen des Sagenkreises der Kreuzzüge*) rührt her von einem Pilger Richard; doch ist diese Fassung nicht erhalten (von welcher chanson de geste wäre auch dies der Fall!), sondern nur eine Bearbeitung aus späterer Zeit durch Graindor aus Douai auf uns gekommen. Im großen Ganzen halten sich die Gedichte an die Geschichte, besonders da, wo es sich um die Einnahme Antiochias und Jerusalems handelt; wir brauchen daher auf den Inhalt nicht näher einzugehen, wollen jedoch nicht unterlassen hervorzuheben, daß Gottfried von Bouillon die Hauptrolle spielt und von dem Dichter mit allem Glanz der Ritterlichkeit ausgestattet ist. Und das mag auch der Grund gewesen sein, weswegen spätere Dichter, nach dem Vorbilde der großen Sagenkreise, noch eine Enfance Godefroy dazu dichteten, ja sogar den Ahnherrn Gottfrieds, Helias, den Ritter mit dem Schwan, besangen. Das letztgenannte Gedicht ist insofern interessant, als es die erste

---

*) Die hierhergehörenden Epen sind: La Chanson d'Antioche, composée au commencement du 13. siècle par le pèlerin Richard, renouvelée, sous le règne de Philippe-Auguste, par Graindor de Douai, p. p. P. Paris. Paris 1848; La Conquête de Jérusalem, faisant suite à la Chanson d'Antioche, composée par le pèlerin Richard et renouvelée par Graindor de Douai au 13. siécle, p. p. C. Hippeau. Paris 1868; La Chanson du Chevalier au cygne et de Godefroy de Bouillon, p. p. C. Hippeau. I. Le Chevalier au cygne. Paris 1874. II. Godefroy. Paris 1877 (vorher schon von Reiffenberg, Bruxelles 1846/48); vergl. Histoire littéraire XXII, 350—402; XXV, 507—618.

Bearbeitung der Lohengrinsage darstellt. Doch nicht genug damit, das vierzehnte Jahrhundert sah noch zwei Epen entstehen, deren Helden die Verwandten Gottfrieds sind, Balduin de Sebourg*), ein Vetter desselben und dritter König von Jerusalem, und Der Bastart von Bouillon**), der Sohn Balduins und der schönen Sarazenin Sinamonde. Aber wie weit sind wir hier von den alten Volksepen entfernt! Die äußere Form wird zwar noch beibehalten, auch das „Epenmotiv" der Sarazenenkämpfe, sonst aber sind es nur wüste Abenteuerromane meist faden, oft höchst sinnlichen Inhalts; die chansons de geste hatten sich überlebt, in der überreifen Frucht fraß der Wurm der Zerstörung, und nach diesen letzten Versuchen im vierzehnten Jahrhundert verlor die französische Dichtkunst den Geschmack am Epos; nach der Übersättigung trat der Ekel ein.

Wir haben bei den chansons de geste etwas länger***) verweilt, als es der Plan des Buches verlangte, einmal, weil keins der uns bekannten Kompendien das Nationalepos ausführlich behandelt hat, andererseits, weil es von Wert schien, das Vorhandensein einer reichen epischen Poesie im Altfranzösischen ausführlich darzulegen, da noch immer die Meinung verbreitet ist, daß der französischen Litteratur das Epos mangele, und daß vor Malherbe eine eigentliche nationale Litteratur nicht vorhanden gewesen sei. Der Leser der vorstehenden und folgenden Blätter wird sich von dem Gegenteil leicht überzeugen und zugestehen müssen, daß keine Epik der Welt sich mit der französischen an Reichtum, Fülle der Phantasie, Mannigfaltigkeit des Inhalts messen kann, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß tiefer Gedankeninhalt, philosophische Denkungsart, sittlich-feste Lebensanschauung oft zu vermissen ist; im

---

*) Herausgegeben von Bocca, Li Romans de Baudouin de Sébourc, troisième roy de Jérusalem, poème du 14. siècle. Valenciennes 1841; vergl. Histoire littéraire XXV, 537—593.

**) Herausgegeben von A. Scheler, Li Bastars de Bouillon, faisant suite au roman de Baudouin de Sébourc. Poème du 14. siècle. Bruxelles 1877; vergl. Histoire littéraire XXV, 593—618.

***) Und damit haben wir den Gegenstand noch lange nicht erschöpft; wir haben nicht besprochen den Floovant, dessen Held der Merowingerzeit angehört (herausgegeben von Guessard und Michelant. Paris 1858; vergl. A. Darmesteter, De Floovante, vetustiore gallico poemate et de merovingo cyclo. Paris 1877; F. Bangert, Beitrag zur Geschichte der Floovant-Sage. Marburg 1879; Histoire littéraire XXVI, 1—19), nicht von Hugo Capet, aus dem vierzehnten Jahrhundert, die romanhaften Schicksale des Begründers der neuen Dynastie behandelnd (herausgegeben von De la Grange, Hugues Capet, chanson de geste. Paris 1864; vergl. Histoire littéraire XXVI, 125—149); nicht von dem sehr interessanten Epos Jehan de Lanson, das zu dem karolingischen Sagenkreise gehört, aber noch keinen Herausgeber gefunden hat (vergl. Histoire. littéraire XXII, 568—583), nicht von Bueves de Hanstone, (vergl. Histoire littéraire XVIII, 748—751), das gleichfalls noch eines Herausgebers wartet, nicht von Vespasien (La Destruction de Jérusalem, vergl. Histoire littéraire XXII, 412—416), nicht von Octavien, dessen in achtsilbigen paarweise gereimten Versen abgefaßte Version herausgegeben hat Vollmöller (Octavian, altfranzösischer Roman. Heilbronn 1883; vergl. Histoire littéraire XXVI, 334) u. a. m., doch glauben wir von den wichtigeren Epen keins übergangen zu haben.

elften bis dreizehnten Jahrhundert war die Litteratur eben noch im Jünglingsalter, wo ungestümer Jugendmut, heiße Sinnlichkeit, Lust zu kühnen Abenteuern, kurz die Freude am Leben in überschäumender Kraft die kühle Reflexion zurückdrängt.

Kapitel VII.

Artus- und Abenteuerromane. — Klassische Romane.

Der zweite Stoff, den die mittelalterliche französische Epik bearbeitet hat (vergl. S. 71), stammt von den Briten her, die, von den Angelsachsen besiegt und mit Vernichtung bedroht, sich teils nach Wales, teils nach der Bretagne zurückgezogen hatten. Die Briten waren ein sangeskundiges, musikliebendes Volk, welches die alten Sagen der Vorzeit auf Kinder und Kindeskinder vererbte, nach dem Verlust der nationalen Selbständigkeit seine Helden mit doppeltem Glanz umgab und in volleren Weisen feierte und sich so in schöne Hoffnungen auf die Zukunft hineinträumte. Diese Volkslieder, von britischen (d. i. keltischen) Sängern zur Begleitung der Rotte, der Ahnfrau unserer Violine und unseres Cello, vorgetragen, wurden bald in Frankreich sehr beliebt; zwar verstand man die fremden Worte nicht, fand aber ungemeines Gefallen an der begleitenden Musik. Jemehr nun diese Melodien in die Mode kamen, desto nachdrücklicher mußte sich bei den Zuhörern der Wunsch regen, auch den Inhalt der vorgetragenen Lieder kennen zu lernen. Hier nun spielten die Normannen die Rolle des Dolmetsch; kein anderes romanisches Volk stand so wie sie mit den Kelten, des Festlandes sowohl als Großbritanniens, im Verkehr, und als sie nun gar durch die Schlacht bei Hastings im Jahre 1066 sich zu Herren Englands gemacht hatten, wurden sie die berufenen Vermittler keltischen und romanischen Geistes. Besonders seit der Regierung Königs Stephan (1135—1154) fingen sie an sich für die Geschichte des Landes, welches sie an sich gebracht hatten, zu interessieren. Nun existierte aus dem zehnten Jahrhundert eine Sammlung britischer Sagen und Legenden, zusammengestellt von einem gewissen Nennius*), ein Werk, in welchem zum ersten Male Artus erwähnt wird, als britischer Heerführer und Sieger in mehreren Kämpfen gegen die Sachsen. Dieses Buch bearbeitete im zwölften Jahrhundert Gottfried von Monmouth, Bischof von Saint-Asaph († 1154) zu einer Historia regum Britanniae**); in dieser schildert er nicht nur den fabelhaften

---

*) Über die Historia Britonum des Nennius vergl. G. Heeger, Die Trojanersage der Briten. München 1886.

**) Herausgegeben von San Marte. Halle 1854.

Ursprung der Briten, die von niemand anders als von Brutus, dem Sohne des Silvius und Enkel des Askanius, herstammen, sondern erzählt auch die Geschichte der Nachfolger des Brutus und verweilt besonders bei dem Sohne Uterpendragons, dem berühmten Artus. Nachdem dieser Fürst die vaterländische Insel von den Sachsen befreit und Schottland, Irland, Norwegen und Gallien erobert hatte, wandte er sich gegen Rom, wurde aber, ehe er Italien erreichte, durch den Aufstand seines Neffen Modred zurückgerufen. Dieser, von Artus als Regent zurückgelassen, hatte sich den Königstitel angemaßt und Guanhumara, Artus' Frau, gezwungen, ihm ihre Hand zu reichen. In einer furchtbaren Schlacht wurde der Usurpator getötet, aber auch Artus erhielt schwere Wunden und wurde in das Land der Seligen entrückt, wo er, in Gesellschaft der Feen, ewiger Wonne teilhaftig wurde, und von wo er einst zurückkehren wird, sein Volk zu befreien. — Der Erfolg dieses Werkes von Gottfried war so groß, daß man sich beeilte, es ins Französische zu übertragen; die eine, uns nicht erhaltene Version stammte her von dem Anglo-Normannen Geoffrei Gaimar (um 1145), eine zweite, bekannt unter dem Namen Brut*), so genannt nach dem obenerwähnten Stammvater der Briten, von Wace (1155); eine anonyme, von der nur der Anfang erhalten ist, ist unter dem Titel Münchener Brut**) bekannt, und eine vierte ist nur bruchstückweise auf uns gekommen; die drei ersten in gereimten Achtsilbnern, die letzte in assonierenden Tiraden***). Die wichtigste von diesen Bearbeitungen ist zweifelsohne die von Wace, der übrigens sein Original nicht sklavisch übersetzt hat, sondern noch verschiedene, der bretonischen Überlieferung entnommene Züge hinzugethan hat: so weiß Gottfried noch nichts von der Tafelrunde, welche die besten Ritter des Königs Artus vereinte, während Wace mehrfach davon spricht.

Selbstverständlich waren es nicht dieses langatmige Gedicht des Wace und die anderen Bruts, welche durch die Spielleute vorgetragen wurden, sondern kürzere Episoden, Erzählungen fabelhafter Abenteuer, die einzelnen Helden zugestoßen waren, meistens Liebesgeschichten. Man bezeichnete sie mit Lais, nach einem keltischen Worte llais, das im allgemeinen Klang, Stimme,

---

*) Herausgegeben von Le Roux de Lincy, Le Roman de Brut, publié avec un commentaire et des notes. Rouen 1836/38; vergl. Ten Brink, Wace und Gottfried von Monmouth. Eberts Jahrbuch IX, 241. — Über Wace vergl. E. du Méril, La vie et les ouvrages de Wace. Eberts Jahrbuch I, 1; H. Hormel, Waces Leben und Werke. Franco-Gallia V, 1 f.

**) Herausgegeben von C. Hofmann und K. Vollmöller, Der Münchener Brut. Gottfried von Monmouth in französischen Versen des 12. Jahrhunderts. Aus der einzigen Münchener Handschrift. Halle 1877.

***) Vergl. P. Meyer, De quelques chroniques anglo-normandes qui ont porté le nom de Brut. Bulletin de la Société des Anciens Textes 1878, S. 104; O. Wendeburg, Über die Bearbeitung von Gottfried von Monmouth's Historia regum Britanniae in der Hschr. Brit. Mus. Harl. 1605. Erlangen und Braunschweig 1881.

Sang bedeutet und noch im englischen lay erhalten ist. Die meisten dieser Lais rühren her aus der Feder einer Frau, der Maria von Frankreich*), welche in der Heimat der keltischen Fabeln, in der Bretagne, geboren war und während des ersten Drittels des dreizehnten Jahrhunderts am englischen Hofe lebte (daher ihr Beiname „de France“, der für eine in ihrem Vaterland lebende Französin keinen Sinn gehabt hätte). Ihre Gedichte zeichnen sich durch anmutige Sprache, aber auch eine intensivere Sinnlichkeit aus, die den Leser der chansons de geste in eine ganz fremde Welt versetzt. Unter ihren Lais heben wir besonders hervor ihren Lanval (der Held gewinnt die Liebe der Elfenkönigin und wird von ihr in ihr Reich entrückt); Iwonek (ein wunderbarer Vogel dringt zu einer von einem eifersüchtigen und alten Ehemann eingeschlossen gehaltenen Frau, genießt, nachdem er menschliche Gestalt angenommen hat, die Liebe der Schönen, erleidet durch die Hinterlist des Alten den Tod und wird durch den mit der Frau erzeugten Sohn gerächt); Tydorel (ist der Sohn der Königin und des geisterhaften Ritters vom See; ihm ist kein Schlaf beschieden, und als man ihn darauf aufmerksam macht, daß ein Wesen ohne Schlaf nicht von Menschen abstammen könne, preßt er seiner Mutter das Geheimnis seiner Herkunft ab und sprengt darauf in den See, der sich für immer über ihm schließt); Fresne (die Mutter Fresnes hatte eine arme Frau, welche eines Zwillingspaars genas, des Ehebruchs beschuldigt, wird aber bald darauf gleichfalls von Zwillingen entbunden und setzt, um nun nicht ihrerseits in den häßlichen Verdacht zu kommen, Fresne aus; die Dichterin schildert die Wiedervereinigung des jungen Mädchens mit ihren Eltern und ihre Hochzeit); Guingamor (Geschichte eines Ritters, dem in Gesellschaft der Feenkönigin dreihundert Jahre wie drei Tage vergehen) u. a. m.**)

Außer den von Maria verfaßten Lais besitzen wir noch einige anonyme, welche wenigstens dem Titel nach genannt werden mögen: Graelent, Melion, Ignaures, Doon, das Gedicht vom Sperber.***)

---

*) Vergl. E. Mall, De aetate rebusque Mariae francicae nova quaestio instituitur. Halle 1867; K. Warnke, Über die Zeit der Maria von Frankreich. Gröbers Zeitschrift IV, 223. — Herausgegeben sind die Lais der Marie von K. Warnke. Halle 1885; übersetzt von Hertz, Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen übersetzt. Stuttgart 1862; vergl. E. Erling, Li lais de Lanval, altfranzösisches Gedicht der Marie de France, nebst Th. Chestres Launfall neu herausgegeben. Kempten 1883.

**) Die genannten Lais und andere poetische Erzählungen des französischen Mittelalters finden sich in vortrefflicher Übersetzung bei W. Hertz, Spielmanns-Buch. Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Stuttgart 1886. In der Einleitung findet sich eine gut orientierende Abhandlung über „die ältesten französischen Novellen“.

***) Vergl. G. Paris, Lais inédits de Tyolet, de Guingamor, de Doon, du Lecheor et de Tydorel. Romania VIII, 29. — G. Paris, Le Lai d'Epervier. Romania VII, 1. — Monmerqué et Michel, Lai d'Ignaurès, en vers, du 12. siècle, suivi des lais de Melion et du Trot, en vers, du 13. siècle. Paris 1832. — W. Hořák, Lai von Melion. Gröbers Zeitschrift VI.

Es bedurfte nur eines Schrittes, um aus diesen Lais die Artusromane entstehen zu lassen; man brauchte nur mehrere der einzeln erzählten Abenteuer zu vereinigen, sie mit einem gemeinsamen, wenn auch noch so dürftigen Bande zu umschlingen, einem Helden die zu erzählenden Erlebnisse zuzuschreiben, und sie in losen Zusammenhang mit Artus zu setzen — und der Artusroman*) war fertig. Ein Glück war es, daß sich dieser Bearbeitung einer der formgewandtesten, begabtesten und mit feinem Geschmack ausgerüsteten Dichter unterzog, wir meinen Crestien de Troyes**), den Hauptvertreter der zu besprechenden Dichtungsart. Sein Erstlingsroman, der Erec***), zeigt recht deutlich die eben geschilderte Entstehungsweise; hier können wir noch die lose aneinander gefügten Lais klar erkennen und müssen gestehen, daß der Dichter gerade keine großen Anstrengungen gemacht hat, sie in inneren Zusammenhang zu setzen, daß die Charakterzeichnung, das Herausarbeiten der Individualität, ziemlich oberflächlich behandelt ist, und daß von einer psychologischen Vertiefung und Verkettung kaum die Rede sein kann. Ganz anders aber faßt er, wie wir sehen werden, seine Aufgabe in den späteren Werken an.

Unter den Rittern, welche König Artus an seinem Hof zu Karadigan um sich geschart hat, ist der tapferste einer Erec. Deshalb kann es nicht wunder nehmen, daß er von den Damen gern gesehen wird; er aber widersteht allen Liebeslockungen und verlobt sich mit Enide, der Tochter eines durch den Krieg verarmten Herrn. Nachdem die Hochzeit am königlichen Hofe mit allem Glanz gefeiert worden ist, begeben sich die Neuvermählten nach Outregalles, zu Erecs Vater Lac, wo ihrer neue Feste harren. Aber der Held kann das thatenlose Leben nicht auf die Länge ertragen; wird doch schon Tadel gegen ihn laut, und sind Ruhm und Ehre bei der Minne müßigen Tändelei aufs Spiel gesetzt. So faßt er denn den Entschluß, nur von Enide begleitet auf Abenteuer auszuziehen, schärft jedoch seiner Frau ein, kein Wort mit ihm zu reden und befiehlt ihr, voran zu reiten. Schon waren sie eine große Strecke geritten, ohne daß ihnen irgend etwas zugestoßen wäre, was nach einem Abenteuer aussah; da erblickt Enide drei Ritter, welche sich zum Kampfe gegen Erec anschicken. Sofort teilt sie das ihrem Gemahl mit; dieser schilt sie heftig wegen ihres Sprechens, stürzt dann auf die Feinde und überwindet sie; die erbeuteten Pferde muß Enide zur Strafe für die Übertretung des Gebotes führen. So geht es ihr noch ver-

---

*) Vergl. P. Paris, De l'origine et du développement des romans de la Table ronde. Romania I; San Marte, Die Arthursage. Quedlinburg und Leipzig 1842. J. Alton, Einiges zu den Charakteren der Artussage. Wien 1883.

**) Vergl. W. Holland, Crestien de Troyes. Eine litteratur-geschichtliche Untersuchung. Tübingen 1854. — Über die Lebensverhältnisse des Dichters wissen wir so gut wie nichts; seine Lebenszeit läßt sich nur annähernd bestimmen, etwa 1140—1210; seinen Beinamen hat er von dem an der Seine gelegenen Troies, der alten Residenz der Grafen von Champagne.

***) Herausgegeben von J. Bekker, Des Chrestien von Troyes Erec und Enide. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum X 373—550.

schiedene Male, wenn sie, von Sorge um das Leben des Gatten hingerissen, das gelobte Schweigen bricht. An seltsamen Abenteuern fehlt's den Beiden bald wahrlich nicht; es sei hier nur ein erbitterter Kampf gegen zwei Riesen erwähnt, die den Ritter Cadoc de Cabriole seiner Geliebten entführt hatten. Erec erschlägt die Räuber und schickt den Befreiten mit seiner Dame zu Artus. Die Wunden aber, die er in dem ungleichen Kampfe empfangen, sind so schwer, daß er infolge des Blutverlustes ohnmächtig zusammenbricht. Außer sich vor Schmerz will Enide, welche den Gatten für tot hält, sich mit seinem Schwerte das Leben nehmen, aber der gerade vorbeireitende Graf von Limors hindert sie an der Ausführung ihres Vorhabens, sucht die Weinende zu beruhigen und bietet ihr sich selbst als Ersatz für den Toten an. Trotz ihrer Weigerung läßt er sie auf sein Schloß bringen und ein prächtiges Hochzeitsmahl anrichten; aber zur rechten Zeit erwacht Erec aus seiner Ohnmacht und schlägt den Verwegenen, der sich anschickte, Enides Liebe mit Gewalt zu erzwingen, zu Boden. — Nicht minder gefahrbringend ist das Abenteuer, welches er bald darauf zu bestehen hat. Er kommt mit Enide an das dem Könige Evrain gehörende Schloß Brandiganz; trotzdem man ihn dringend warnt, es zu betreten, dringt er in dasselbe ein und gelangt in einen Garten, dessen Bäume mit herrlichen Früchten bedeckt sind, deren Genuß es aber unmöglich macht, den Ausweg wiederzufinden. Dieser Gefahr und anderen entgeht Erec glücklich; beim Weiterschreiten gewahrt er ein Zelt und in demselben auf einem goldenen Ruhebette eine Dame, deren Schönheit ihn in das höchste Staunen versetzt. Doch wird er aus seiner Bewunderung durch einen riesenhaften Ritter aufgerüttelt, der ihn zum Kampfe zwingt, aber von Erec überwältigt wird. Durch diese Niederlage wird der Zauber gebrochen, den jene Dame über den Ritter und eine ganze Schar gefangen gehaltener Herren und Damen ausgeübt hat, und Erec kehrt mit den Befreiten an den Hof des Königs zurück, wo seine Ankunft mit vielen Festlichkeiten gefeiert wird. Inzwischen ist Erecs Vater Lac gestorben, und Artus krönt nun feierlich den Sohn zum König des ihm zugefallenen Reiches.

Den Stoff zu seinem Epos fand Crestien wahrscheinlich in bretonischen Volksliedern vor; ihm gebührt das Verdienst, ein zusammenhängendes Ganzes daraus geschaffen zu haben, das dann seinerseits wieder dem deutschen Dichter Hartmann von der Aue für seinen Erec und Enide als Vorlage diente.*)

Viel entwickelter zeigt sich die Kunst Crestiens in seinem nächsten Roman, dem Cliges**); seine Geschicklichkeit, einen gegebenen Stoff zu modernisieren, dem Geschmack seiner Zeitgenossen anzupassen, ihm schillerndes und glitzerndes Beiwerk in Fülle zu verleihen, vor allem aber seine feine Charakterschilderung

---

*) Vergl. K. Bartsch, Über Crestiens von Troies und Hartmanns von der Aue Erec und Enide. Germania 1862, S. 141.

**) Herausgegeben von W. Förster, Halle 1884; vgl. Holland a. a. O. Seite 44 f.; Histoire littéraire XV, 209.

und seine meisterhafte Darlegung von Seelenzuständen treten hier in helles Licht. Die Quelle, welche der Dichter bei der Abfassung seines Romans benutzt hat, kennen wir nicht; wahrscheinlich war es ein griechischer Abenteuerroman, vielleicht hat er auch nur in verschiedenen griechischen und orientalischen Sagen vorhandene Züge benutzt und sie dem von ihm erfundenen Stoffe angepaßt — wie dem auch sein mag, der Cliges steht in jeder Beziehung hoch über dem nur kindische Abenteuer aneinander reihenden, die psychologische Vertiefung entbehrenden Erec. Der Vorwurf kann allerdings dem Dichter nicht erspart bleiben, daß er sein Gedicht unnötig in zwei Teile zerrissen hat, von denen nur der letzte die Thaten des Cliges behandelt, der erste dagegen die seines Vaters Alexander; wenn man sich aber erinnert, daß es im Geschmacke der Zeit lag, nicht nur den Helden, sondern auch dessen Ahnen und Nachkommen zu besingen, so wird man diese Zweiteilung, welche nach unseren heutigen Begriffen ein Kunstwerk nicht aufweisen darf, zu entschuldigen wissen.

Der Kaiser Alexander von Byzanz hatte zwei Söhne, Alexander und Alis; jener, der erstgeborene, hat nur einen Wunsch: durch König Artus zum Ritter geschlagen zu werden. Trotz aller Bitten und Versprechungen seiner Eltern macht er sich auf den Weg nach England, wird von Artus gut aufgenommen und begleitet denselben nach der Bretagne. Während der Überfahrt verliebt er sich in Soredamors, die Nichte des Königs, und auch diese Dame, welche bisher der Minne abhold war, wird von inniger Zuneigung zu dem ritterlichen Jüngling erfüllt. Inzwischen bricht in England ein Aufstand aus; Artus kehrt sofort zurück, schlägt die Empörer, stürmt ihre Burgen und läßt die Rädelsführer hinrichten. Auf das nachdrücklichste wird er hierbei von Alexander unterstützt; zur Belohnung erhält derselbe die Ritterwürde und die Hand der Geliebten, welche die Mutter des Helden wird, dessen Namen das Gedicht führt.

Inzwischen hatte sich in Griechenland das Gerücht von dem Tode Alexanders verbreitet, und Alis hatte den Thron bestiegen. Wie groß war daher das Erstaunen der Griechen, als eines Tages der Totgeglaubte mit seiner Gemahlin und seinem jungen Sohne landete! Doch behält Alis seine Würde, legt aber das Versprechen ab, um Cliges die Nachfolge zu sichern, daß er sich nicht verheiraten werde. Als jedoch nach dem Tode Alexanders seine Unterthanen in ihn dringen, sich eine Frau zu suchen, vergißt er seine Zusage und hält um die Hand der Tochter des Kaisers von Deutschland an. Cliges begleitet den Oheim auf seinem Hochzeitszuge nach Köln; kaum aber haben er und die junge Braut Fenice einander erblickt, als sie in heftiger Liebe entbrennen. Von Sehnsucht nach Cliges und von Gram über die ihr bevorstehende Ehe verzehrt, vertraut sich Fenice nach langem Bitten und Drängen ihrer Amme Thessala an, gesteht ihr ihre Liebe und klagt über ihr Los, daß sie einem ungeliebten Manne in die Arme führe; doch müsse ihr Geschick sich erfüllen, denn nie würde sie so der Ehre vergessen, daß sie sich

ihrem Gatten und ihrem Geliebten zugleich preis gebe. Thessala, in Zauberkünsten wohl erfahren, verspricht ihr Hilfe; sie braut einen Trank, der die Vollziehung der Ehe verhindert und bewirkt, daß Alis nur im Traume seine Gemahlin besitzen kann:

Tenir la cuide, n'an tient mie;
Meis de neant est an grant eise:
Neant anbrace et neant beise,
Neant tient et neant acole,
Neant voit, a neant parole,
A neant tance, a neant luite.
Mout fu bien la poisons confite,
Qui si le travaille et demainne.
De neant est an si grant painne,
Car por voir cuide et si s'an prise
Qu'il eit la forterece prise.
Einsi le cuide, einsi le croit,
Et de neant lasse et recroit.

Nach Beendigung der Hochzeitsfeierlichkeiten reisen die Gäste wieder zurück nach Constantinopel; Cliges aber zieht, nachdem er noch einen Versuch des Herzogs von Sachsen, Fenice zu entführen, vereitelt hat, dem Beispiele seines Vaters folgend an den Hof des Königs Artus. Hier erweist er sich in vielen Turnieren als seines Vaters würdig und besteht manche Abenteuer; aber die Sehnsucht nach der Geliebten läßt ihm keine Ruhe, er verabschiedet sich und kehrt nach Griechenland zurück. Nun endlich finden die Liebenden Gelegenheit, sich ihr süßes Geheimnis zu gestehen, das bisher nur die Augen einander verraten. Sofort wird ein Plan entworfen, der Fenice von ihren Fesseln lösen soll: sie wird einen Zaubertrank zu sich nehmen, der sie in bewußtlosen, totenähnlichen Zustand versetzen soll; man würde sie alsdann begraben, Cliges aber solle sie darauf zur verabredeten Zeit aus dem Sarge nehmen und mit ihr nach England flüchten. Mit Hilfe Thessalas wird dieser Plan ins Werk gesetzt; die totgeglaubte Fürstin wird unter dem Klagen des ganzen Volkes beigesetzt; zur Nachtzeit entnimmt sie Cliges ihrem unheimlichen Lager und bringt sie in einem abgelegenen Turm unter, und hier erfreuen sich die Liebenden zwei Jahre lang eines ungestörten Zusammenlebens. Ein thrazischer Ritter namens Bertrand entdeckt jedoch auf der Jagd den versteckten Zufluchtsort und benachrichtigt sofort den König, daß er unter einem blühenden Mandelbaum die tote Fenice in Cliges Armen gesehen habe. Dem Könige scheint eine Ahnung von dem Streiche aufzudämmern, den man ihm gespielt hat; eilends begiebt er sich an die bezeichnete Stelle, findet aber den Ort leer — Cliges ist mit Fenice schon unterwegs nach England zu König Artus. Nach Alis' bald darauf er-

folgendem Tode werden sie feierlich in das ihnen nunmehr zufallende Reich zurückgeholt.

Die Schicksale des Cliges und der schönen Fenice waren im Mittelalter wohl bekannt; das beweisen nicht nur die zahlreichen Anspielungen in provenzalischen Dichtern, sondern auch in deutschen, ja es hat sogar zwei deutsche Bearbeitungen des französischen Romans gegeben, durch Ulrich von Türheim und Konrad Fleck; dieselben sind uns leider nicht erhalten.

Auf bretonischen Sagen wiederum beruht der Roman von Lanzelot vom See, dem Wagenritter*), welcher die Entführung von Artus' Gemahlin Ginevra durch Meleagant und ihre Befreiung durch Lanzelot und Gauvain behandelt. Auch hier haben wir eine erstaunliche Fülle von Abenteuern vor uns, die gewandt und anregend erzählt sind und der Phantasie des Dichters das beste Zeugnis ausstellen. Crestien hat dieses Werk nicht selbst beendet, sondern die Weiterführung Gottfried von Laigny übertragen, der sich seiner Aufgabe mit großem Geschick im Sinne seines Vorgängers entledigt hat. Die Lanzelotsage ist auch im Auslande bekannt geworden; so besitzen wir eine niederländische und eine deutsche Bearbeitung, letztere von Ulrich von Zatzikhofen, doch weichen dieselben, ebenso wie die Prosabearbeitung des Romans durch Gautier Map und Robert de Borron in manchen Punkten wesentlich von der Crestienschen Fassung ab.**)

Im hellsten Glanze aber erstrahlt die Crestiensche Dichtkunst im Yvain (Le Chevalier au lyon)***); mit geradezu genialer Kunst weiß der Dichter die insipidesten Abenteuer dem Leser interessant zu machen, und wenn uns auch heutzutage der Inhalt kaum behagt, so werden wir doch unwillkürlich von der Form der Darstellung fortgerissen und folgen dem Erzähler mit Vergnügen in seinen oft mit dialektischer Schärfe versetzten Ausführungen. Nach unserer Meinung feiert im Löwenritter die altfranzösische Poesie ihren höchsten Triumph; Einheit des Inhalts, Vollendung der Sprache, meisterhafte Behandlung der dichterischen Form, psychologische Vertiefung — alles vereinigt sich, um ein Kunstwerk ersten Ranges zu schaffen.

Der Ritter Qualogrenanz hatte einst ein merkwürdiges Abenteuer zu bestehen gehabt: in der Bretagne war er einst in einem dichten Walde an eine Quelle gekommen, bei der er ein goldenes Becken fand; als er damit

*) Herausgegeben von P. Tarbé, Le Roman du Chevalier de la Charrette par Crestien de Troyes et Godefroy de Laigny. Reims 1849; von Jonckbloet, La Haye 1850; vergl. P. Märtens, Zur Lanzelotsage. Romanische Studien V, 557; G. Paris, Études sur les romans de la Table ronde. Romania X, 465; Histoire littéraire XV, 438.

**) Vergl. hierüber Holland, a. a. O. 117—147.

***) Herausgegeben von W. Holland, Li Romans du Chevalier au lyon von Crestien von Troies. Hannover 1862 (1880, 1885); von W. Förster, Der Löwenritter. Halle 1887; vergl. H. Goossens, Über Sage, Quelle und Komposition des Chevalier au lyon des Crestien de Troyes. Paderborn 1883; Histoire littéraire XV, 235—344.

Wasser schöpfte und dasselbe auf eine dabei befindliche Steinplatte ausgoß, hatte sich ein furchtbares Unwetter erhoben, und ein geharnischter Ritter war auf ihn zugesprengt, um ihn wegen des angerichteten Schadens zur Rede zu stellen; es hatte ein Kampf zwischen ihnen stattgefunden, in welchem er besiegt und seines Rosses beraubt worden war. Als an einem Pfingstfeste Qualogrenanz dies sein Erlebnis zum besten giebt, erwacht in König Artus das Verlangen, das Abenteuer selbst zu bestehen, und er beschließt mit einem glänzenden Gefolge von Rittern sich an die bezeichnete Quelle führen zu lassen. Ritter Yvain aber glaubt, als Vetter des Qualogrenanz, die Pflicht zu haben, diesen zu rächen, und macht sich unversäumt, ohne jemand etwas von seinem Vorhaben zu verraten und ohne Abschied zu nehmen, nach dem Zauberwalde auf, um so Artus zuvorzukommen. Als er Wasser aus der Quelle auf die Steinplatte gießt und dadurch das Unwetter hervorruft, erscheint auch ihm der Gewappnete und fordert ihn zum Zweikampf heraus; aber Yvain ist glücklicher als sein Vetter, er bringt seinem Gegner eine schwere Wunde bei und folgt dem Fliehenden bis in sein Schloß. Diese Tollkühnheit hätte ihm das Leben kosten können, wenn er nicht daselbst ein Fräulein angetroffen hätte, Lunette, der er einst einen Dienst erwiesen hat, und die aus Dankbarkeit ihm jetzt einen unsichtbar machenden Ring übergiebt, wodurch er in stand gesetzt ist, nicht nur der Verfolgung zu entgehen, sondern auch die Bewohner des Schlosses näher kennen zu lernen. Eine heftige Leidenschaft erfaßt ihn zu der Herrin des Waldes und der Quelle, deren Gatten er zu Tode verwundet hat, und seine Liebe findet in Lunette eine so warme Fürsprecherin, daß jene, die soeben noch in Klagen und Verwünschungen gegen den Mörder ausgebrochen, ihm ihre Hand reicht, damit ihm aber auch die Verpflichtung auferlegend, als Rächer aufzutreten, wenn durch die Zauberquelle Unwetter erregt würde. Mittlerweile sind auch Artus und seine Ritter an der Quelle angelangt, und um die Wahrheit des von Qualogrenanz Berichteten zu erforschen, thut der König ganz nach dessen Vorschrift; sofort bricht der Sturm los, und Yvain erscheint, um den Anstifter des Schadens zur Rechenschaft zu ziehen. Nachdem er den prahlsüchtigen Ritter Keu niedergeworfen hat, giebt er sich zu erkennen und führt den über diesen Ausgang des Abenteuers höchst erfreuten König und seine Ritter in sein Schloß, wo ihnen zu Ehren glänzende Feste veranstaltet werden.

Eine ganze Woche verweilt der König und die Seinen bei Yvain; als sie endlich zurückkehren, ermahnt Gauvain seinen Freund, sich nicht in der Ehe der Unthätigkeit zu überlassen, sich nicht zu „verliegen“. Daher bittet Yvain seine Gemahlin um die Erlaubnis, mit Artus ziehen zu dürfen, um seinen Pflichten als Ritter nachgehen zu können; es wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er sich nach Ablauf eines Jahres wiedereinstellt. Die Frist vergeht unserem Ritter unter Waffenübungen und Abenteuern schnell; statt sie aber pünktlich einzuhalten und zur rechten Zeit in der neugegründeten Heimat zu erscheinen, begiebt er sich zunächst noch an den Hof des Königs; über diese

Gleichgiltigkeit und Untreue ist seine Frau so entrüstet, daß sie ihm durch eine Abgesandte befehlen läßt, nicht wieder vor ihr zu erscheinen. Der Kummer über seine Nachlässigkeit und über den Verlust der Geliebten bringt Yvain um den Verstand; fast nackt irrt er unstät umher, sein Leben mit dem rohen Fleisch des Wildes und mit Gaben, die ihm ein mitleidiger Eremit zu teil werden läßt, kümmerlich fristend. Durch drei Damen, die sich im Besitz einer Zaubersalbe befinden, von seinem Wahnsinn geheilt, sucht er seinen Schmerz in neuen Abenteuern zu vergessen, die wir nicht alle sämtlich*) aufzählen wollen; selbstverständlich geht er aus allen als Sieger hervor und zeigt sich als echter Freund der Unterdrückten und Waisen. Daß seine Frau schließlich ein Einsehen hat, ihm verzeiht und ihn wieder in Liebe bei sich aufnimmt, das wird der Leser schon erraten haben.

Einige Teile der Yvain-Abenteuer hat Crestien bretonischen und walisischen Sagen entlehnt; lebte doch Yvains Name im Munde der Barden von Wales, waren doch seine Erlebnisse Gegenstand der Dichtung, wie uns die walisischen Mabinogion**) beweisen. Freilich weicht in vielen Punkten auch wieder Crestien von dieser seiner Quelle ab, so daß man, wenn man die Differenzen nicht ihm zuschieben will, zwei unabhängige Sagengestaltungen anzunehmen haben wird.***) Möglich auch, daß Crestien die im Mittelalter weit verbreitete Sage von der „leicht getrösteten Witwe" gekannt hat, jedenfalls erinnert die Geschichte von den Liebeshändeln Yvains mit der Herrin der Zauberquelle sehr an diese dem Altertum entstammende Erzählung.†) Um diesen Kern ist alles andere gewickelt; aber mit welcher Genialität ist der abgedroschene, plumpe Stoff behandelt! „Wenn wir sehen," sagt Förster,††) „wie der Dichter es versteht, den Knoten derart zu schürzen, daß wir, ohne uns dessen bewußt zu werden, dazu geführt werden, die Witwe und ihren Schmerz ernst zu nehmen, wie wir deren Seelenkampf, den der Dichter in unübertroffener Weise dargestellt hat, verfolgen, durch welch sinnige Kombinationen es ihm gelingt, psychologisch die binnen drei Tagen vor sich gehende Wandlung zu motivieren, so daß wir, nicht etwa empört und abgestoßen, es sogar als ganz natürlich betrachten, daß die tief-

*) Erwähnung verdient, daß Yvain einen Löwen, der im Kampf mit einer Schlange begriffen und nahe daran war, erstickt zu werden, befreite, und daß der dankbare Löwe ihm nunmehr wie ein Hund folgte und treue Dienste leistete; daher Yvains Bezeichnung: Der Löwenritter.

**) Mabinogion, Plural von Mabinogi, bedeutet wahrscheinlich „Jugendthaten" oder „Jugendunterhaltungen"; es ist eine Sammlung walisischer Sagen, welche Lady Guest herausgegeben hat unter dem Titel: The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest (Rote Buch von Hergest). London 1841—50.

***) Vergl. die schon erwähnte Abhandlung von Goossens; ferner C. Rauch, Die wälische, französische und deutsche Bearbeitung der Iweinsage. Berlin 1869.

†) Verfaßt von Petronius Arbiter, Satiricon (deutsch von Schlüter, Halle 1796); vergl. hierüber Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen. Deutsch von Liebrecht. Berlin 1851. S. 40 f.; Grisebach, Die treulose Witwe. Wanderung einer Novelle durch die Weltlitteratur. Stuttgart 1877.

††) In der Einleitung seiner Cliges-Ausgabe, S. XVI.

betrübte Witwe den Mörder ihres inniggeliebten Gemahls am vierten Tage heiratet, so muß man sagen, daß Crestien mehr gethan hat, als der Schleifer, der aus einem unscheinbaren Stein den flimmernden und funkelnden Diamant herausschält. Um diesen Kern nun gruppiert Crestien den König Artus und seinen Hof, er führt uns an die Zauberquelle im Walde Broceliande, er führt uns Riesen im Kampfe vor, läßt uns in die Sklaverei der Fabriken einen flüchtigen Blick werfen — aber all dies ist nichts als Beiwerk, angethan, um sich gewogene Leser zu verschaffen, welche den modernsten aller Stoffe, die Artussage, heißgierig verlangten."

Es steht fest, daß das Gedicht Crestiens unserem Hartmann von der Aue*) als Vorbild gedient hat, desgleichen dem englischen Gedicht von Ywaine and Gawin, und daß es bis hoch im Norden bekannt wurde.

Auch die auf keltischen Anschauungen sich gründende Sage vom heiligen Graal hat Crestien poetisch bearbeitet in seinem (unvollendeten) Perceval**). Der Inhalt dieses an abenteuerlichen Zügen, an phantastischen und mystischen Begebnissen reichen Romans ist wohl zu bekannt***), als daß er hier wiedererzählt zu werden brauchte; es handelt sich, wie man weiß, um jene kostbare Schale (graal), in welcher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilandes auffing, und welche in einem geheimnisvollen Tempel aufbewahrt wird; ihre zauberhafte Kraft gewährt denen, welche sie anschauen, die Befriedigung aller Wünsche, heilt Krankheiten, stillt die heftigsten Schmerzen, verschafft Überfluß an allen Gütern. Aber nur der geprüfte und bewährte Ritter kann dieses irdischen Paradieses teilhaftig werden; nur die reinste Hingebung an die Sache Gottes, verschönert durch die glänzendste Tapferkeit und durch die treueste, keuscheste Liebe, eröffnen den Zugang zu dem herrlichen Tempel, der das Kleinod birgt. Der Dichter schildert nun, wie Perceval auf seinen Fahrten auch nach der Graalburg kommt, die kostbare Schale an sich vorübertragen sieht, aber es nicht der Mühe für wert hält, nach ihrer Bedeutung und

---

*) Vergl. Güth, Das Verhältnis des Hartmannschen Jwein zu seiner altfranzösischen Quelle. Herrigs Archiv 56, S. 251; F. Settegast, Hartmanns Jwein verglichen mit seiner altfranzösischen Quelle. Marburg 1873; G. Gärtner, Der Jwein Hartmanns von der Aue und der Chevalier au lyon des Crestien von Troies. Breslau 1875.

**) Herausgegeben von Ch. Potvin, Perceval le Gallois ou le conte del Graal, par Crestien de Troyes. Mons 1865/72; vergl. Ch. Potvin, Bibliographie de Crestien de Troyes, comparaison des manuscrits de Perceval le Gallois; un manuscrit inconnu; chapitres uniques du ms. de Mons; autres fragments inédits. Bruxelles 1863; Histoire littéraire XV, 246—252; XXX, 27—29.

***) Sämtliche etwas ausführliche Kompendien der deutschen Litteraturgeschichte geben den Inhalt des Parzival von Wolfram von Eschenbach, der Crestien ziemlich genau benutzt hat, obgleich er einen gewissen Kyot als Gewährsmann anführt (siehe z. B. Vilmars Litteraturgeschichte 138 f.); vergl. A. Rochat, Wolfram von Eschenbach und Crestien de Troyes. Stuttgart 1858. — Auch Richard Wagners Parzival hat viel dazu beigetragen, die Sage auch in weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Bestimmung zu fragen, und so des Schatzes verlustig geht; wie er sich neuen Läuterungen und Prüfungen unterziehen muß, bis er endlich für würdig erachtet wird, die Würde des Graalkönigs anzunehmen. Das Gedicht zu Ende zu führen wurde Crestien durch den Tod verhindert; Gaucher de Dourdan verfaßte eine Fortsetzung, die aber gleichfalls nicht ihren Abschluß fand, so daß noch mehreren Dichtern Gelegenheit gegeben war, sich an dem Stoff zu versuchen, Mennessier und Gerbert de Montreuil. Ob sie in dem Sinne Crestiens gedichtet haben, läßt sich nicht entscheiden; das jedoch läßt sich behaupten, daß unter ihren Händen der Graal eine ganz andere Bedeutung erhielt, als Crestien ihm ursprünglich beilegte; von den oben erwähnten mystischen Kräften desselben findet sich bei ihm noch nichts. Endlich hat ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, Robert de Boron, die Graalsage selbständig in drei Gedichten bearbeitet, Joseph von Arimathia, Merlin, Perceval, in denen er die Entstehung des Graal, seine ersten Wunder, seine Wanderung auf Erden, seine Eroberung durch Perceval und nach dessen Tode seine schließliche Entrückung in den Himmel schilderte.*) Von dieser Trilogie ist nur das erste Gedicht und der Anfang des zweiten erhalten**); doch kann man sich eine Idee von dem Ganzen machen nach der schon frühzeitig angefertigten Prosabearbeitung.***)

Während im Perceval das Ringen des Menschen nach Tugend, nach den göttlichen Geheimnissen zur Darstellung gelangt, wird in der Sage von Tristan und Isolde die irdische, sinnliche Liebe mit allen ihren Freuden und allen ihren Qualen ausgemalt. Tristan ist der Neffe des Königs Marc; er wird von diesem nach Irland geschickt um Isolde (Iseut), die Tochter der Königin von Irland und Verlobte Marcs, nach ihrer neuen Heimat zu geleiten. Sie erhält bei ihrer Abreise einen Zaubertrank, den sie mit ihrem Gatten teilen soll, und der eine durch nichts zu zerstörende Liebe in ihnen hervorrufen wird. Auf dem Schiffe aber, das sie nach Cornwallis führt, giebt sie Tristan von dem Tranke, und seitdem fesselt sie eine unbesiegbare Leidenschaft an einander. Infolge der Eifersucht des Königs Marc trennen sie sich, und Tristan heiratet in der Armorica eine andere Isolde, ohne jedoch das Bild der ersten aus seinem Herzen verbannen zu können. Als er in einem Kampfe durch ein vergiftetes Schwert zu Tode verwundet wird, schickt er, wissend, daß Isolde von Cornwallis im Besitz eines heilenden Zaubermittels

*) Vergl. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Graal, ihre Entwickelung und dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Leipzig 1877; A. Rochat, Der deutsche Parzival, der Conte del Graal und Crestiens Fortsetzer. Germania 1859, S. 414.

**) Le Saint Graal ou le Joseph d'Arimathia, première branche des romans de la Table Ronde, publié d'après des textes et des documents inédits, par E. Hucher. Le Mans 1875/79. — Merlin, publié par G. Paris et J. Ulrich. Paris 1886.

***) Vergl. hierüber Dunlop-Liebrecht, a. a. O. S. 64 f.

ist, einen Boten an dieselbe und trägt ihm auf, wenn es ihm gelänge, die Geliebte selbst zu ihm zu bringen, ein weißes Segel aufzuhissen, im entgegengesetzten Falle aber ein schwarzes. Seine Frau aber erfährt von dieser Verabredung, und von Eifersucht gequält, teilt sie ihm mit, daß ein Schiff mit schwarzen Segeln einfahre, in dem Augenblick, wo die ersehnten weißen Segel am Horizont sichtbar werden. Tristan stirbt, und Isolde haucht an der Leiche des Geliebten ihr Leben aus. — Dieser Stoff wurde zunächst von einem gewissen Béroul um das Jahr 1150 poetisch bearbeitet; doch besitzen wir nur geringe Fragmente von seinem Werke.*) Ganz verloren gegangen sind die Bearbeitungen Crestiens und La Chèvres.**) Endlich verfaßte gegen Ende des zwölften Jahrhunderts ein anglonormannischer Dichter, Thomas, seinen Roman von Tristan***), der uns zwar auch lückenhaft überliefert worden ist, von dem wir uns aber ein vollständiges Bild machen können, da wir die deutsche Bearbeitung desselben durch Gottfried von Straßburg und die englische Version kennen.

Nachdem wir die hauptsächlichsten Artusromane besprochen haben, können wir uns inbetreff der übrigen auf kurze Notizen beschränken. Die Thaten des schon mehrfach erwähnten Helden Gavain hat zum Gegenstand der Roman La Vengeance Raguidel, wahrscheinlich ein Werk des Dichters Raoul de Houdenc, der von seinen Zeitgenossen Crestien de Troyes gleich geschätzt wurde.†)

Daran würde sich schließen der Bel Inconnu von Renaud de Beaujeu, die Schicksale des Sohnes Gavains behandelnd††), ein Roman, der unter dem Titel Wigalois von dem deutschen Dichter Wirnt von

*) Eine Veröffentlichung der Fragmente Bérouls durch W. Meyer und E. Muret steht bevor.

**) Über La Chèvre vergl. Romania XVI, 362.

***) Herausgegeben von Fr. Michel, The poetical romances of Tristan in French, in Anglo-Normand and in Greek, composed in the 12. and 13. centuries. London 1835; vergl. E. Kölbing, Die nordische und englische Version der Tristan-Sage, mit litterarhistorischer Einleitung, deutscher Übersetzung und Anmerkungen herausgegeben. Heilbronn 1878/83; Vetter, La légende de Tristan, d'après le poème français de Thomas et les versions principales qui s'y rattachent. Marburg 1882; Röttiger, Der Tristan des Thomas, ein Beitrag zur Kritik und Sage desselben. Göttingen 1883; Bossert, Tristan et Iseult, poème de Gotfrit de Strasbourg, comparé à d'autres poèmes sur le même sujet. Paris 1865; O. Behagel, Gottfrieds von Straßburg Tristan und seine Quelle. Germania XXIII, S. 223; Romania XV, 481—602; XVI, 288 f.

†) Herausgegeben von C. Hippeau, Messire Gauvain ou la Vengeance Raguidel, poème de la Table ronde, du trouvère Raoul. Caen 1862; vergl. Histoire littéraire XXX, 45—67. — Über Raoul vergl. W. Zingerle, Über Raoul de Houdenc und seine Werke, eine sprachliche Untersuchung Erlangen 1880. Über die Lebensverhältnisse des Dichters ist nichts bekannt.

††) Herausgegeben von C. Hippeau, Le Bel Inconnu ou Giglain, filz du messire Gauvain et de la fée aux blanches mains, poème de la Table ronde par Renaud de Beaujeu, poète du 13. siècle. Paris 1860; vergl. Mebes, Der Wigalois des Wirnt von Gravenberg und seine altfranzösische Quelle. Neumünster 1879; Histoire littéraire XXX, 171—199.

Gravenberg nachgeahmt wurde. Von Raoul de Houdenc stammt der Merangis de Portlesguez*), von einem gewissen Guillaume der Roman Fergus**), in welchem der Einfluß Crestiens sich deutlich bemerkbar macht; von unbekanntem Verfasser sind Durmars le Galois***) und Der gefährliche Kirchhof (Li Atres perillous)†).

Neben diesen Artusromanen, welche die Abenteuer der zur „Table ronde“ gehörenden Ritter beschreiben, besitzen wir nun noch eine große Anzahl, etwa achtzig, Romane, welche mit König Artus und seinen Rittern nichts zu thun haben, sondern nur eine bunte Fülle merkwürdiger Abenteuer aufweisen, zwischen denen nur ein ganz loser Zusammenhang besteht. Von dem Motiv der Liebe machen sie den ausgedehntesten Gebrauch und erheben es oft zum treibenden Faktor der ganzen Handlung. Freilich von psychologischer Vertiefung ist nicht die Rede, man müßte denn annehmen, daß die Menschen damals anders gefühlt und empfunden haben, als jetzt. „Die Liebe erscheint in den Abenteuerromanen als eine Art elementarer Macht, ja als eine Art von Krankheit, welche das von ihr ergriffene Individuum in einen Zustand von Geistesabwesenheit versetzt, es seiner Willensfreiheit beraubt und zu ganz bestimmtem Handeln, das eher ein Dulden zu nennen ist, nötigt... Ihre Auffassung ist bald eine hyperideale, bald eine geradezu gemeinsinnliche; in letzterer Hinsicht erscheint namentlich bezeichnend, daß häufig die Frauen in offenster Weise die Initiative ergreifen, den Männern sich anbieten, ja sich aufdrängen, und zwar nicht etwa in leidenschaftlicher Neigung, der man alles verzeihen kann, sondern in rein sinnlicher Erregung.“ (Körting, Encyclopädie III, 377.) Wir wollen den Leser nicht mit der Vorführung aller dieser thörichten Geschichten, in denen sich oft eine entsetzliche Öde der Gedanken, ein banales Witzeln mit Worten und Gedanken breitmacht, langweilen, zumal sich dieselben oft zum Verwechseln ähnlich sehen, sondern uns mit der Besprechung einiger von ihnen und der Namhaftmachung der wichtigeren begnügen.

Wir beginnen mit dem Gedicht vom Ritter Horn††), weil es am

---

*) Herausgegeben von Michelant, Meraugis de Portlesguez, roman de la Table ronde par Raoul de Houdenc. Paris 1869; vergl. F. Wolf, Über Raoul de Houdenc und insbesondere seinen Roman Meraugis de Portlesguez. Wien 1865; Analyse von Littré, Journal des Savants 1869. Nov.; Histoire littéraire XXX, 220—237.

**) Herausgegeben von E. Martin, Fergus, Roman von Guillaume le Clerc. Halle 1872; vergl. Histoire littéraire XXX, 159—160.

***) Herausgegeben von E. Stengel, Tübingen 1873; vergl. W. Förster, Li romans de Durmart le Galois. Eberts Jahrbuch XIII, 65. 181; vergl. Histoire littéraire XXX, 141—159.

†) Abgedruckt in Herrigs Archiv 42. S. 135: Li Atres perillous. Roman aus dem Artussagenkreis; vergl. Histoire littéraire XXX, 78—82.

††) Herausgegeben von Fr. Michel, Horn et Rimenhild. Recueil de ce qui reste des poèmes relatifs à leurs aventures, composés en français, en anglais et en écossais, dans les 13., 14., 15. et 16. siècles. Paris 1845; von R. Brede

besten den Übergang von der chanson de geste zum Abenteuerroman verdeutlicht; es läßt sich unter keinen der großen Sagenkreise unterordnen, doch greifen Sarazenenkämpfe mehrfach in die Handlung ein, und die Form des Gedichts ist die epische, nämlich der assonierende Zwölfsilbner. Die Sarazenen machen einen Einfall in das Gebiet des Königs von Suddene (Surrey), Anluf, töten denselben und setzen seinen kleinen Sohn Horn mit einigen anderen Kindern vornehmer Sachsen auf einer Barke aus. Der Wind wirft das Fahrzeug an die Küste der Bretagne, und die Kinder werden durch den guten König Hunlaf gerettet. Hier wächst Horn unter der Aufsicht des Seneschal Herlant auf und zeichnet sich bald durch seine Schönheit, Körperkraft und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen aus. Selbstverständlich verliebt sich die Tochter des Königs, Rimel oder Rimenhild, in unseren Helden, dieser aber läßt ihr mehr als freundliches Entgegenkommen unerwidert; erst müsse er, erklärt er ihr, sich einen Namen erwerben und zum Ritter geschlagen werden,

Et si vus, apres ço, a mei parlez d'amur
Ke ne turne a viltet al rei vostre seignur,
Vostre plaisir ferai, si plest al creatur.

Die Gelegenheit sich auszuzeichnen, bietet sich bald; die Sarazenen machen einen Einfall in die Bretagne, werden aber zurückgeschlagen, und gerade Horns Arm verdankt man die Befreiung aus drohender Gefahr. Er verlobt sich nun heimlich mit Rimel, setzt aber als Bedingung eines intimeren Verkehrs die Einwilligung ihres Vaters. Diesem aber wird durch einen Verräter, namens Wikle, heimtückisch hinterbracht, daß Horn seine Tochter verführt habe, und da dieser sich weigert, seine Unschuld bei den heiligen Reliquien zu beschwören, ein Verfahren, das er für unwürdig eines Ritters hält:

Cil doit fere serment cui son tens est alés,
Ki est vielz u est clop, u il est meshaigniez;
Unc ne vi fiz de rei a ki fust demandez,

so wird er des Landes verwiesen. Bevor er sich entfernt, nimmt er seiner Geliebten das Versprechen ab, ihm sieben Jahre treu zu bleiben, und empfängt von ihr einen Ring, der die wunderbare Eigenschaft hat, vor gewaltsamem Tode zu bewahren. Er begiebt sich nun zu Guderech, dem Könige von Westir (Irland), und zeichnet sich, unter dem angenommenen Namen Gudmod, so aus, daß er bald der Liebling und Freund des Königs und seiner beiden Söhne Gufer und Egfer wird, und daß die Prinzessin Lemburg in heftiger Liebe zu ihm entbrennt. Aber Horn bleibt Rimel treu, und kehrt, als er durch einen Pilger hört, daß nach Herlants Tode der Verräter Wikle an seine Stelle getreten sei und Rimel zwingen wolle, den König von Finland zu heiraten, nach

und E. Stengel, Das anglonormannische Lied vom wackeren Ritter Horn. Genauer Abdruck der Cambridger, Oxforder und Londoner Handschriften. Marburg 1883; vergl. Histoire littéraire XXII, 551—568.

der Bretagne zurück, kommt gerade am Hochzeitstage an, flieht mit der Geliebten auf sein Schiff und erlangt mit Leichtigkeit den Rücktritt des finnischen Königs und die Einwilligung Hunlafs zu seiner Ehe mit Rimel. Nunmehr denkt er daran, sein Erbe aus der Hand der Sarazenen zurückzuerobern; während er aber die Ungläubigen in Suddene vernichtet, empört sich der Verräter Wikle gegen den alten König Hunlaf und droht ihm seine Krone zu nehmen und seine Städte zu verbrennen, wenn er ihm nicht die Hand Rimels, Horns Frau, geben wolle. Schon ist Hunlaf im Begriff nachzugeben, schon wird Rimel zum Altar geschleppt, als Horn, durch einen Traum von allem benachrichtigt, erscheint und Wikle niederschlägt. Das Gedicht endet mit der Feier der Hochzeit Lemburgs mit Horns treuem Freunde und Gefährten Herderof, der König von Irland wird.

Wie Horn weisen auch noch folgende Romane auf englischen Ursprung*):

Wilhelm von England von Crestien de Troyes**), die Schicksale des Königs Wilhelm behandelnd, der infolge einer göttlichen Weisung sein Land verläßt, seiner Frau und seiner beiden Söhne beraubt, aber nach vielen Schicksalsprüfungen endlich wieder mit ihnen vereint wird; Guy de Warwyke***), die wunderbaren Thaten dieses Helden, seine Liebe mit Fenice von England und seinen Tod enthaltend; Blonde d'Oxford und Jehan de Dammartin von Philipp von Remi†), die Werbung eines Franzosen um eine schöne Engländerin und die Treue des Liebespaars besingend.

Bretonischer Herkunft sind folgende Romane: Amadas und Ydoine††), ein elendes Machwerk, in welchem Hexen und Zauberringe eine große Rolle spielen; Ille und Galeron von Gautier d'Arras†††), ein Roman reich

---

*) Womit nicht gesagt sein soll, daß sie Bearbeitungen englischer Werke wären; von Horn ist es wenigstens ziemlich sicher, daß die englische Version nach der französischen angefertigt wurde.

**) Herausgegeben von Fr. Michel, Chroniques anglo-normandes, recueil d'extraits et d'écrits relatifs à l'histoire de Normandie et d'Angleterre pendant les 11. et 12. siècles. Rouen 1836/40; vergl. L. Paulet, Guillaume d'Angleterre par Crestien de Troyes, translaté en français moderne, avec une introduction littéraire sur Crestien de Troyes par Ch. Potvin. Bruxelles 1863.

***) Nicht ediert; vergl. A. Tanner, Die Sage von Guy de Warwike. Untersuchung über ihr Alter und ihre Geschichte. Heilbronn 1877; Zupitza, Zur Litteraturgeschichte des Guy de Warwick. Wien 1874; vergl. Histoire littéraire XXII, 841—851; O. Winneberger, Eine Textprobe aus der altfranzösischen Überlieferung des Guy de Warwick. Frankfurter Neuphilologische Beiträge (1887) 86—108.

†) Herausgegeben von Le Roux de Lincy, The Romance of Blonde of Oxford and Jehan of Dammartin, by Philippe de Reimes, a trouvère of the 13. century. London 1859; von H. Suchier im 2. Bande der Oeuvres poétiques de Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir. Paris 1884; vergl. L. Bordier, Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir, jurisconsulte et poète national du Beauvaisis. Beauvais 1873; Ph. Schwan, Philippe de Remi, Sire de Beaumanoir und seine Werke. Romanische Studien IV, S. 351; Histoire littéraire XXII, 778—782.

††) Herausgegeben von C. Hippeau, Amadas et Ydoine, poème d'aventures. Caen 1863; vergl. Histoire littéraire XXII, 758—765.

†††) Nicht ediert; vergl. Histoire littéraire XXII, 851—864.

an Abenteuern, aber arm an Erfindung; ferner Richard der Schöne*), in welcher in geschickter Weise das Märchen vom dankbaren Toten und vom Sohn, der seinen Vater sucht, behandelt wird; Galeran de Bretagne von Renaud**), eine Art Griseldisgeschichte; vor allem der berühmte Roman Le Châtelain de Coucy***), ein nordfranzösisches Gegenstück zu der von uns S. 57 berichteten Geschichte des provenzalischen Trobadors Guilhem de Cabestanh: der Ritter zieht zum Kreuzzuge aus, nachdem er die Prüfungen einer abwechselnd glücklichen und durch Hindernisse gekreuzten Leidenschaft durchgemacht hat; er bedeckt sich mit Ruhm; endlich wird er von einem vergifteten Pfeile getroffen. In seiner letzten Stunde befiehlt er seinem Knappen, sein Herz der Dame von Fayel zu bringen; ihr habe es gehört, seitdem er sie kennen gelernt habe, ihr solle es auch bleiben. Der Knappe versucht, sich treulich seines Auftrages zu entledigen; aber er wird von dem Herrn von Fayel ergriffen, und dieser rächt sich ganz nach der Weise des Grafen von Roussillon. Er läßt aus dem Herzen ein Essen bereiten und dasselbe seiner Frau vorsetzen. Als diese dann erfährt, was sie genossen hat, beschließt sie „den Mund, der eine so edle Speise gekostet hat, durch keine gemeine Nahrung mehr zu beflecken“ und macht ihrem Leben ein Ende.

Aus der Normandie dürfte stammen der Roman von Robert dem Teufel†); die Thaten und das Leben Roberts Courte-Heuse, des Sohnes Wilhelms des Eroberers, der durch viele Schandthaten sich berüchtigt machte und schließlich für seine Sünden Vergebung im heiligen Lande und in Rom suchte, scheint das historische Urbild des Helden dieses Gedichts gewesen zu sein. Die Herzogin von der Normandie war schon seit mehreren Jahren verheiratet, aber kinderlos geblieben. Da wandte sie sich an den Teufel und gebar auch wirklich bald darauf einen Knaben, der aber schon in frühster Jugend einen wilden, unbändigen Charakter verriet und, als er heranwuchs, durch seine Boshaftigkeit und Zügellosigkeit seinen Eltern herben Kummer bereitete. Besonders verfolgte er mit seinem Grimme die Geistlichen und Nonnen, die er mit der größten Grausamkeit behandelte, und deren Kapellen und Klöster er, so oft es nur anging, zerstörte. Als er jedoch seiner Mutter das Geständnis erpreßt, daß bei seiner Geburt der Teufel die Hand im Spiele gehabt hat,

---

*) Herausgegeben von W. Förster, Richard li Biaus. Wien 1874; vergl. Casati, Richars li Biaus, roman inédit du 13. siècle en vers. Analyse et fragments publiés pour la première fois. Paris 1868.

**) Herausgegeben von A. Boucherie, Le Roman de Galerent, Comte de Bretagne. Paris 1888.

***) Herausgegeben von Crapelet, L'Histoire du Châtelain de Coucy et de la dame de Fayel. Paris 1829; vergl. G. Paris, Le Roman du Châtelain de Coucy. Romania VIII, 343. — Über Jakemon Sakesep, den Verfasser des Romans, sieh Histoire littéraire XXVIII, 352.

†) Herausgegeben von G. S. Trébutien, Robert le Diable, en vers du 13. siècle. Paris 1837; vergl. Histoire littéraire XXII, 879—887.

und daß daher seine gottlose, grausame Natur stammt, entsagt er den Waffen und pilgert nach Rom, um durch den Papst Befreiung aus dem furchtbaren Bann zu erlangen. Ein in der Nähe von Rom wohnender Einsiedler legt ihm folgende Buße auf: er solle in Narrenkleidung durch Roms Straßen wandern und sich Hohn und Schläge der Volksmenge geduldig gefallen lassen; er solle bis auf weitere göttliche Anordnung nicht den Mund zum Reden öffnen; er solle keinen Bissen essen, den er nicht vorher den Hunden abgejagt hat. Willig unterzieht sich Robert dieser Buße, hilft dem Kaiser von Rom energisch gegen dessen Feinde, und beschließt sein Leben als Einsiedler, allem irdischen Glanz und Ruhme entsagend. — Der Stoff ist, wie wir später sehen werden, auch dramatisch behandelt worden, und ist, im Gewande der Meyerbeerschen Oper, auch dem heutigen Publikum nicht fremd.

Zahlreiche Anklänge an die Artusepen enthalten die auf nationalem Boden entstandenen Epen Li Chevaliers as deus epees*) und Joufrois**); eine Variante der Cymbeline-Sage bieten Le Comte de Poitiers***) und Gerbert de Montreuils Roman de la Violette†): in beiden handelt es sich um eine Frau, deren Tugend Gegenstand einer Wette ist, und welche, schmählich verleumdet, schließlich ihre Unschuld beweist; nach Italien versetzt uns das wunderliche Gedicht über Guillaume de Palerne††), in welchem ein in einen Wolf verzauberter spanischer Prinz eine große Rolle spielt, und in welchem Guillaume und seine Geliebte, um den Verfolgungen zu entgehen, bald in Bären-, bald in Hirschhäuten auftreten — die ältesten Muster der Cooperschen Rothäute! Gleichfalls auf Sicilien spielt die Handlung von Florian nnd Florette†††).

Leicht erklärlich ist es, daß zur Zeit der Kreuzzüge auch orientalische, besonders byzantinische Stoffe den reimlustigen Trouvères unter die Hände gerieten, und so haben wir eine ganze Anzahl von Abenteuerromanen, welche ihren griechischen Ursprung nicht verleugnen. An erster Stelle wäre da zu er-

---

*) Herausgegeben von W. Förster, Li Chevaliers as deus epees. Altfranzösischer Abenteuerroman. Halle 1877; vergl. Histoire littéraire XXX, 237—246.

**) Herausgegeben von C. Hofmann und F. Munker, Joufrois. Altfranzösisches Rittergedicht. Halle 1880.

***) Herausgegeben von Fr. Michel, Le Roman du Comte de Poitiers. Paris 1831; vergl. Histoire littéraire XXII, 782—788.

†) Herausgegeben von Fr. Michel, Le Roman de la Violette ou de Gerard de Nevers, par Gibert de Montreuil, en vers du 13. siècle. Paris 1834; vergl. A. Kochs, Über den Veilchenroman und die Wanderung der Euriautsage. Halle 1882; Histoire littéraire XVIII, 761—768; Romania X, 458.

††) Herausgegeben von Michelant, Paris 1876; vergl. E. Böhmer, Abfassungszeit des Guillaume de Palerne. Rom. Studien III, 131; Histoire littéraire XXII, 829—840.

†††) Herausgegeben von Fr. Michel. Edinburgh 1873; vergl. Histoire littéraire XXVIII, 139; Romania V, 112.

wähnen der Roman Eracles von Gautier d'Arras*), aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, ein Gedicht, welches bald nach seinem Entstehen von Otto von Freisingen ins Deutsche übertragen wurde. Eracles, der Sohn des römischen Senators Miriados und seiner Frau Casine, hatte vom Himmel drei wunderbare Gaben empfangen, diejenige kostbare Steine zu erkennen, Pferde zu beurteilen und Frauen zu durchschauen. Infolge dieser Eigenschaften gelangt er zu hohem Ansehen am Hofe des Kaisers, der sich, besonders als es sich um seine Vermählung handelt, ganz auf ihn verläßt. Da sucht Eracles seinem Herrn eine Gemahlin nicht aus der Zahl der vornehmen Damen der Hauptstadt, deren Fehler und Gebrechen er scharfen Auges durchschaut; vielmehr fällt seine Wahl auf ein einfaches, mit allen Vorzügen des Körpers und allen Tugenden des Herzens geziertes Mädchen, Atanais, die den Kaiser auch vollkommen glücklich macht. Sieben Jahre vergehen; da muß der Kaiser gegen einige Rebellen zu Felde ziehen, und obgleich ihm Atanais niemals den geringsten Grund zur Eifersucht gegeben hat, schließt er sie während seiner Abwesenheit in einen Turm. Diese unwürdige Behandlung erbittert die Kaiserin so, daß sie sich zu rächen beschließt. Mit Hilfe einer Kupplerin knüpft sie ein Verhältnis mit dem schönen Parides an und, listig ihre Umgebung täuschend, giebt sie sich ihm preis. Der Kaiser, von allen diesen Vorgängen durch den Scharfblick Eracles' unterrichtet, löst seine Ehe und willigt in die Verbindung Atanais' mit Parides. Das Gedicht berichtet hierauf, wie Eracles das griechische Reich gegen Cosroes verteidigt, das wahre Kreuz Christi nach Konstantinopel schafft, und das Reich noch lange und ruhmreich regiert. — Daß dem Gedicht historische Thatsachen zu grunde liegen, hat der Herausgeber desselben dargelegt; wir müssen uns hier mit einem Hinweis darauf begnügen.

An zweiter Stelle ist zu nennen Flore und Blancheflore**), ein Roman, der gleichfalls einen deutschen Bearbeiter, Konrad Fleck (um 1230), fand und auch sonst im ganzen Abendland verbreitet war.

Flore, der Sohn des Heidenkönigs Fetis, wird an demselben Tage geboren, wie Blancheflor, die Tochter einer christlichen Sklavin. Von frühster Jugend an zusammen erzogen, fassen sie, als sie heranwachsen, eine durch nichts zu zerstörende Liebe zu einander; vergebens trennt man sie, vergebens verbreitet man die falsche Nachricht von Blancheflors Tod, vergebens verkauft man das junge Mädchen in die Gefangenschaft: Flore eilt ihr ruhelos nach, findet sie nach

*) Herausgegeben von F. Maßmann, Eraclius, deutsches und französisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts. Quedlinburg 1842; vergl. Histoire littéraire XXII, 791—807.

**) Herausgegeben von J. Bekker, Flore und Blanceflor, altfranzösisch, nach der Uhlandschen Abschrift der Pariser Handschrift herausgegeben. Berlin 1844; von E. du Méril, Flore et Blancheflor, publié d'après les manuscrits avec une introduction, des notes et glossaire. Paris 1856; vergl. Histoire littéraire XXII, 818—825; Herzog, die beiden Sagenkreise von Flore und Blanscheflur. Wien 1884.

vielen Abenteuern in Babylon, im Harem des Sultans, befreit sie durch List, führt sie in sein Reich zurück, das ihm inzwischen durch Erbschaft zugefallen ist, und heiratet sie, nachdem er sich hat taufen lassen. Eine Variante dieser Geschichte von treuer Liebe werden wir noch später bei den Fablels kennen lernen.

Von dem schon genannten Philippe de Remi rührt her der nunmehr zu erwähnende Roman La Manekine*). Der König von Ungarn hatte seiner sterbenden Gemahlin versprochen, wenn er sich wieder vermählte, nur ein Weib zu nehmen, das ihr ähnlich wäre. Vollkommen ähnlich aber ist ihr nur ihre Tochter Joie, und so dringen seine Räte darauf, sie der Mutter als Nachfolgerin zu geben; sie würden schon den Papst zur Vergebung dieser Sünde bewegen. Der König weist zuerst den Vorschlag von sich, verliebt sich aber schließlich doch in seine Tochter und will sie zwingen, den Ehebund mit ihm einzugehen. Joie aber wendet sich voller Abscheu von ihm und verstümmelt sich, um nicht ähnlichen Anträgen ausgesetzt zu sein, indem sie sich die linke Hand abhackt. Darüber ist der König so empört, daß er sie lebendig zu verbrennen befiehlt. Doch täuscht man ihn, indem man eine Puppe (mannequin) den Flammen übergiebt, das junge Mädchen aber auf eine Barke schafft und den Winden und Wellen preisgiebt. Das Fahrzeug landet in Schottland, und der junge König dieses Landes verliebt sich so in die schöne Dulderin, daß er sie zu seiner Gemahlin macht. Trotz der Ränke ihrer Schwiegermutter weiß sie sich ihres Mannes Liebe zu bewahren; sie versöhnt sich mit ihrem Vater, der schon lange sein grausames Verfahren gegen sein einziges Kind bereut hat, und erhält durch ein Wunder der Jungfrau Maria die abgeschlagene Hand zurück. — Dieser Stoff hat so gefallen, daß er im vierzehnten Jahrhundert auch dramatisch bearbeitet wurde.

Sehr interessant ist der Roman Partenopeus de Blois von Denis Pyram**), insofern hier eine abendländische Bearbeitung der bekannten Apulejusschen Erzählung von Amor und Psyche vorliegt, nur daß dabei die Rollen vertauscht sind: hier ist es der Ritter Partenopeus, den die Neugier treibt, seine Geliebte, die Königin Melior von Griechenland, bei Nacht zu sehen, wobei er einen Tropfen Öl auf ihren Busen fallen läßt, sie dadurch erweckt und ihren Zorn heraufbeschwört.

Erwähnen wir schließlich noch den gleichfalls in orientalischen Gegenden sich abspielenden Roman Blancandin***); den seinen östlichen Ursprung

*) Herausgegeben von Fr. Michel, Le Roman de la Manekine par Philippe de Reimes. Paris 1840; vergl. Histoire littéraire XXII, 864—868.

**) Herausgegeben von Crapelet, Partenopeus de Blois. Paris 1834; vergl. Histoire littéraire XIX, 629—648; Kölbing, Über die nordischen Gestaltungen der Partenopeussage. Eine litterarhistorische Abhandlung. Straßburg 1873.

***) Herausgegeben von H. Michelant, Blancandin et l'Orgueilleuse d'Amour, roman d'aventures; vergl. Histoire littéraire XXII, 765—778.

nicht verleugnenden Cleomades von Adenès li Rois*), dessen Held auf einem hölzernen Pferde durch die Lüfte fährt; Athis und Profilias von Alexandre de Bernai**), die Geschichte zweier Freunde, deren Zuneigung so groß ist, daß der eine dem andern seine Frau abtritt, und endlich den Roman de Mahomet, die wunderbaren Lebensschicksale und abscheulichen Betrügereien des Stifters der moslemitischen Religion enthaltend, von Alexandre du Pont***), so glauben wir unseren Lesern die wichtigsten Abenteuerromane genannt und sie genug mit jenen merkwürdigen Erzeugnissen des Mittelalters bekannt gemacht zu haben, die als die Vorläufer des modernen Romans anzusehen sind und als solche das Interesse des Litteraturfreundes beanspruchen dürfen.

Im Anschluß an diese dem Orient ihre Stoffe entlehnenden Epen haben wir noch einen Blick zu werfen auf diejenigen Werke, welche ausgesprochenermaßen auf Nachahmung der Antike beruhen, auf die Romane von „Rome la grant“ (S. 71).

Irrig und leicht zu widerlegen ist die Ansicht derer, welche glauben, daß das Mittelalter, die Zeit vor der Renaissance außerhalb jeder Verbindung mit dem klassischen Altertum gestanden habe, daß die edelsten Schätze menschlichen Denkens ihm ein Buch mit sieben Siegeln gewesen seien. Nachdem die Menschheit im Altertum eine fröhliche und heitere Jugend verlebt hatte, lag sie jetzt in tiefem Schlafe, um erst zur Zeit der Renaissance zu erwachen, nunmehr einem gereiften Manne vergleichbar. Wie aber bei dem schlafenden Organismus das innere Leben fortagiert, und die leiblichen Funktionen, wenn auch in geschwächtem Maße, dieselben bleiben, so atmete auch der Geist des Altertums unter der Decke des Mittelalters ruhig fort, um dann am Morgen der Renaissance zu neuem Leben zu erwachen. Nie war das Band, welches das Altertum mit der Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften verknüpfte, zerrissen, nie hatte man aufgehört, die Alten zu studieren und an ihnen sich zu bilden. Freilich war die Art und Weise des Studiums, die Wahl der studierten

---

*) Herausgegeben von H. van Hasselt, Cleomadès par Adenès li Rois. Bruxelles 1865/66; vergl. De Chatelain, Cleomadès, conte traduit en vers français modernes du vieux langage d'Adenès le Roy, contemporain de Chaucer. Londres 1859.

**) Herausgegeben von A. Weber, Athis und Profilias. Erste Ausgabe der französischen Originaldichtung nebst einer Einleitung. Stöfa 1884; vergl. W. Grimm, Die Sage von Athis und Prophylias. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum XII, 185; Histoire littéraire XV, 179.

***) Herausgegeben von Reinaud et Fr. Michel, Le Roman de Mahomet, en vers du 13. siècle, par Alexandre du Pont, et Livre de la loi au Sarrazin, en prose du 14. siècle, par Raymond Lulle. Paris 1831; von Ziolecki, Alexander du Ponts Roman de Mahomet. Ein altfranzösisches Gedicht des dreizehnten Jahrhunderts. Oppeln 1887.

Klassiker und der Erfolg der getriebenen Studien ganz anders im Mittelalter, als in der Renaissance.

Besonders erfreuten sich die lateinischen Schriftsteller Lucan, Statius, Virgil und Ovid eines eifrigen Leserkreises; einerseits mußte man sich, da das Latein die Sprache der Gelehrten und der Kirche war, nach guten Vorbildern schulen, andererseits schlugen die genannten Klassiker in ihren Werken Saiten an, welche mächtig in den Gemütern jener Zeit anklangen und den Hang zum Wunderbaren, Phantastischen vollauf befriedigten, ganz abgesehen davon, daß die Franzosen ihren Ursprung bis in das Altertum zurückführten und die Trojaner als ihre Vorfahren zu betrachten pflegten. Bekanntschaft mit den griechischen Schriftstellern schöpfte man allerdings nur aus lateinischen Übersetzungen und Bearbeitungen; Homer wird zwar oft mit Worten der Bewunderung erwähnt, aber gelesen hat man ihn nicht; an seine Stelle traten die jämmerlichen Machwerke eines Dares Phrygius und Dictys Cretensis.*)

Bemerkenswert ist, wie die mittelalterlichen Dichter es verstanden, die antiken Fabeln nach dem Geschmack der Zeit umzuschmieden, sich zu assimilieren und den Vorgängen des grauen Altertums mittelalterliches Gepräge zu verleihen. Man kann sich kaum eine größere Naivität vorstellen als die, mit welcher die mittelalterlichen Verhältnisse und Anschauungen auf das Altertum angewandt werden; die Kampfspiele der Griechen werden zu Turnieren, Helden wie Hektor und Achilles, Äneas und Alexander zu Rittern, die ihre „Knappen" mit sich führen, die Kriegskunst und Kriegswerkzeuge des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts werden schon vor Troja gebraucht, die Galanterien der höfischen Kreise florieren nicht minder am Hofe des Agamemnon und des Priamus, als an dem des christlichen Königs von Frankreich; die bretonischen Zauberer und Feeen finden ihr Abbild in der Medea und ihr verwandten Personen. Wir haben von dieser Eigentümlichkeit der betreffenden Epen schon in dem allgemein der französischen Epik gewidmeten (III.) Kapitel gehandelt und verweisen auf die dort befindlichen Erörterungen.

Wohl am beliebtesten war die Trojanersage, die in Benoit de Sainte-More (um die Mitte des zwölften Jahrhunderts) einen geschickten Bearbeiter fand; ihm diente für seinen Roman de Troie**) als Vorlage, wie bereits erwähnt, nicht Homer, sondern zwei im Mittelalter viel gelesene Prosa-

---

*) Vergl. R. Dernedde, Über die den altfranzösischen Dichtern bekannten epischen Stoffe aus dem Altertum. Erlangen 1887.

**) Herausgegeben von Joly, Bénoit de Sainte-More et le Roman de Troie ou les métamorphoses d'Homère et de l'Épopée gréco-latine au moyen âge. Paris 1871. — Vergl. Greif, Die mittelalterliche Bearbeitung der Trojanersage und Benoit von Sainte-More. Marburg 1886. — H. Dunger, Die Sage vom Trojanischen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters und ihren antiken Quellen. Leipzig 1869. — H. Dunger, Dictys Septimius. Über die ursprüngliche Abfassung und die Quellen der Ephemeris belli trojani des Dictys Cretensis. Dresden 1878. — Wagner, Beitrag zu Dares Phrygius. Philologus 38. S. 91. — G. Körting, Dictys und Dares. Ein Beitrag zur Geschichte der Trojasage in ihrem Übergange

bearbeitungen, die des Phrygiers Dares, der von Homer erwähnt wird und eine Geschichte der Zerstörung seiner Vaterstadt geschrieben haben soll, und die des Kreters Dictys, der dasselbe Faktum von griechischem Gesichtspunkte aus behandelte. Benoits eigene Zuthat ist das mittelalterliche höfische Kostüm, in das er seinen Gegenstand und die von ihm vorgeführten Personen kleidete, und eine Reihe von Zusätzen und Erweiterungen, in denen er nach dem Geschmack seiner Zeit seiner Phantasie kühn die Zügel schießen läßt. Was den Inhalt betrifft, so enthält der Roman de Troie eine Darstellung der Argonautensage, der Kämpfe des Herakles gegen Laomedon, des trojanischen, gegen Laomedons Sohn Priamus geführten Krieges, der Zerstörung Trojas, der Schicksale der nach dem Falle ihrer Vaterstadt übrig gebliebenen Trojaner sowie der nach der Heimat zurückkehrenden griechischen Fürsten.

Selten hat ein Buch solche Verbreitung gefunden als Benoits Trojanerkrieg; das beweisen nicht nur die zahlreichen Handschriften, sondern auch die mehrfachen Umarbeitungen und Prosaredaktionen; in fast alle Sprachen Europas wurde er übersetzt, Chaucer und Boccaccio entnahmen ihm Stoffe und noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde er als Geschichtswerk eifrig gelesen.

Stofflich schließt sich an den Trojaroman an der gleichfalls Benoit de Sainte-More zugeschriebene Roman d'Eneas*), eine in der oben charakterisierten Weise abgefaßte Bearbeitung des Virgilschen Heldengedichtes, in welcher die Flucht des Äneas nach der Zerstörung Trojas, seine Fahrten und die Gründung seiner Herrschaft in Italien geschildert werden — ein Stoff, der sich bei den Franzosen, die ja von den Trojanern ihre Herkunft ableiteten, großer Beliebtheit erfreute. Er war die Vorlage der Eneit des Heinrich von Veldeke.

Nicht minderer Beliebtheit erfreute sich die Sage von Ödipus und dem Zuge der Sieben gegen Theben; einerseits sagte der Stoff dem romantischen Mittelalter sehr zu, andererseits war die Thebais des Statius ein Werk, das fast dasselbe Ansehen genoß als die Äneis des Virgil, und es lag nahe, nachdem die Bearbeitung der Troja-Sage so großen Beifall gefunden hatte, dem stets nach mehr verlangenden Publikum auch die Geschichte des Ödipus in volkstümlicher Bearbeitung vorzulegen. Der Name des Verfassers des Roman de Thèbes**) ist nicht bekannt, doch ist vielleicht gleichfalls

---

von der antiken in die romantische Form. Halle 1874. — L'Abbregié de Troyes (nach Dictys und Dares, sowie nach einer Handschrift der Breslauer Stadtbibliothek &c.) herausgegeben von Burger. Breslau 1878.

*) Der Roman ist noch nicht ediert. Vergl. A. Pey, Essai sur li Romans d'Eneas, d'après les manuscrits de la Bibliothèque impériale. Paris 1856; A. Pey, L'Énéide de Henri de Veldeke et le Roman d'Eneas attribué à Benoit de Sainte-More. Eberts Jahrbuch II, 1.

**) Vergl. L. Constans, La légende d'Oedipe étudiée dans l'antiquité, au moyen âge et dans les temps modernes, en particulier dans le Roman de Thèbes, texte français du 12. siècle. Paris 1881. — Der Roman ist noch nicht ediert, doch bereitet L. Constans eine Ausgabe vor.

Benoit de Sainte-More als solcher anzusehen, zumal die Art und Weise den Stoff zu behandeln dieselbe ist wie im Troja- und Äneas-Roman.

Besonders aber mußte die Gestalt Alexanders, sein phantastischer Zug in den Orient, seine heroischen Kämpfe das Interesse des Mittelalters reizen; glaubte man doch in seiner ritterlichen Figur die Summa aller Vollkommenheit, das Urbild aller Tapferkeit zu sehen, und entsprach der abenteuernde, großmütige Charakter des griechischen Fürsten doch vollkommen dem der Gestalten, welche dem Volke aus den bisherigen epischen Schöpfungen bekannt waren. Aber auch hier wurden als Quelle benutzt nicht die griechischen und römischen Schriftsteller, welche das Leben Alexanders zum Gegenstand haben, sondern eine im dritten Jahrhundert zu Alexandria verfaßte Zusammenstellung der volkstümlichen Alexandersagen, die unter dem Namen des Callisthenes, eines Zeitgenossen Alexanders — daher auch Pseudo-Callisthenes*) genannt — weit und breit bekannt wurde. Durch die Vermittelung des Lateinischen wurde das Abendland mit der Alexandersage bekannt; Julius Valerius**) übersetzte im vierten Jahrhundert den Pseudo-Callisthenes, und ein im nächsten Jahrhundert aus des Valerius Werk veranstalteter Auszug Epitome***), der wegen seiner gedrängten Übersichtlichkeit sehr beliebt war, ist als die Quelle der meisten mittelalterlichen Bearbeitungen anzusehen. Zurückgedrängt wurde der Einfluß dieses Auszuges erst durch die von dem Archipresbyter Leo im zehnten Jahrhundert angefertigte freie Bearbeitung des Pseudo-Callisthenes, die Historia de proeliis†).

Die älteste französische Redaktion der Alexandersage ist die schon erwähnte (S. 16) des Alberich von Besançon, welche dem deutschen Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht als Vorlage gedient hat. Das nur 105 Verse enthaltende Bruchstück geht über die ersten Kinderjahre des Helden nicht hinaus. Eine Erweiterung fand dieses Werk durch den Clerc Simon, der außerdem statt des Achtsilbners den epischen Zehnsilbner anwandte; auch dieses Werk ist uns nur bruchstückweise erhalten. Die größte Berühmtheit von allen französischen Bearbeitungen erlangte aber der Roman d'Alixandre††) von Lambert li Tors und Alexandre de Bernai (im zwölften Jahrhundert);

---

*) Herausgegeben von K. Müller (Bibliothèque des auteurs grecs). Paris 1846; vergl. J. Zacher, Pseudo-Callisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnungen der Alexandersage. Halle 1867. — Das bedeutendste und umfassendste Werk über die Alexandersage im Mittelalter ist das von Paul Meyer, Alexandre le Grand. (Band 5 u. 6 der Bibliothèque française au moyen âge.) Paris 1886.

**) Herausgegeben von K. Müller. Paris 1846.

***) Herausgegeben von Zacher. Halle 1867.

†) Herausgegeben von Landgraf. Erlangen 1885.

††) Herausgegeben von H. Michelant, Li Romans d'Alexandre par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay. Stuttgart 1846; Le Court de la Villethassetz et E. Talbert, Alexandriade ou Chanson de geste d'Alexandre le Grand, épopée romane du 12. siècle, de Lambert le Court et Alexandre de Bernay. Paris 1861; Histoire littéraire XV, 163—179.

hier finden wir Alexander ganz im Gewande eines mittelalterlichen Fürsten wieder, begabt mit allen ritterlichen Tugenden, besonders aber mit der den Trouvères so werten Freigebigkeit, als das Ideal eines Ritters ohne Tadel, wert neben Karl dem Großen und König Artus genannt zu werden. Auch metrisch ist das Gedicht interessant, insofern als in ihm zum ersten Male das Versmaß des Alexandriners durchgeführt ist, jener Vers, der von nun ab seine unumschränkte Herrschaft auf dem Gebiet der französischen Poesie behauptete.

Schließlich sei erwähnt, daß auch die Geschichte des römischen Alexanders, die Julius Cäsars, der altfranzösischen Epik bekannt war; wurde doch des Lucan Pharsalia im Mittelalter eifrig gelesen, und gewährten doch die Liebeshändel Cäsars mit Kleopatra hinlänglich Stoff zur Bethätigung der Phantasie. Der Dichter des aus nahezu 10 000 Alexandrinern bestehenden Roman de Julius Cesar*) heißt Jacot de Forest; sein Werk ist eigentlich nichts als eine Versifikation eines Prosaromans über Cäsar, der Hystore de Julius Cesar von Jehan de Tuim**), der im dreizehnten Jahrhundert lebte.

Kapitel VIII.

Kleinere epische Dichtungen.

I. Fabeln.

Während die Ritterromane mehr den Geist des Zeitalters als den der Nation atmen, tragen die Poesieen, die wir in diesem Kapitel zu betrachten haben, schon das Gepräge jenes nationalen Charakters, welcher von da ab aus der französischen Litteratur nicht mehr verschwindet. Der sichere und schnelle Scharfblick, der die Franzosen in allen Verhältnissen des praktischen Lebens auszeichnet, verbunden mit einer gewissen Nüchternheit des Denkens, welches sich gegen tiefe begeisternde Empfindungen sträubt, zog sie von jeher zur Satire und flößte ihnen eine Vorliebe für die Allegorie ein, die man zu allen Zeiten angewendet hat, um prosaische Gedanken und Empfindungen mit den Farben der Poesie zu schmücken. In der ernsten Poesie werden feine und richtige Beobachtung der Thatsachen und das geschickteste Raisonnement den Mangel an tiefem und starkem Gefühl niemals ersetzen. Aber jene wesentlich französischen

---

*) Vergl. Settegast, Jacos de Forest e la sua fonte. Giornale de filologia romanza II, 172; Histoire littéraire XIX, 681—687.

**) Herausgegeben von Settegast, Li hystore de Julius Cesar, eine altfranzösische Erzählung in Prosa von Jehan de Tuim. Halle 1881.

Vorzüge sind der Satire, der heiteren Erzählung, sowie dem Lustspiel ganz unentbehrlich: und so verdankt denn auch die französische Poesie gerade diesen drei Gattungen den schönsten Teil ihres Glanzes.

Die lange Reihe dieser wahrhaft nationalen Denkmäler des französischen Geistes beginnt mit dem berühmten „Roman vom Fuchs", dieser unerschöpflichen Quelle, aus welcher die Fabeldichter aller neuern Völker bis auf unsere Tage geschöpft haben. Die einzelnen Erzählungen, aus welchen dieses eigentümliche Epos sich gebildet hat, gehen bis ins vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung und noch weiter hinauf. Vielleicht muß man ihren Ursprung ganz nahe an der Wiege des germanischen Stammes suchen, dessen Vorliebe für Wald- und Feldleben die Beobachtung der Tierwelt von jeher weit mehr begünstigte, als die frühzeitig in Städte zusammengedrängte Gesellschaft der Alten. Erst später scheint die Bekanntschaft mit den Aesopischen Fabeln die volkstümlichen Dichtungen der Franken bereichert zu haben, ohne jedoch ihren Charakter wesentlich zu ändern, und es wäre vielleicht natürlicher, die Herrschaft des Löwen in einem nordischen Tierreich diesem litterarischen Einfluß zuzuschreiben, als mit Grimm bis zur Wiege des Menschengeschlechts hinauf zu steigen, um in einer uralten, allen Völkern des indogermanischen Stammes gemeinschaftlichen Epopöe die Quelle aller orientalischen, griechischen und deutschen Fabeln zu suchen. Und daß die Äsopischen Fabeln im Mittelalter viel gelesen wurden, das beweisen die mehrfachen Bearbeitungen, welche unter dem Namen Isopet erschienen, und welche zum teil auf Äsop selbst, zum teil auf einer Fabelsammlung beruhten, die einem „Romulus imperator" zugeschrieben wurde, und die weiter nichts ist als eine Überarbeitung der Fabeln des Phädrus, vermehrt um einige solche orientalischen Ursprungs. Dieses Werk soll der König Alfred von England ins Englische übersetzt haben, und nach dieser, übrigens nicht erhaltenen, Version verfaßte Maria von Frankreich*) ihren Isopet**) Die Dichterin hat ihren Fabeln das Gepräge eines für jene Zeit merkwürdig methodischen und verständigen Geistes aufgedrückt. Man hat sie wegen des anmutigen Plaudertons einiger ihrer Erzählungen mit Lafontaine verglichen. Aber wenn man ohne Vorurteil ihre sentenzenreichen Fabeln liest, begleitet von Nutzanwendungen, die eigentlich nur Betrachtungen wiederholen, von denen der epische Teil der Fabel ohnehin nur zu sehr beschwert wird, so

---

*) Vergl. A. Joly, Marie de France et les fables du moyen âge. Caen 1863; E. Mall, Zur Geschichte der mittelalterlichen Fabellitteratur und insbesondere des Esope der Marie von Frankreich. Ebenda IX, 161; O. Keller, Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Fabel. Jahrbücher für klassische Philologie. 4. Supplementband, 307—418; L. Hervieux, Les Fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu'à la fin du moyen âge. Paris 1884. — Über Marie de France vergl. die Anmerkung S. 156.

**) Herausgegeben von Roquefort, Marie de France, Poésie ou recueil de fables et autres productions de ce poète anglonormand du 13. siècle. Paris 1819/20.

muß man überrascht sein, in der Dichterin des dreizehnten Jahrhunderts weit mehr von dem nüchternen Menschenverstande als von der anmutigen Leichtigkeit und Natürlichkeit zu finden, die den berühmten Fabeldichter des siebenzehnten Jahrhunderts auszeichnen. Man lese die bekannte Fabel vom Wolf und dem Lamm:

Dou leu e de l'aingniel.

Ce dist dou leu e dou aignel,
Qui beveient a un rossel:
Li lox a la sorse beveit
E li aigniaus aval esteit.
Ireement parla li lus,
Ki mult esteit cuntralius;
Par mautalent palla a lui:
„Tu m'as", dist it, „fet grant anui".
Li aignez li ad respondu:
„Sire, eh quei?" — „Dunc ne veis tu?
Tu m'as ci ceste aigue tourblee:
N'en puis beivre ma saolee:
Autresi m' en irai, ce crei,
Cum jeo ving, tut murant de sei."
Li aignelez adunc respunt:
„Sire, ja bevez vus amunt:
De vus vient kankes j'ai beu."
„Qoi," fist li lox, „maldis me tu?"
L'aigneus respunt: „N'en ai voleir."
Li lous li dit: „Jeo sai de veir:
Ce meisme me fist tes pere
A ceste surce u od lui ere,
Or ad sis meis, si cum jeo crei."
„Qu'en retraiez", feit il, „sor mei?
N'ere pas nez, si cum jeo cuit."
„E cei pur ce", li lus a dit,
Ja me fais tu ore cuntraire
E chose ke tu ne deiz faire."
Dunc prist li lox l'engnel petit,
As denz l'estrangle, si l'ocit.

Moralité.

Ci funt li riche robeur,
Li vesconte e li jugeur,
De ceus k'il unt en lur justise.
Fausse aqoison pur cuveitise

Truevent assez pur eus cunfundre.
Suvent les funt as plaiz semundre,
La char lur tolent e la pel,
Si cum li lox fist a l'aingnel.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts brachte ein unbekannter Dichter die drei ersten Bücher des „Romulus", 58 Fabeln enthaltend, in Verse und nannte sein Werk gleichfalls Esopus. Von diesem Esopus besitzen wir mehrere französische Übersetzungen, von denen die beste ist der Lyoner Isopet.*)

Das älteste bekannte schriftlich bearbeitete Stück des Romans vom Fuchs ist der lateinische Isengrimus**), das um 1100 verfaßte Werk eines flandrischen Dichters. Die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts ließ in derselben Landschaft den Reinardus Vulpes***) entstehen, gleichfalls ein lateinisches Gedicht, welches schon einen viel größern Teil der den Inhalt des „Roman vom Fuchs" bildenden Überlieferungen umfaßt. Aber erst am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts scheint die französische Poesie sich dieses vortrefflichen und wahrhaft nationalen poetischen Stoffes bemächtigt zu haben. Das unter dem Kollektivnamen Roman de Renart†) bekannte Gedicht umfaßt die Werke mehrerer größtenteils anonymer Dichter, welche in ihrer Weise und mit mehr oder weniger lehrhafter Tendenz die volkstümlichen Geschichten von den Listen und Abenteuern des Fuchses bearbeitet haben, indem sie zugleich sogenannte Äsopische Fabeln hineinmischten, und diesen ganzen Stoff durch eigene Empfindungen vermehrten. Natürlich bildet diese Masse von Versen verschiedener Dichter noch kein nach einem Plane gearbeitetes satirisches Epos, wie die deutsche Poesie es in ihrem „Reineke Fuchs" besitzt. Die Teile oder „Branches" des französischen Roman de Renart sind ziemlich lose mit einander verknüpft. Ihr dichterischer Wert ist ungleich. Im allgemeinen findet man in ihnen weder jene fast dramatische Handlung, noch jene tiefe und selbstbewußte Satire der vom Egoismus

---

*) Herausgegeben von W. Förster, Lyoner Isopet. Altfranzösische Übersetzung des dreizehnten Jahrhunderts in der Mundart der Franche-Comté. Heilbronn 1882.

**) Isengrimus, herausgegeben und erklärt von E. Voigt. Halle 1884.

***) Reinardus Vulpes. Emendavit et adnotavit G. Knorr. Eutin 1860; vergl. E. Schulze, Über Reinhardus Vulpes (ed. Knorr). Ein Beitrag zur Reinhardssage. Züllichau 1862.

†) Herausgegeben von Méon et Chabaille, Le Roman de Renart, publié d'après les manuscrits des 13., 14. et 15. siècles avec variantes et corrections. 5 vols. Paris 1826/35; von E. Martin, Le Roman de Renart. Strasbourg 1882/87; vergl. Jonckbloet, Étude sur le Roman de Renart. Groningen 1863; P. Paris, Nouvelle étude sur le Roman de Renart. L'Institut 1860. Heft 11/12; C. Potvin, Le Roman de Renart, mis en vers d'après les textes originaux, précédé d'une introduction et d'une bibliographie. Bruxelles 1860; P. Paris, Les Aventures de Maître Renart et d'Ysengrim son compère, mis en nouveau langage, racontées dans un nouvel ordre et suivies de nouvelles recherches sur le Roman de Renart. Paris 1861.

geleiteten und beherrschten Gesellschaft, welche einen besonderen Vorzug des „Reineke“ von Nikolaus Baumann und Heinrich von Alkmar bilden. Der alte französische Roman de Renart ist mehr einer Masse bearbeiteten Materials, als einem vollendeten Gebäude vergleichbar. Aber unter diesen poetischen Materialien findet man ganz vortreffliche Stücke und, was den sehr alten und wesentlich germanischen Ursprung dieser Überlieferungen bezeugt, statt sich sonderlich um epigrammatische Pointen Mühe zu geben, geben sich die Dichter meistens in behaglicher Weise einer heiteren und unbefangenen Betrachtung der Tierwelt hin, ohne sich jedoch die schlagenden Vergleichungspunkte entgehen zu lassen, welche diese für die Erkenntnis menschlicher Charaktere und gesellschaftlicher Verhältnisse überall darbietet. Der herrschende Charakter des Roman de Renart ist noch der der epischen Erzählung, die an und für sich interessiert; aber schon beginnt der satirische Hang der Franzosen der Reinheit der Gattung Eintrag zu thun. In der Mehrzahl der Abenteuer werden die listigen Streiche des Fuchses mit der gemütlichsten Behaglichkeit geschildert, ohne irgend eine bestimmte moralische Tendenz, aber gern erlauben sich die Dichter Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse und Personen. Übrigens, wie wir schon bemerkten, ist die Physiognomie der zahlreichen französischen Gedichte, welche den Namen des „Renart“ tragen, keineswegs dieselbe. Die ältesten Fragmente, die des Pierre von St. Cloud*), geben weniger auf Sentenzen und Betrachtungen, als die späteren Fortsetzungen, aber sie gewinnen an Poesie, was sie dadurch vielleicht an „Esprit“ verlieren. Die erste jener Fortsetzungen, Die Krönung des Fuchses, schreibt sich aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts her. Eine andere Bearbeitung des Fuchsromans verdankt man dem Jaquemars de Giélée, aus Lille, welcher gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinen satirisch gehaltenen Renart le Nouvel**) schrieb. Das vierzehnte Jahrhundert bereicherte die Fuchslitteratur durch den Renart contrefaict***), ein zwischen 1320 und 1368 geschriebenes, reich mit Allegorieen versetztes Gedicht von 32,000 Versen; aber erst gegen das Ende des Mittelalters bemächtigte sich der niederländische und deutsche Genius dieser reichen Schätze alter volkstümlicher Poesie und schuf aus ihnen das Meisterwerk poetischer Satire, welches den Ruhm des „Reineke“ zu allen gebildeten Völkern getragen hat. Damit der Leser eine Vorstellung gewinne von der behaglichen Breite und dem anmutigen Sichgehenlassen, welches in der französischen, ältern Bearbeitung dieser poetischen Stoffe herrscht, geben wir hier die folgende Stelle:

---

*) Über den Dichter vergl. Romania XVII, 300.

**) Herausgegeben von J. Hodoy, Renart le Nouvel. Roman satirique composé au 13. siècle par Jacquemars Giélée de Lille, précédé d'une introduction historique. Paris 1874.

***) Herausgegeben von F. Wolf, Le Roman de Renart le Contrefait. Wien 1861; P. Tarbé, Le Roman de Renart Contrefait par Le Clerc de Troyes, fragments. Reims 1851.

Si conme Renart manja le poisson aus charretiers.

Seigneurs, ce fu en cel termine
Que li douz tens d'esté decline
Et ivers revient en saison,
Et Renart fu en sa maison.
Mais sa garison a perdue,
Ce fu mortel desconvenue:
N'ot que doner ne que despendre
Ne ses detes ne pooit rendre;
N'a que vendre ne qu'acheter
Ne s'a de quoi reconforter.
Par besoing s'est mis a la voie;
Tot coiement que nus nel voie
S'en vait par mi une jonchere
Entre le bois et la rivere.
Si a tant fait et tant erré
Qu'il vint en un chemin ferré:
El chemin se cropi Renarz,
Si coloie de totes parz,
Ne set sa garison ou querre,
Car la fains li fait molt grant guerre,
Ne set que faire, si s'esmaie.
Lors s'est couchiez les une haie:
Ilec atendra aventure.
Atant es vos grant aleure
Marcheant qui poisson menoient
Et qui devers la mer venoient.
Harenz fres orent a plenté:
Car bise avoit auques venté
Trestote la semaine entere
Et bons poissons d'autre manere
Orent assez granz et petiz,
Dont lor paniers sont bien enpliz.
Que de lamproies que d'anguiles,
Qu'il orent acheté as viles,
Bien fu chargiee la charete.
Et Renarz qui tot siecle abete
Si fu bien loins d'aus une archiee.
Quant vit la charette chargiee
Des anguiles et des lamproies,
Musant fuiant par mi ces voies

Cort au devant por aus decoivre,
Qu'il ne s'en puisent aparcoivre.
Lors s'est couchiez en mi la voie:
Or oiez com il les desvoie.
En un gason s'est voutrilliez
Et come morz aparelliez
Renarz qui tot le mont engingne,
Les iex cligne, les denz rechingne,
Si tenoit s'alaine en prison.
Oistes mais tel traison?
Illeques est remes gisanz.
Atant es vous les marcheanz:
De ce ne se prenoient garde.
Li premiers le vit, si l'esgarde,
Si apela son compaignon:
Vez la ou gorpil ou gaignon.
Quant cilz le voit, si li cria:
C'est li gorpilz, va, sel pren, va,
Filz a putain, gart ne t'eschat!
Or saura il trop de barat,
Renarz, s'il ne nous let l'escorce.
Li marcheanz d'aler s'esforce
Et ses conpains venoit apres
Tant qu'il furent de Renart pres.
Le gorpil trovent enversé;
De toutes parz l'ont renversé,
Pincent le col et puis la coste,
Il n'ont pas peor de tel oste.
Li uns a dit que troi sols vaut;
Li autres dist: se diex me saut,
Ainz vaut bien quatre a bon marchié.
Ne somes mie trop chargié:
Jetons le sus nostre charete.
Vez con la gorge a blanche et nete!
A cest mot se sont avancié
Si l'ont ou charretil lancié
Et puis se sont mis a la voie.
Li uns a l'autre en fait grant joie
Et dient: n'en ferons ore el,
Mais enquenuit en nostre ostel
Li reverserons la gonele.
Or leur plaist auques la favele.

Mais Renarz n'en fait que sourire,
Que moult a entre faire et dire.
Sor les paniers se jut adenz,
Si en a un overt as denz,
Et si en a, bien le sachiez,
Plus de trente harenz sachiez.
Auques fu vuidiez li paniers,
Moult par en menja volentiers.
Onques n'i quist ne sel ne sauge.
Encor ancois que il s'en auge
Getera il son ameçon:
Je n'en sui mie en soupecon.
L'autre panier a asailli,
Son groing i mist, n'a pas failli
Qu'il n'en traïst trois res d'anguiles.
Renarz qui sot de maintes guiles,
Trois hardiaus mist entor son col:
De ce ne fist il pas que fol.
Son col et sa teste passe outre
Les hardeillons, puis les acoutre
Desor son dos que tout s'en cuevre:
Des or pourra bien laissier uevre.
Or li estuet engin porquerre
Conment il vendra jus a terre:
N'i trueve planche ne degré.
Agenoilliez s'est tout de gré
Por veoir et por esgarder
Con son saut pourra miex garder.
Puis s'est un petit avanciez,
Des piez devant s'est tost lanciez
De la charete en mi la voie:
Entour son col porte sa proie.
Et puis qant il ot fait son saut
As marcheanz dist: diex vous saut!
Cilz tantes d'anguiles est nostres
Et li remananz si soit vostres.
Li marcheanz quant il l'oirent,
A merveilles s'en esbairent,
Si escrient: vez le gorpil!
Si saillirent au charretil
Ou il cuiderent Renart prendre;
Mais il nes volt pas tant atendre.

Li uns des marcheanz esgarde,
A l'autre dist: mauvaise garde
En avons prise, ce me semble.
Tuit fierent lor paumes ensemble.
Las! dist li uns, con grant domage
Avons eu par nostre outrage!
Moult estion fol et musart
Andui qui creion Renart.
Les paniers a bien souffachiez,
Si les a auques alegiez,
Que deus rez d'anguiles enporte:
La male passion le torde!

II. Fablels.

Die Neigung, sich durch mehr oder weniger fabelhafte Erzählungen zu unterhalten, war in Frankreich von jeher vorhanden. Sie wurde durch die Menge neuer Eindrücke, welche die Einbildungskraft des noch jugendlichen Volkes durch die Kreuzzüge empfing, in hohem Grade begünstigt. Im Orient machte man die Bekanntschaft der arabischen Mährchen, die Wunder der „Tausend und eine Nacht" erheiterten die Nachtwachen des Kreuzfahrers und die seines sarazenischen Gegners; man brachte sie mit heim ins Vaterland, noch vermehrt und verschönert durch das, was man selbst erfahren. Einmal erweckt aber, zögerte der gallische Geist nicht, alle diese Blüten einer ausländischen Poesie sich anzueignen, indem er gleichzeitig sie der blendenden Farbe der orientalischen Phantasie beraubte, um sie durch die neckische und bisweilen ein wenig frivole Heiterkeit zu ersetzen, welche unsere westlichen Nachbarn jederzeit charakterisiert hat. Die französischen **Fablels** (auch Fableaux, Fabliaus, aber **nicht** Fabliaux zu nennen)*) wurden das getreue Bild des bürgerlichen Lebens einer Epoche, deren höchste Lebensverhältnisse ihre Spur in den Ritterromanen zurückließen.

*) Die beste Fablelsammlung ist die von A. de Montaiglon et G. Raynaud, Recueil général et complet des fabliaux des 13. et 14. siècles, imprimés ou inédits. Publiés avec notes et variantes. Paris 1872/88; ältere Sammlungen sind: Le Grand d'Aussy, Fabliaux et contes du 12. et 13. siècle, traduits ou extraits d'après divers manuscrits du temps. Paris 1781 (1829); Barbazan et Méon, Fabliaux et contes, publiés par Barbazan, nouvelle édition par Méon. Paris 1808 (Nouveau recueil par Méon, Paris 1823); A. Jubinal, Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres pièces inédites des 13., 14. et 15. siècles. Paris 1842; M. Robert, Fabliaux inédits. Paris 1834; Moland et d'Héricault, Nouvelles françaises en prose du 13. siècle. Paris 1856; Histoire littéraire XXIII, 69—215. — Die Fablels, auch Contes genannt, sind rein **erzählender** Natur; mischen sich in die Erzählung noch moralisch-satirische Gedanken, so entsteht das Dit, als dessen Hauptvertreter die Dichter Rustebuef und Baudouin de Condé zu nennen sind.

Neckisch und beißend, aber durchaus nicht scharf untersuchend, mehr geneigt über ihre Gegner zu lachen, als ihre Gründe zu widerlegen, unwiderstehlich zur Opposition getrieben, ohne jedoch der Autorität entraten zu können, verspotteten und neckten die Franzosen schon im Mittelalter die Priester, denen sie ihr Gewissen ohne Widerstand unterwarfen, und die hohen Herren, deren Macht sie fürchteten. Man darf sich nicht eben sehr verwundern über die Nachsicht, mit welcher die Geistlichkeit in den Fablels und Volksliedern tausend pikante und durchaus nicht blöde Scherze und satirische Anspiegelungen gewähren ließ, während sie in anderen Zeiten und anderen Ländern anscheinend weit geringere Dinge strenge geahndet hat. Die religiöse und politische Opposition, wie sie in der französischen Volkspoesie des Mittelalters sich aussprach, war eben nur ein Spiel des Geistes, in welches heftige Leidenschaften sich noch nicht mischten, und man wußte schon damals recht gut, daß en France tout finit par des chansons.

Übrigens sind nicht alle Fablels in demselben Ton gehalten. Es giebt deren, die durch Kraft und Wahrheit des Gefühls und ungekünstelte Anmut der Sprache sich zum Range wahrhafter Poesie erheben: wie das berühmte Fablel von Aucassin und Nicolette.*) Wäre die ganze Ritterpoesie zu Grunde gegangen, so würde diese reizende Erzählung hinreichen, um die Dichter zu rechtfertigen, wenn sie das verlorene Paradies dieser Zeit der zarten und kühnen Liebe feiern, die die Welt bezwang, indem sie die Welt vergaß. Die Geschichte von Aucassin und Nicolette hat poetischen Schwung genug, um sich niemals in Frivolität zu verirren, und die französische Energie und Heiterkeit, welche sie überall atmet, hält gleichzeitig die sentimentale Uebertreibung von ihr ferne, die in den Ritterpoesieen der Deutschen so oft vorherrscht. Sie ist das in hohem Grade lebendige und poetische Gemälde einer leidenschaftlichen, aber durch Treue geheiligten Liebe. Der Dichter ladet uns zuerst in Versen ein, uns seines Gesanges zu erfreuen, dem kein Kummer widerstehen könne. Dann beginnt die Erzählung in Prosa, um (wie in den Erzählungen des Phantasus von Tieck) sich zu Versen zu erheben, sobald die dargestelle Situation dem Gefühl des Dichters einen lebhaften Schwung giebt:

Garin, Graf von Beaucaire, wird durch Bongars von Valence bekriegt. Die Gefahr ist groß, denn der Graf selbst ist alt und schwach, und Aucassin, sein schöner und tapferer Sohn, weigert sich, zu den Waffen zu greifen. Seine Kraft ist gebrochen durch seine unglückliche Liebe zu Nicolette, der schönen

*) Herausgegeben von A. Delvau, Aucasin et Nicolete, roman de chevalerie provençal-picard, publié avec introduction et traduction. Paris 1866; A. Bida, Aucasin et Nicolete, chante-fable du 12. siècle, traduite par Bida; révision du texte original et préface par G. Paris. Paris 1878; Suchier, Aucassin und Nicolette. Neu nach den Handschriften herausgegeben. Paderborn 1878 (1881); vergl. Brunner, Über Aucassin und Nicolette. Halle 1881; Histoire littéraire XIX, 748; Übersetzt von Hertz, Aucassin und Nicolette, altfranzösischer Roman. Wien 1865.

Pflegetochter des Vicomte von Beaucaire. Obwohl er sein Herz den Eltern geöffnet hat, sind diese doch taub geblieben gegen seine dringenden Bitten. Sie rechnen auf eine Prinzessin oder Gräfin für ihren Sohn, und Nicolette besitzt nichts als ihre Tugend und ihre Schönheit; der Vicomte hat sie von sarazenischen Seeräubern gekauft und sie aus Mitleid erzogen. Er hat ihr einen „Bachelier“ zugedacht, der sie mit Ehren ernähren soll. Da alle Vorstellungen fruchtlos bleiben, so droht der Graf, Nicolette als Zauberin zu verbrennen, und der Vicomte, um sie zu retten und seinen Lehnsherrn nicht zu erzürnen, schließt sie in einen Turm ein, an dessen Fenstern sie nun ihre Klagen den Rosen und Nachtigallen des Gartens vorsingt. Aber diese sentimentale Stimmung dauert nicht lange; denn, sagt sie:

Por vos sui en prison misse
En ceste canbre vautie
U je trai molt male vie.
Mais par Diu le fil Marie!
Longement n'i serai mie
Se jel puis fare.

Alle Welt glaubt sie tot, und Aucassin, in der Leidenschaft seines Schmerzes, zieht den Vicomte darüber zur Rechenschaft. Der brave Mann ermahnt ihn, seinen thörichten Wünschen zu entsagen, wiederholt ihm buchstäblich die Drohungen seines Vaters (wie die Herolde bei Homer ihre Gesandtschaften ausrichten) und fragt ihn endlich, ob er denn wegen Nicolette durchaus zur Hölle fahren und die Hoffnung auf das Paradies verlieren wolle. — „Eh!“ ruft Aucassin: „En Paradis qu'ai je a faire? je n'i quier entrer, mais que j'aie Nicolete ma tresdouce amie que j'aim tant. C'en Paradis ne vont fors tex gens con je vos dirai: il i vont ci viel prestre et cil viel clop et cil manke qui tote jor et tote nuit cropent devant ces autex et en ces viés creutes, et cil a ces viés capes ereses et a ces viés taceles vestures, qui sont nu et decaus et estrumelé, qui moeurent de faim et d'esci et de froit et de mesaises. Icil vont en Paradis; aveuc ciax n'ai jou que faire. Mais en Infer voil jou aler: car en Infer vont li bel clerc et li bel cevalier qui sont mort as tornois et as rices gueres, et li bien sergant et li franc home. Aveuc ciax voil jou aler, et s'i vont les beles dames cortoises, que eles ont deus amis ou trois avoc leur barons, et s'i va li ors et li argens et li vairs et li gris, et si i vont harpeor et jogleor et li roi del siecle. Avoc ciax voil jou aler, mais que j'aie Nicolete, ma tresdouce amie, aveuc mi.

Man sieht hier deutlich, wie die Gegenwirkung der weltlichen Natur gegen den asketischen Spiritualismus der Kirche nicht auf sich warten ließ, wie man sehr früh über ein Joch zu spotten wußte, welches man übrigens weit entfernt war abschütteln zu können oder auch nur zu wollen. — Doch folgen wir noch ein wenig der Erzählung unseres Dichters:

Unterdessen werden die Angriffe des Feindes täglich gefahrdrohender. Aucassin giebt endlich den Bitten seines Vaters nach. Er entschließt sich zu Pferde zu steigen, sobald er das Versprechen empfangen, nach dem Siege Nicolette sehen zu dürfen, um ihr zwei oder drei Worte zu sagen und sie ein einziges Mal zu küssen. So zieht er zum Kampfe aus. Aber seine Seele ist ganz bei Nicolette, so daß sein feuriges Roß ihn mitten unter die Feinde trägt, ehe er es auch nur merkt. Man greift ihn, nimmt ihm Lanze und Schild und führt ihn davon, beratschlagend, auf welche Weise er sterben soll. Da erwacht er aus seinen Träumen. „Ha Dix!“ ruft er aus, „douce creature! sont cou mi anemi mortel qui ci me mainent, et qui ja me cauperont la teste? et puis que j'arai la teste caupee, jamais ne parlerai a Nicolete me douce amie que je tant aim. Encor ai je ci une bone espee, et siés sor bon destrir sejorné; se or ne me deffent por li, onques Dix ne li aït, se jamais m'aime!“ — Die Liebe giebt ihm außergewöhnliche Kraft; er stürzt auf die Feinde los, nimmt ihren Führer gefangen und kehrt, seinen Gefangenen mit sich führend, siegreich ins Schloß zurück. Aber der alte Vater, statt nun sein Versprechen zu halten, schmält seinen tapfern Sohn nur aus, weil er seiner That zu sehr sich gerühmt. Er kennt ihn nicht. Aucassin erwidert kein Wort, aber er läßt seinen Gefangenen wieder zu Pferde steigen, führt ihn hinaus und giebt ihm ohne Lösegeld die Freiheit, nachdem er ihn Frieden und Freundschaft mit seinem Vater hat schwören lassen. Darauf erleidet er geduldig das Schicksal Nicolettes. Diese, aus ihrem Gefängnisse entwischt, kommt an dem Turme vorüber, der ihren Freund gefangen hält, nimmt zärtlich Abschied von ihm und entflieht in einen großen, dichten, benachbarten Wald.

Or se cante.

Nicolete o le vis cler
Fu montee le fossé,
Si se prent a dementer
Et Ihesum a reclamer.
Peres, Roi de Maïsté,
Or ne sai quel part aler.
Se je vois u gaut ramé,
Ja me mengeront li lé,
Li lion et lí sengler,
Dont il i a a plenté.
Et se j'atent le jor cler,
Que on me puist ci trover,
Li fus sera alumés,
Dont mes cors iert enbrasés.
Mais, par Diu de Maïsté,
Encor aim jou mix assés

Que me mengucent li lé,
Li lion et li sengler,
Que je voisse en la cité:
Je n'irai mie.

Or dient et content et fabloient.

Nicolete se dementa mout, si com vos avés oï; ele se comanda a Diu, si erra tant qu'ele vint en le forest. Ele n'osa mie parfont entrer por les bestes sauvaces et por le serpentine si se quatist en un espés buisson, et soumax li prist, si s'endormi dusqu' au demain a haute prime, que li pastorel iscirent de la vile et jeterent lor bestes entre le bos et la riviere, si se traien d'une part a une mout bele fontaine qui estoit au cief de la forest, si estendirent une cape se missent lor pain sus. Entreus qu'il mengoient, et Nicolete s'esveille au cri des oisiax et des pastoriax, si s'enbati sor aus. 'Bel enfant', fait ele, 'dame dix vos i ait.' 'Dix vos benie', fait li uns qui plus fu enparlés des autres. 'Bel enfant', fait ele, 'conissiés vos Aucassin le fil le conte Garin de Biaucaire?' 'Oïl, bien le counisçons nos.' 'Se dix vos ait, bel enfant,' fait ele, 'dites li qu'il a une beste en ceste forest, et qu'i le viegne cacier, et s'il l'i puet prendre, il n'en donroit mie un menbre por cent mars d'or ne por cinq cent ne por nul avoir. Et cil le regardent, si le virent si bele qu'il en furent tot esmari. 'Je li dirai?' fait cil qui plus fu enparlés des autres; 'dehait ait qui ja en parlera ne qui ja li dira! c'est fantosmes que vos dites; qu'il n'a si ciere beste en ceste forest, ne cerf ne lion ne sengler, dont uns des menbres vaille plus de dex deniers u de trois au plus; et vos parlés de si grant avoir! ma dehait qui vos en croit, ne qui ja li dira! Vos estes fee, si n'avons cure de vo conpaignie, mais tenés vostre voie.' 'Ha, bel enfant', fait ele, 'si ferés: le beste a tel mecine que Aucassins ert garis de son mehaig, et j'ai ci cinq sols en me borse; tenés, se li dites. Et dedens trois jors li covient cacier, et se il dens trois jors ne le trove, jamais n'iert garis de son mehaig. 'Par foi', fait il, 'les deniers prenderons nos, et s'il vient ci, nos li dirons, mais nos ne l'irons ja quere.' 'De par Diu', fait ele. Lors prent congié as pastoriaus, si s'en va.

Unterdessen ist Aucassin aus seinem Gefängnisse entlassen, weil man Nicolette tot glaubt. Kaum befreit, steigt er zu Pferde, um seine Schöne zu suchen; er durchreitet nach allen Richtungen die Forst, ohne auf die Dornen zu achten, die seine Kleider und seine Haut zerreißen. Endlich, in der dritten Nacht, erblickt er im Mondschein eine anmutige aus Blättern und Blumen geflochtene Laube. Er erkennt daran sofort die Hand seiner Nicolette: „Eh Dix!“ ruft er, „ci fu Nicolete, me douce amie, et ce fist ele a ses beles mains! Por le douçour de li et por s'amor me descendrai je ore ci et m'i reposerai

anuit mais. Il mist le pié fors de l'estrier por descendre, et li cevaus fu grans et haus. Il pensa tant a Nicolete, se tresdouce amie, qu'il cai si durement sor une piere, que l'espaulle li vola hors du liu. — Mit großer Mühe bindet er sein Pferd an einen Baumast und schleppt sich in die Laube. Et il garda par mi un trau de le loge, si vit les estoiles el ciel, s'en i vit une plus clere des autres, si conmença a dire:

Estoilete, je te voi,
Que la lune trait a soi;
Nicolete est aveuc toi,
M'amiete o le blont poil etc.

Sobald Nicolette Aucassins Gesang hört, eilt sie zu ihm (denn sie war neben der Laube im Gebüsch versteckt). ‚Biaus doux amis,‘ ruft sie ihm zu, ‚bien soiiés vos trovés‘. ‚Et vos, bele douce amie, soiés li bien trovee!‘ Ils s'entrebaissent et acolent, si fu la joie bele. — Nicolette verbindet die Wunde ihres Freundes, und am Morgen steigt Aucassin zu Pferde, nimmt sie vor sich auf den Sattel, und der Dichter fährt fort:

Aucassins li biax, li blons,
Li gentix, li amourous,
Est issus del gaut parfont,
Entre ses bras ses amors
Devant lui sor son arçon.
Les ex li baise et le front,
Et le bouce et le menton.
Ele l'a mis a raison.
‚Aucassins, biax amis dox,
En quel tere irons nous?‘
‚Douce amie, que sai jou?
Moi ne caut u nous aillons,
En forest u en destor,
Mais que je soie aveuc vous‘ etc.

Es würde zu weit führen, wollten wir der Erzählung des alten Trouvère durch alle die Abenteuer folgen, welche die beiden Liebenden noch zu bestehen haben, ehe sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Vielleicht wird die eben gegebene Probe hinreichen, eine Vorstellung von der glücklichen Mischung naiver Heiterkeit und zarter Empfindung zu geben, welche diese anmutige Dichtung durchweht und ihr einen Platz unter den besten litterarischen Denkmälern des Mittelalters sichert.

Freilich findet sich nun dieser ungekünstelt gefühlvolle Ton nicht in allen französischen Fablels. Sehr viele von ihnen zeigen mehr gesunden Menschenverstand, neckischen Frohsinn als poetischen Schwung und bisweilen eine zu

ekelhaftem Cynismus gesteigerte Frivolität. Die Sitten des Mittelalters finden sich in ihnen wieder, in ihrer Plumpheit und Rohheit, wie in ihrer Kraft und Natürlichkeit. Man behandelt in ihnen die Mönche und Ehemänner ziemlich unsanft, man spottet über Dummheit und Pedanterie überall wo man sie findet, ohne weder Geschlecht noch Stand zu verschonen*). Aber die Erfindung ist fast immer pikant und anziehend, und die Sprache, obwohl weit entfernt von der ausgesuchten Eleganz Boccaccios, dessen Hauptquelle die altfranzösischen Fablels waren, läßt im ganzen weder Leichtigkeit noch Kraft vermissen. Von vielen Fablels, die sich in den Handschriften der Pariser Bibliothek vorfinden, sind die Verfasser uns unbekannt, und angesichts ihrer außerordentlichen Menge möchte man fast glauben, daß alle Welt deren machte, und daß man es oft nicht einmal der Mühe wert hielt, den Namen des Verfassers darunter zu setzen. Unter den Fableldichtern, die wir kennen, nimmt Rustebuef**), ein Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, Zeitgenosse Ludwigs des Heiligen und Philipps des Kühnen, eine der ersten Stellen ein. Der Dichter, von niederer Geburt und Laie, hatte einen schweren Stand in einem Jahrhundert, das nur dem Priester und dem Ritter den Dienst der Musen verzieh. Wenn man ihm glauben darf, ließen die Großen, die er amüsierte, ihn fast Hungers sterben und „seit Trojas Ruin sah man einen so vollständigen wie den seinigen nicht“. Aber dieses Ungemach hat nur seine Satire geschärft, ohne seiner Laune zu schaden. Seine Fablels zeichnen sich durch glückliche Erfindung und Gewandtheit des Stiles aus, und wir mögen es uns nicht versagen, wenigstens eine Probe davon zu geben. Wir wählen das „Testament des Esels“ aus.

Der Dichter beginnt mit sehr verständigen und beinahe pathetischen Klagen über den Neid und die üble Nachrede, welche das gesellige Leben vergiften; an diesen Eingang knüpft er die Geschichte eines reichen aber geizigen Priesters, der — einen Esel hatte, welchen er über die Maßen liebte. Nach langen Dienstjahren stirbt der Esel und sein dankbarer Herr giebt ihm ein Grab in der geweihten Erde des Gottesackers. Diese unerhörte That wird durch die Neider des Priesters sofort vor den Bischof gebracht, einen eben so freigebig und stattlich lebenden Herrn, als der Priester sparsam und filzig war. Entzückt von der herrlichen Gelegenheit, durch eine gehörige Geldstrafe das

---

*) Litterarisch interessant ist das burleske Fablel (man könnte es auch als komisches Epos bezeichnen) Audigier, in welchem die chansons de geste, die Freude früherer Generationen, lächerlich gemacht werden. Wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so dürfte an des Cervantes Don Quijote und die Rolle, die dies Buch den Ritterromanen gegenüber spielt, erinnert werden.

**) Herausgegeben von A. Jubinal, Oeuvres complètes de Rutebeuf, trouvère du 13. siècle. Paris 1839 (1874); von A. Kreßner, Rustebuefs Gedichte. Nach den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben. Wolfenbüttel 1885; vergl. Histoire littéraire XX, 719—783; S. Samosch, Italienische und französische Satiriker. Berlin 1879.

Gesetz zu rächen, läßt der Bischof den Angeklagten zitieren und stellt ihn zur Rede:

Il fut semons; li prestres vient:
Venuz est, respondre covient
A son evesque de cest cas,
Dont li prestres doit estre quas.
„Faux desleaus, Deu anemis,
Ou avez vos vostre asne mis?“
Dist l'evesques, „molt avez fet
A sainte Eglise grant mesfet;
Onques mes nul si grant n'oi,
Qui avez vostre asne enfoi
La ou on met gent crestienne!
Par Marie l'Egyptienne,
S'il puet estre chose provee,
Ne par la bone gent trovee,
Je vos ferai metre en prison,
Qu'onques n'oi tel mesprison!“
Dit li prestres: „Biaus tres dolz sire,
Tote parole se let dire;
Mes je demant jor de conseil,
Qu'il est droiz que je me conseil
De ceste chose, s'il vos plet.“ —

Er erlangt den erbetenen Aufschub und kehrt getrosten Mutes heim, voll des Vertrauens auf seine beste Freundin,

C'est sa borse qui ne li faut
Por amende ne por deffaut.

Am festgesetzten Tage erscheint er vor dem Bischof und führt seine Sache mit 20 Livres im Gürtel wie folgt:

L'evesques si de lui s'aproche
Que parler i pot boche a boche,
Et li prestres lieve la chiere,
Qui lors n'ot pas monoie chiere.
Desoz sa chape tint l'argent,
Ne l'osa montrer por la gent.
En conseillant conta son conte:
„Sire, ci n'afiert plus lonc conte.
Mes asnes a lonc tenz vescu;
Molt avoie en lui bon escu,
Il m'a servi, et volentiers,
Molt loiaument vint ans entiers,
Se je soie de Dieu assous.

Chascun an gaagnoit vint sous,
Tant qu'il ot espargnié vint livres.
Pour ce qu'il soit d'enfer delivres
Les vos lesse en son testament."
Et dist l'evesques: „Diex l'ament,
Et si li pardoint ses meffez
E toz les pechiez qu'il a fez."

Und die Moral, welche der Dichter für uns aus der schönen Geschichte zieht? Sie hat wenig gemein mit dem strengen Tadel der Verleumdung und Schmähsucht, der die Erzählung eröffnet.

Rutebues nos dist et enseigne,
Qui deniers porte a sa besoingne
Ne doit doter mauves liens.
Li asnes remest crestiens,
Qu'il paia bien et bel son les.
A tant la rime vos en les.

Es geht ein kosmopolitischer Zug durch die Fablel-Litteratur. Viele ihrer Stoffe gehören weder ausschließlich Frankreich noch Europa noch dem Mittelalter an; man findet sie bei den Arabern, den Persern, selbst in Indien und China wieder. So ist z. B. das berühmte Buch Von den sieben weisen Meistern oder Dolopathos*), eine der ergiebigsten Quellen der mittelalterlichen Unterhaltungslitteratur, im zweiten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung in Indien verfaßt, dann ins Arabische, Persische, Ebräische und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und von den Dichtern aller Völker ausgebeutet worden. Aber kein Volk zeigte für das Fablel, für die leichte, neckische Erzählung so viel Talent und Vorliebe als die Franzosen**) und sie

*) Herausgegeben von A. Keller, Li Romans des sept sages de Romme, nach der Pariser Handschrift. Tübingen 1836; von Brunet et Montaiglon, Li Romans de Dolopathos, publié d'après deux manuscrits. Paris 1856; vergl. A. Mussafia, Über die Quelle des altfranzösischen Dolopathos. Wien 1865; (Johannes de Alta Silva's Dolopathos sive de rege et septem sapientibus (ca. 1184). Herausgegeben von Österley. Straßburg 1876); Beiträge zur Litteratur der sieben weisen Meister. Wien 1868; Histoire littéraire XIX, 809—825. — Eine andere Quelle der Fableldichtung ist das im Mittelalter weit verbreitete Buch Gesta Romanorum, ursprünglich Sagen der römischen Geschichte, dann aber beliebig zugefügte Erzählungen enthaltend, herausgegeben von H. Österley. Berlin 1872; übersetzt von Th. Gräße, Gesta Romanorum, das erste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen. Leipzig 1842. — Über die Fablels sind einzusehen folgende Schriften: Formentin, Essai sur les fabliaux français du 12. et du 13. siècle. Saint-Étienne 1877; Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen. Berlin 1851. S. 192—209; G. Paris, Les Contes orientaux dans la littérature française du moyen âge. Paris 1877; Landau, Die Quellen des Decameron. Berlin 1887.

**) Es seien noch einige besonders herausgegebene Fablels und Dits namhaft gemacht: Das Vorbild der Ring-Geschichte in Lessings Nathan Li dis du vrai aniel. Die Parabel von dem echten Ringe. Herausgegeben von A. Tobler. Leipzig 1871

sind nicht nur die Lehrmeister der italienischen Novellisten gewesen, von den Cento Novelle antiche und Boccaccio an bis auf Annibale Campeggi (Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts), sie haben nicht nur Chaucer in seinen Canterbury-Geschichten als Vorbild gedient, auch deutsche Dichter, wie Hans Sachs und Bürger haben aus dieser reichen Vorratskammer der mittelalterlichen Dichtung geschöpft.

III. Satire und Allegorie.

Aber die Dichter des zwölften und noch mehr die des dreizehnten Jahrhunderts begnügten sich nicht, verstohlen die Mißbräuche ihrer Zeit zu verspotten. Mitten in diesem goldenen Zeitalter unbefangenen Glaubens erheben sich männliche, selbst leidenschaftliche Rufe gegen die Fehler aller Großen der Erde. Die tiefe religiöse Erregung, welche den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bezeichnet, und die nur durch die blutige Reaktion Innocenz des Dritten unterdrückt wurde (seit 1215), macht sich in vielen französischen Gedichten dieser Epoche bemerklich. Schriftsteller jedes Standes tadeln einstimmig die Habsucht und die Härte des hohen Klerus. Graf Thibaut von der Champagne selbst (vergl. über ihn im nächsten Kapitel), der sich nicht hatte weigern können, vierzig Tage lang gegen die Albigenser zu dienen, kann sich nicht enthalten, laut über die Urheber dieser Verfolgung seine Meinung zu sagen:

Ce est des clercs qui ont laissé sermons
Pour guerroier et pour tuer les gens:
Jamais en Dieu ne fust tels homs creans,
Notre chief fait tous les membres doloir.

Unter den lehrhaften Gedichten dieser Zeit, welche sich eine ernste Satire zum Zweck setzen, heben wir hervor:

La Bible Guiot von Guiot de Provins*). Der Verfasser muß einer jener Schriftsteller bürgerlichen Standes gewesen sein, welche, indem sie ihr Talent für Dichtkunst und Gesang geltend machten, von der Gunst reicher Herren und Ritter lebten, mit dem Vorbehalt, einst sich unter den Schutz irgend eines geistlichen Ordens zu begeben, sobald das Alter ihnen ihr aben-

---

1884); Del tumbeor Nostre Dame. Herausgegeben von W. Förster. Romania II; Du valet qui d'aise à malaise se met. Herausgegeben von W. Förster. Jahrbuch 13; Le chevalier, la dame et le clerc, p. p. P. Meyer. Romania I; Gautier d'Aupais et le chevalier à la corbeille, p. p. F. Michel. Paris 1835; Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1866/67; Die Gedichte von Jean de Condé. Herausgegeben von A. Tobler. Stuttgart 1860 (vergl. A. Scheler, Notice littéraire sur Jean de Condé. Bruxelles 1863); Dits de Watriquet de Couvin, poète du 12. siècle, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1868 u. a. m.

*) Des Guiot de Provins bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Übersetzung mit Einleitung rc. von F. Wolfart und San Marte (A. Schulz). Halle 1861.

teuerliches und unstätes Leben verleiden würde. Er schrieb seine „Bibel" am Ende dieser Laufbahn, zwischen 1203 und 1208.

Dou siecle puant et orrible
M'estuet commencier une Bible,
Por poindre et por aguilloner
Et por grant essample doner.

Sein erster Angriff richtet sich gegen die großen Herren seiner Zeit, die, nach seiner Meinung, nicht mehr die Dichtkunst und die Feste lieben, wie in den glücklichen Tagen seiner Jugend:

Si honis siecles mais ne fu;
Je ne voi mais feste ne cort.
Tant povrement lou siecle cort,
Que nus n'i ose joie faire.
Bien sont perdu li biau repaire,
Li grant pales dont je sospir
Qui furent fait por cors tenir.
Les cors tindrent li ancessor,
Et as festes firent honor
De biau despendre et de doner
Et des chevaliers anorer, etc.

Sodann, obwohl er selbst seit zwölf Jahren das schwarze Kleid der Mönche von Clugny trägt, donnert er gegen die Laster des Klerus, ohne den Papst selbst zu verschonen. Er vergleicht ihn mit dem Polarstern, der die Schiffer leitet. Aber was werden diese beginnen, wenn Wolken den Stern bedecken?

Molt est l'estoile et bele et clere.
Tiex devroit estre notre pere;
Clers devroit il estre et estables,
Que ja pooir n'eust Deables
En lui, n'en ses commandemenz.
Quant li pere ocist ses enfanz,
Grant pechié fet. Ha! Rome, Rome,
Encor ociras tu maint home.
Vos nos ociez chascun jour;
Crestientez a pris son tour.
Tout est perdu et confondu
Qant li chardonal sont venu, etc.

Was die Spitze der Satire Guiots ein wenig abstumpft, ist ihre Allgemeinheit. Sie fertigt die Ärzte, die Rechtsgelehrten ab wie den Adel und den Klerus, und überall trägt sie Sorge, die Ausnahmen zuzulassen, „welche die Regel bestätigen." Alles gerechnet ist es kein Meisterwerk der Kunst des

Horaz und Juvenal, aber ein kostbares Denkmal des französischen Geistes und eine reiche Sammlung echter Zeugnisse für die, welche es angeht, die geistige Bewegung jenes so tief erregten Zeitalters kennen zu lernen.

Nicht minder scharf ist Hugo de Berze in seiner Bibel*); wir führen eine Stelle über die Nonnenklöster an, welche kultur-historisches Interesse hat; er würde, sagt er, darüber viel Gutes berichten:

S'eles tenoient chasteee
Si comme ele estoit ordenee;
Mes eles ont mesons plusors
Ou l'en parole et fet d'amors
Plus c'on ne fet de Dieu servir.

Auch der obenerwähnte Rustebuef wird manchmal sarkastisch-scharf gegen die Geistlichkeit und verderbenbringenden Mönchs- und Nonnenorden.

Eine Sonderstellung nimmt der nunmehr zu erwähnende Rosenroman**) ein; in seinem ersten, kürzeren Teile ist er allegorisch, in seinem zweiten, um das Fünffache längeren, satirisch-didaktisch. Wohl kein Werk ist im Mittelalter in Frankreich so viel gelesen worden, und keines hat so viele sich widersprechende Urteile hervorgerufen, als der Roman de la Rose. Während hervorragende Männer wie Clement Marot sich in seinem Lobe ergehen, verdammen ihn andere nicht minder hochstehende Männer. So hielt Gerson, der berühmte Kanzler der Universität von Paris die Lektüre des Romans für verderblich; er bekämpfte ihn in einer besonderen Schrift unter dem Titel: Tractatus magistri Joannis Gerson, contra Romantium de Rosa, qui ad illicitam venerem, et libidinosum amorem utriusque status homines quodam libello excitabat (1402) und anderwärts sagt er: auferatur ergo libellus talis, et exterminetur absque ullo usu in futurum, specialiter autem in his partibus, in quibus utitur personis infamibus et prohibitis.

Zwei total verschieden beanlagte Dichter sind aber auch bei der Abfassung des Rosenromans thätig gewesen, der gemütreiche, lyrisch gestimmte Guillaume de Lorris (gestorben um 1240), und der gelehrte, aber spöttische Jean Clopinel, aus Meun an der Loire, daher gewöhnlich Jean de Meun genannt (gestorben 1305). So kommt es denn, daß die beiden Teile des Gedichts durchaus nicht dieselbe Gesinnung widerspiegeln; zwar hat Jean die von

---

*) Herausgegeben in Barbazan et Méon, a. a. O. II, 394; vergl. Histoire littéraire XVIII, 816—821.

**) Herausgegeben von Méon, Le Roman de la Rose. Paris 1814; F. Michel, Le Roman de la Rose. Nouvelle édition, revue et corrigée. Paris 1864; J. Croissandeau, Le Roman de la Rose. Orléans 1880; P. Marteau, Le Roman de la Rose. Édition accompagnée d'une traduction en vers, précédée d'une introduction, de notices historiques et critiques, suivie de notes et d'un glossaire. Orléans 1878/79; Püschel, Li Romans de la Rose. 1. partie, p. G. de Lorris. Berlin 1872; vergl. Histoire littéraire XXIII, 1—60; S. Samosch, Italienische und französische Satiriker. Berlin 1879.

Guillaume begonnene, dem Roman zu Grunde liegende Erzählung fortgeführt, dieselben Personen verwandt, die dichterische Maschine im Sinne seines Vorgängers weiter arbeiten lassen — und doch, welche Wandlungen im Innern, im Ideengang, im Charakter der handelnden Personen!

Während Guillaume die sinnige, zarte Liebe besingt, macht sich Jean darüber lustig und hält die wahrhaft Liebenden für Narren; während jener die Frauen mit der größten Achtung umgiebt, findet dieser nicht genug freche Worte, um sie herunterzuziehen; die zarte Allegorie mit der Rose wird bei Jean plump und poesielos; die bei Guillaume doch noch Leben verratenden Personen werden unter Jeans Händen zu reinen Schemen, die nur dazu da sind, das Wissen und die Gelehrsamkeit ihres Schöpfers auszukramen. Aber gerade diesem doppelten Gesicht verdankte vielleicht der Roman seine Beliebtheit; die Frauen und jungen Leute erfreuten sich an den minnigen Versen Guillaumes, während die Gelehrten die in Jeans Fortsetzung zum ersten Mal in der Volkssprache dargelegten wissenschaftlichen Erörterungen mit Behagen lasen und die derben Bürger mit breitem Lachen in die stets ihre Anhänger findenden Cynismen einstimmten. Wir versuchen in den folgenden Zeilen eine gedrängte Analyse des wichtigen Werkes zu geben.

Der Roman, bestehend aus mehr als 22 000 paarweise reimenden Achtsilbnern, beginnt mit der Erzählung eines Traumes, den der Dichter im Frühling hatte, im Mai, „wo jegliche Kreatur liebt.“ Ihn träumte, er ginge außerhalb der Stadt spazieren, und käme nach und nach zu einer schönen von einem Bache durchströmten Wiese. Mitten in dieser Wiese lag ein prächtiger Garten, umgeben von einer hohen Mauer, auf der der Dichter (l'Amant) folgende Gestalten in Gold und Azur gemalt erblickt: Haine, Felonie, Avarice, Villenie, Convoitise, Envie, Tristesse, Vieillesse, Papelardie (hypocrisie), Pauvreté. Jedes dieser Gemälde wird anmutig beschrieben. Der Liebende geht um die Mauer herum, um einen Eingang zu finden; endlich erblickt er eine enge Pforte, die ihm durch Oyseuse geöffnet wird. Durch diese Dame erfährt er auch, daß der Garten Déduit gehört, der sich oft mit seinem Gefolge in demselben vergnüge.

Auf seinem Gange durch den Garten bewundert der Dichter die Schönheit desselben und giebt eine Beschreibung der verschiedenen Bäume und Tiere, die er sieht.

Endlich gelangt er auf einen freien Platz, wo er Déduit mit seinen Gefährten mit Spiel, Gesang und Tanz sich belustigen sieht. Die ganze Schar tanzt nach dem Gesange einer Dame, Leesce. Während er in Zuschauen versunken ist, fordert ihn eine Dame, Courtoisie, auf, an dem Tanze teilzunehmen. Auf diese Art in die Nähe der Gesellschaft gebracht, giebt der Dichter eine Schilderung der Hauptgestalten: Déduits, seine Freundin Leesce, und Amours, der sich an Déduits Seite befand. Im Gefolge Amours bemerkt er einen schönen Knaben, Doulx Regard, der die beiden Bogen der Liebe zu hüten hat,

von denen der eine voll Knoten und Splitter ist, während der andere glatt und schön bemalt erscheint. Doulx Regard hatte fünf Pfeile in der rechten Hand, Toute Beauté, Simplesse, Franchise, Compagnie, Beau-Semblant; die Spitzen der Pfeile waren aus Gold. Außerdem hatte er noch fünf Pfeile, die schwarz und rostig waren, Orgueil, Villenye, Honte, Convoitise, Désespoir. Es folgt das Porträt der Damen des Hofes von Déduit: sie heißen Beauté, Richesse, Jolivité, Largesse, Franchise, Courtoisie, Jeunesse.

Während er die Schönheit dieser Damen bewundert, befiehlt Amour, immer darauf bedacht, die Zahl seiner Sklaven zu vermehren, seinem Knappen Doulx Regard, den Bogen auf ihn zu richten. L'Amant flieht und wird von Amour verfolgt. Auf der Flucht sieht er neue Schönheiten des Gartens; unter anderen auch einen köstlichen Rosenstrauch, dessen Geruch den ganzen Garten erfüllte.

Sein ganzes Streben geht nun danach, die schönste unter den schönen Knospen zu pflücken; plötzlich wird er von den Pfeilen Amours getroffen, ergiebt sich ihm und bietet ihm als Pfand sein Herz an, welches der Liebesgott mit einem kleinen Goldschlüssel schließt.

Nach Erteilung verschiedener Lehren verschwindet Amour und läßt den Liebenden in großer Betrübnis zurück. Da nähert sich ihm Bel Accueil, der Sohn Courtoisies, und erbietet sich, ihm den Weg zu den Rosen zu bahnen; aber ein schwarzer, struppiger Mann stellt sich ihnen in den Weg und befiehlt ihnen drohend, den Garten zu verlassen; es ist Dangier, der Male Bouche, Honte und Peur als Begleiter mit sich führte. Honte ist die Tochter von Raison; ihr Vater ist Meffait. Der Liebende, sich aus dem Garten verjagt sehend, verzweifelt und klagt Amour an; da steigt Raison aus dem von ihr bewohnten Turme herab und rät ihm, das Joch jenes abzuschütteln und sich nicht der thörichten Leidenschaft hinzugeben, die die Rosenknospe in ihm erweckt habe. Der Liebende jedoch weist die Raison zurück und sucht einen Freund auf, dem er all sein Leid klagt; und dieser giebt ihm auf, sich mit Dangier zu versöhnen. Dangier will alles vergessen, vorausgesetzt, daß der Liebende die den Garten umgebenden Hecken nicht überschreitet. Das ist eine zu harte Bedingung; Franchise und Pitie vereinen daher ihre Bitten mit denen L'Amants und verschaffen ihm so wieder den Eintritt in den Garten mit Bel Accueil. In der Folge der überstandenen Gefahren erscheint die Knospe schöner als je, und der Liebende, in neuer Glut entbrannt, begehrt sie zu küssen. Bel Accueil verbietet es, doch Venus, die dazu kommt, befiehlt, dem Liebenden seinen Willen zu lassen. Entzückt küßt L'Amant die Rose. Kaum hat Male Bouche dies gesehen, als sie, immer bereit, Böses zu melden, es der Jalousie mitteilt. Diese beschließt, sofort dem Liebenden Händel anzustiften. Vergebens stellt ihr Honte vor, daß man den giftigen Reden Male Bouches nicht Glauben schenken dürfe; Jalousie, die sich mit dem Gedanken trägt, den Garten mit neuen Mauern zu umgeben und in der Mitte einen Turm zu bauen, der Bel Accueil zum Gefängnis dienen soll, läßt sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen.

Bel Accueil wird wirklich von ihr gefangen gesetzt und von Dangier, Peur, Honte, Male Bouche bewacht. Der Liebende, entsetzt über die Ungerechtigkeit, die Bel Accueil widerfahren ist, beschließt zuerst, sich den Tod zu geben; dann aber, sich ganz der Vorsehung Amours anheim zu geben. (Bis hier geht Lorris Werk.)

Die Vernunft glaubt jetzt den Augenblick gekommen, L'Amant von seiner thörichten Liebe zurückzubringen. Aber L'Amant ist taub gegen alle Vorstellungen, er erklärt sich als Lehnsmann Amours, nichts kann ihn von ihm scheiden. Raison, an der Bekehrung L'Amants verzweifelnd, überläßt ihn sich selbst. Dieser wendet sich um Hilfe an den Freund, und dieser rät ihm, die Wächter Bel Accueils auf seine Seite zu bringen; gelänge ihm dies, so würde er auch bald die Rose pflücken können. Der Liebende, der davon nichts wissen will, die grausamen Wächter freundlich zu stimmen, bittet um ein anderes Mittel. Ami rät den Weg Trop Donner einzuschlagen, den Largesse ehedem hatte erbauen lassen; gerne wolle er ihm helfen, auf diesen Weg zu kommen, aber dazu gehöre viel Geld, und er sei zu arm; hierbei erzählt er die Art und Weise, wie er arm geworden: durch die Nichtswürdigkeit seiner Bekannten, besonders aber der Frauen. Er findet nicht Schmähungen genug gegen das weibliche Geschlecht und giebt L'Amant nicht gerade sehr ehrenwerte Anweisungen die Frauen zu verführen, was übrigens nicht schwer sei, denn

Toutes estes, seres ou futes
De fait ou de volonte putes.

Er hüte sich also, sich an ein so verderbtes Geschlecht, wie das der Frauen, zu heften, und nehme sich ein Beispiel an Herkules und Simson. — In der guten alten Zeit wäre es besser gewesen: die Reichtümer waren gleichmäßig unter die Menschen verteilt, Friede und Eintracht herrschte unter ihnen. Aber bald brachen Betrug und Ehrgeiz diese friedlichen Bande. Die Armut stieg aus der Hölle herauf und führte ihre Söhne Larcin, Discorde und Guerre mit sich; man fing an, das Gold dem Schoße der Erde zu entreißen; man teilte das Land ein; der Neid erwachte, man griff sich gegenseitig an und sah sich endlich genötigt, einen Mann zu wählen, der fähig war, die Eintracht aufrecht zu halten:

Ung grant vilain entr'eus eslurent
Le plus ossu de quanqu'il furent,
Le plus corsu et le greignor
Si le firent prince et seignor.

Aus jener Zeit stammen auch die Steuern und Abgaben.

L'Amant, dem Rate Amis folgend, macht sich auf den Weg zu Richesse, wird aber von dieser zurückgewiesen. Als Amour seinen Vasall so traurig über sein Mißgeschick sieht, verläßt er den Himmel, den er bewohnt, nähert sich jenem und fragt ihn, ob er die gegebenen Befehle noch wohl im Gedächtnisse habe. L'Amant wiederholt sie ihm sofort, und Amour, entzückt über das Ge-

dächtnis und die Gelehrigkeit seines Schülers, verspricht ihm von neuem seinen Schutz. Sofort beruft er seine Barone, um das Schloß, in dem Bel Accueil schmachtet, zu belagern. Es erscheinen Oyseuse, Noblesse de Cœur, Simplesse, Franchise, Pitié, Largesse, Hardiesse, Honneur, Courtoisie, Déduit, Seureté, Jeunesse, Patience, Humilité, Bien Celer, Contrainte-Abstinence und Faulx Semblant. Amour eröffnet ihnen, um was es sich handele; er habe sie entboten, nachdem er seine treuen Diener Ovid, Tibull, Gallus und Guillaume de Lorris verloren; er ermahnt sie, tapfer das Schloß der Jalousie anzugreifen.

Zunächst werden Abstinence und Faulx Semblant abgesandt; sie täuschen Male Bouche unter dem Scheine von Heiligen, die gekommen sind, sie zu bekehren und halten ihr eine lange Rede über die Verleumdung. Male Bouche geht in sich und will beichten, da wird sie von Abstinence überfallen und dermaßen geknebelt, daß sie die Zunge heraussteckt, die ihr Faulx Semblant sofort abschneidet; hierauf bringen sie in den Hof des Schlosses und ermorden die normannischen Soldaten, die der Wein in tiefen Schlummer versenkt hatte. L'Amant wird nun durch eine Alte zu Bel Accueil geführt, und beide Freunde bezeugen ihre Freude über das Wiedersehen durch gegenseitige Umarmungen. Doch der Gedanke an die Rose läßt dem Liebenden keine Ruhe, und Bel Accueil führt ihn zu ihr; schon ist er im Begriff ihr einen Kuß zu geben, da kommt Dangier mit Honte und Peur dazu. Bel Accueil wird jämmerlich geschlagen und gefesselt, der Liebende aber aus dem Schlosse gejagt.

Nun entbrennt der Kampf zwischen den feindlichen Heeren. Amours Partei ist im Nachteile; er bittet daher um einen Waffenstillstand von zwölf Tagen, während welcher Zeit er seine Mutter Venus um Hülfe angeht. Diese, obgleich in tiefer Trauer um ihren Geliebten Adonis, läßt sofort sechs Tauben an ihren Wagen spannen und begiebt sich zu dem Heere der Liebe, wo man nun neuen Mut faßt.

Inzwischen war Nature, den Untergang des Menschengeschlechtes fürchtend, in ihrer Schmiede beschäftigt, die Verluste zu ersetzen, die sie täglich erlitt. Von einem Gedanken gequält, entschließt sie sich, ihrem Priester, dem Genius, zu beichten und ihm die Lust zu gestehen, die sie gehabt hatte, das menschliche Geschlecht umkommen zu lassen. Diese Beichte ist eine reine Encyklopädie des damaligen Wissens: Nature giebt Genius eine genaue Schilderung von der Schöpfung der Welt, der Bildung der Planeten, ihrem Lauf und der Harmonie, die zwischen ihnen herrscht. Der Komet ist ein in der mittleren Luftschicht sich bewegender und nicht am Firmament befestigter Körper; Nature weist die Meinung zurück, daß dies Meteor den Tod eines Großen anzeige; sie verdienen nicht, daß der Komet ihnen diese Ehre erweist, da die Leiche eines Königs nicht verschieden ist von der eines Kärrners. Die Tugend allein macht den Adel aus, und oft sieht man die Leute aus dem niedrigsten Stande die edelsten Gesinnungen hegen.

In der Beichte fortfahrend, setzt Nature auseinander, wie sich der Donner

bildet, und welches seine Wirkungen sind; spricht darauf von den Wolken, Regenbogen, Brenngläsern, Teleskopen, den Gedanken des Menschen im Schlafen und Wachen, und kommt endlich zu ihrem eigentlichsten Punkt: „Die Pflanzen blühen in ihrer Jahreszeit, die Bäume geben Früchte zur rechten Zeit, die Fische folgen den Regeln, die ich ihnen gegeben habe. Aber der Mensch, das Ebenbild Gottes, für den ein Gott sich geopfert, hat sich allen Arten von Lastern hingegeben, für die ich heute Rache verlange, besonders aber für die Fehler gegen die von mir aufgestellten Gesetze in betreff der Fortpflanzung.“ Sie fordert den Genius auf, den Amour in seinem Felde aufzusuchen und ihm zu verkünden, daß sie alle die exkommuniziere, die es versäumen, an der Vervielfältigung ihrer Art zu arbeiten. Sofort kommt Genius diesem Befehle nach, und priesterlich gekleidet und eine Wachskerze in der Hand haltend, besteigt er eine Kanzel, entfaltet die Gebote der Natur und schleudert das Anathema gegen die, welche sich davon entfernten. Darauf verkündet er die Bulle der Vergebung für die, welche ihre Talente nicht rosten ließen. „Arbeitet, arbeitet kräftig, um das wieder gut zu machen, was die Scheere der Atropos alle Tage zerstört; ihr werdet dadurch vermeiden, in die Hände der drei Höllenfurien zu fallen und der drei Höllenrichter: macht euch vielmehr würdig, in jene schönen Wiesen einzugehen, wo das Licht ewig und rein ist.“ Es folgt eine Beschreibung des Paradieses. Durch Genius angefeuert, beginnt der Sturm auf das Schloß Jalousies von neuem, Venus schleudert ihre Pfeile und Feuerbrände hinein und die Belagerten verlassen es endlich, um nicht durch die Flammen umzukommen. So gelangt L'Amant endlich zu dem ersehnten Ziele; er pflückt die Rose. Damit endigt der Traum. — Der Roman von der Rose*) bezeichnet in der französischen Litteratur den Verfall der mittelalterlichen Dichtkunst. Er begründet die Herrschaft des Esprits, der Sentenz, des „gesunden Menschenverstandes“ und der Allegorie auf einem Gebiete, wo der freie Aufschwung der Phantasie allein wahrhaft Erhabenes erzeugen kann.

IV. Didaktik.

Wir sahen soeben, daß der Rosenroman eine Encyklopädie des Wissens der damaligen Zeit vorstellt; eine eben solche, aber in Prosa, liegt vor in des Italieners Brunetto Latini Schatzkästchen (Li Tresors**). Daneben wurden

---

*) Der Rosenroman war jedenfalls das Vorbild des Birnenromans, der zwar in der Histoire littéraire unter die Abenteuerromane gerechnet wird, wegen seines vorherrschend allegorischen Gewandes aber hier eine Erwähnung verdient. Herausgegeben von F. Stehlich, Messire Thibaut, Li romanz de la Poire. Erotisch-allegorisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert. Halle 1881; vergl. Histoire littéraire XXII, 870; L. Holland, Über den Roman de la Poire. Eberts Jahrbuch II, 365.

**) Herausgegeben von Chabaille, Brunetto Latini, Li Livres dou Tresor. Paris 1863; vergl. Th. Sundby, Brunetto Latinis levnet og skrifter. Kopen-

einzelne Teile der Wissenschaft der poetischen Behandlung unterworfen, wobei aber sich als charakteristischer Zug herausstellt, daß man blind auf die Worte der alten Meister Aristoteles und Plinius schwur, ohne sich die Mühe zu nehmen, selbständige Studien und Beobachtungen anzustellen. Die Kritik war ja eben eine der mächtigsten Stützen der Renaissance; da erst begann man mit Gewissenhaftigkeit alle Überlieferungen zu prüfen; da wollte man mit eignen Augen sehen, mit eignen Händen berühren alles, wovon die Alten berichtet hatten, um sich selbst ein Urteil zu bilden. Im Mittelalter dagegen nahm der durch die christlich-mystische Religion für den Aberglauben empfänglich gemachte menschliche Geist mit blindem Glauben alles an, was die Überlieferung erzählte, selbst die wunderbarsten Dinge. Keinem fiel es ein, sich durch Selbstanschauung von der Wahrheit der berichteten Fakta zu überzeugen. Einen wesentlichen Beweis hierfür liefern die im Mittelalter ungemein verbreiteten Bücher über die Natur, über Steine, Pflanzen und Tiere, die sogenannten lapidaria, volucraria, bestiaria. Aus ihnen lernen wir, was in jener Zeit das Studium der Naturwissenschaft ausmachte; sie sind von außerordentlicher Bedeutung für die Stellung der Naturgeschichte als eines Bildungsmomentes zur ganzen geistigen Entwickelung im Mittelalter. In den ältesten Fassungen, den griechischen und syrischen, so zu sagen nur ein wissenschaftliches Lehrbuch, wurden dem „Physiologus“ von christlichen Lehrern biblisch-allegorische Deutungen der Vorgänge aus der Tierwelt beigefügt, und diese Allegorien gewannen ein solches Übergewicht, daß sie als das Wesentlichste der betreffenden Bücher angesehen wurden, und daß das Naturwissenschaftliche dabei in den Hintergrund trat.*) In diesem Zustande befinden sich die französischen Tierbücher (bestiaires). Das älteste derselben ist das des anglonormannischen Priesters Philippe de Thaon**), um 1121 verfaßt, aus dem wir eine Stelle zitieren wollen, um einen Begriff von der eigentümlichen Behandlungsweise zu geben: „Der Panther ist ein Tier wertvollen Wesens; nun hört seines Namens Bedeutung. Pan im Griechischen bedeutet Alles; denn von solcher Natur ist er, daß er viele Kräfte hat und mehrere Farben. Sanft ist er und mild, von den Tieren wird er geliebt, und alle liebt er, mit Ausnahme des Drachen. Dieses Tier (der Panther) frißt verschiedene Kost; wenn es satt ist, kriecht's in seine Höhle, schläft dort drei Tage und erwacht am dritten. Wenn es sich nun aufrichtet, stößt es einen lauten Schrei aus, und dabei geht aus seinem Munde ein Geruch

---

hagen 1869. — Der Verfasser schrieb sein Werk französisch, weil, sagt er, la parleure en est la plus delitable.

*) Über die Tierbücher vergl. V. Carus, Geschichte der Zoologie. 1872. S. 108 f.; A. de Gubernatis, Zoological mythology of the legends of animals. London 1872; A. Kreßner, Über die Tierbücher des Mittelalters. Herrigs Archiv 55. S. 241 f.

**) Herausgegeben von W. Wright, Popular treatises on science written during the middle ages. London 1841. S. 74—131. — Bemerkenswert ist, daß das Gedicht in paarweise reimenden Sechssilbnern abgefaßt ist.

so süß wie Balsam und Piment. Die Tiere, welche ihn hören, eilen aus Nah und Fern herbei, folgend dem Geruch, der bei dem Schrei des Panthers entsteht. Der Drache allein, wenn er die Aufforderung hört, wird von großer Furcht ergriffen; er flieht den Geruch, verkriecht sich in die Erde und liegt wie tot da, häßlich und mißgestaltet; nicht kann er sich bewegen. Das hat eine Bedeutung. Der Panther stellt das Leben dar des Sohnes der heiligen Maria; und wir sind die Tiere, und der Drache der Teufel, in richtigem Vergleiche. Drei Tage lag Gott in der Erde, um unsere Seelen zu erwerben; am dritten stand er auf, er rief sein Volk, versammelte all die Seinen, schmetterte zu Boden den Teufel, ganz wie es dem Drachen geschah, ohne Zweifel. Durch seinen Tod nahm uns Gott dem Fürsten des Todes, befreite uns vom Tode, trug unsere Schmerzen u. s. w."

Aus dem dreizehnten Jahrhundert stammen die Bestiaires des Gervaise*) und des Guillaume**), während der wahrscheinlich dem folgenden Jahrhundert angehörende Richard von Fournival in seinem Bestiaire d'Amour***) die Vorgänge im Tierreich auf Vorgänge im Lieben und Liebeswerben bezieht und eine Menge Geist in lächerlichen Spitzfindigkeiten vergeudet.

Neben diesen Tierbüchern gab es, wie schon oben angedeutet, auch Steinbücher, die Steine und ihre Eigenschaften beschreibend, und seit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts mystische Erklärungen aufweisend†), sowie solche, welche speziell den Vögeln gewidmet waren, sogenannte Volucraires††).

Sehr reich ist die altfranzösische Litteratur auch an Kosmographieen (Images du Monde), unter denen die in vielen Handschriften erhaltene des Gautier von Metz†††) die bekannteste ist. Es geht durch das ganze Mittelalter der Zug, die bisher in den Klöstern vergrabenen Schätze des Wissens der großen Menge des Volkes bekannt zu machen; daher die zahlreichen Versuche, solche berühmten lateinischen Werke, wie des Honorius Augustodunus:

---

*) Herausgegeben von P. Meyer. Romania I, 420 f.

**) Herausgegeben von C. Hippeau, Le bestiaire divin par Guillaume le clerc de la Normandie. Caen 1852; von Fr. Mann. Heilbronn 1888.

***) Herausgegeben von C. Hippeau, Le Bestiaire d'Amour par Richard de Fournival, suivi de la Réponse de la dame. Paris 1860.

†) Vergl. Pannier, Les Lapidaires français du moyen âge. Paris 1881. Sie beruhen auf einem lateinischen Gedicht des Bischofs von Rennes, Marbod, im elften Jahrhundert; vergl. P. Neumann, Über die älteste französische Version des dem Bischof Marbod zugeschriebenen Lapidarius. Breslau 1881; R. Reinsch, Der französische Prosalapidarius der Arsenalhandschrift. Herrigs Archiv 68.

††) Über das Volucraire des Osmond vergl. Histoire littéraire XXIII, 319—321.

†††) Vergl. Fritsche, Untersuchung über die Quellen der Image du Monde des Walther von Metz. Halle 1881; den sehr lesenswerten Artikel in Histoire littéraire XXIII, 292—335. — L'Image du Monde. Poème inédit du milieu du 13. siècle, étudié dans ses diverses rédactions françaises d'après les manuscrits des bibliothèques de Paris et de Stockholm, par C. Fant. Upsala 1887.

De Imagine mundi libri III, des Guillaume de Conches: Historia mundi, des Vincenz von Beauvais: Speculum majus, des Bernhard von Chartres: Megacosmus und Microcosmus u. a. in die Volkssprache zu übertragen.

Von dem eben erwähnten, viel belesenen Geistlichen Philippe de Thaon haben wir ferner eine Art gereimten Kalender, einen sogenannten Computus*). Daneben giebt es Unterweisungen über den Jagdsport**), Lebens- und Gesundheitsregeln***), Anweisungen, ein vollkommener Ritter zu sein, Vorschriften über feines Benehmen†), Kochbücher, Schachaufgaben, kurz alle irgend wie wichtigen Themata fanden schon damals ihre Erörterung und ihre Litteratur. Selbstverständlich sind Belehrungen in der Liebeskunst sehr zahlreich; meistens fußen sie auf des Ovid Ars amandi, nehmen oft aber auch — und darin läßt sich der Einfluß des Rosenromans erkennen — allegorische Form an.††)

V. Religiöse Dichtungen.

Was aber sollen wir sagen von der geradezu erstaunlichen Fülle religiöser Poesieen? Wo Worte hernehmen, um die Thaten und Wunder der Heiligen zu schildern, welche den Gegenstand einer ganzen Litteraturgattung ausmachten? Dem unter dem Bann der Kirche stehenden Mittelalter boten die naiven Geschichten des alten und des neuen Testaments einen willkommenen Stoff; herrscht doch hier, besonders in dem Leben Jesu, das Wunderbare, das Erstaunliche, das Unglaubliche, woran man damals so großen Gefallen fand, und das man, je fabelhafter es erschien, um so emsiger glaubte. Aus der alten jüdischen Geschichte haben besonders die Kämpfe der Maccabäer das Mittelalter interessiert; wir besitzen mehrere Prosaübersetzungen der betreffenden biblischen Bücher, sowie ein im Stil der chansons de geste gehaltenes Gedicht von Pierre du Riés (zwölftes Jahrhundert); ferner eine Nachahmung der Bücher

---

*) Herausgegeben von E. Mall, Li Cumpoz de Philippe de Thaon. Strassburg 1873.

**) Le livre du roi Dancus, texte français inédit du 13. siècle, suivi d'un traité de fauconnerie, p. p. Martin-Dairvault. Paris 1883; vergl. H. Werth, Altfranzösische Jagdlehrbücher nebst Handschriften-Bibliographie der abendländischen Jagdlitteratur überhaupt. Gröbers Zeitschrift XII.

***) Vergl. H. Suchier, Altfranzösische Lebensregeln. Rom. Studien I, 3; W. Förster, Altfranzösische Gesundheitsregeln. Gröbers Zeitschrift I. S. 97.

†) Li Romans des eles de courtoisie, par Raoul de Houdenc, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1868.

††) Li Ars d'amour, de vertu et de boneurté, par Jehan le Bel, p. p. J. Petit. Bruxelles 1867; L'Art d'amor und Li Remedes d'amor. Zwei altfranzösische Lehrgedichte, herausgegeben von G. Körting; vergl. G. Körting, Altfranzösische Übersetzung der Remedia amoris des Ovid. Nach der Dresdener Handschrift herausgegeben. Leipzig 1871; Maistre Elies Überarbeitung der ältesten französischen Übertragung von Ovids Ars amatoria, herausgegeben von H. Kühne und E. Stengel. Marburg 1886; über die Arts d'amour im allgemeinen vergl. Histoire littéraire XXIX, 455—525.

Tobias*) durch Guillaume (le clerc de Normandie), den wir schon mehrfach zu erwähnen Gelegenheit hatten. Zahlreicher sind die auf die Evangelien zurückgehenden Werke, wobei jedoch weniger die Synoptiker, als die apokryphen Evangelien über die Kindheit Jesu und über die Geschichte seiner Eltern und Voreltern ins Auge gefaßt wurden. Die wunderlichen Sagen aus der Jugendzeit Jesu**), seine siegreiche Niederfahrt zur Hölle***) wurden, wie in allen abendländischen Litteraturen, so auch in der französischen besungen. Vorzüglich aber heftete sich die Poesie an die Gestalt der Jungfrau Maria, und ihr Leben und die von ihr bewirkten Wunder haben eine Fülle von Dichtungen hervorgerufen, unter deren Verfassern die besten Namen sich finden.†) Zu einer wahren Flut aber schwillt die Litteratur der Heiligenlegenden an, und man muß staunen ob der Naivität des Publikums, das an den abgeschmacktesten Fabeln sich erbauen konnte, und der Benommenheit der Dichter, die ihre mehr oder weniger guten Verse an dergleichen Stoffe verschwendeten. Wir muten es dem Leser nicht zu, uns durch diese oft zu wahren Epen gewordenen Gedichte zu folgen, die Wunderthaten des heiligen Nikolaus, des heiligen Thomas, der heiligen Margarete und anderer mehr oder weniger fragwürdigen Kirchenhelden im Detail kennen zu lernen; wir konstatieren nur das Dasein dieser religiös-didaktischen Litteratur.††)

---

*) La Vie de Tobias, de Guillaume le Clerc de Normandie. Herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 62, 375; vergl. Seeger, Über die Sprache des Guillaume le Clerc de Normandie und über den Verfasser und die Quellen des Tobias. Halle 1881.

**) Vergl. R. Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Mariä Kindheit in der romanischen und germanischen Litteratur. Mit Mitteilungen aus Pariser und Londoner Handschriften. Halle 1879; La Nativité et l'Enfance Nostre Seigneur, von Gautier de Coincy (?), herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 67.

***) Vergl. Trois versions en vers de l'Évangile de Nicodème, p. p. G. Paris et A. Bos. Paris 1885 (die eine stammt von André de Coutances).

†) Les Miracles de la sainte Vierge, traduits et mis en vers par Gautier de Coincy, prieur de Vic-sur-Aisne et religieux bénédictin, p. p. Poquet. Laon 1858; La Nativité Nostre Dame von Gautier de Coincy, herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 67; Du beneoit dent, herausgegeben von R. Reinsch. Herrigs Archiv 67; Abgars Marienlegenden, herausgegeben von C. Neuhaus. Heilbronn 1886; Vie de la Vierge Marie de Maître Wace, publiée d'après un manuscrit inconnu aux premiers éditeurs [Mancel et Trébutien, L'Établissement de la Fête de la Conception. 1842], suivie de la Vie de Saint-George, p. p. V. Luzarche. Tours 1859; Wollenberg, Trois vieux poèmes en l'honneur de la Sainte Vierge. Herrigs Archiv 27; H. Suchier, Mariengebete, französisch, portugiesisch, provenzalisch. Halle 1877.

††) Einige Ausgaben von Heiligenlegenden mögen hier angegeben werden: Maistre Waces St. Nicholas. Ein altfranzösisches Gedicht des zwölften Jahrhunderts herausgegeben von N. Delius. Bonn 1850. — La Vie de Saint Thomas, le martyr archévêque de Canterbury, par Garnier de Pont Sainte-Maxence, poète du 12. siècle, p. p. Hippeau. Paris 1859; vergl. E. Étienne, Le poème de Saint Thomas le Martyr et Garnier de Pont-Sainte-Maxence. Paris 1883; A. Mebes, Über Garnier von Pont-Sainte-Maxence. Breslau 1876. — L. Holland, Die Legende der heiligen Margarete, altfranzösisch und deutsch. Hannover 1863; A. Scheler, Deux rédactions diverses de la Légende de Sainte Marguerite en

Kapitel IX.

Die Anfänge der dramatischen Poesie.

Im Beginne des Mittelalters unterlag das Theater*) mit fast allen andern geistigen Genüssen dem Banne der Kirche und der Rohheit der Barbaren. Aber freilich war es schon lange nicht mehr jene Schaubühne, auf welcher der Genius des Altertums in den Stücken eines Aeschylus, eines Sophokles, eines Aristophanes seine schönsten Triumphe gefeiert hatte. Einst die Priesterin der Weisheit und der Vaterlandsliebe, war die Bühne unter der römischen Herrschaft zur Dienerin der schamlosen Ausschweifung herabgesunken, und die Geistlichkeit hatte vollkommen Recht, wenn sie Darstellungen verbot, welche die Sitten verweichlichten und die Phantasie befleckten, ohne den Geschmack

---

vers français. Bruxelles 1877; A. Joly, La Vie de Sainte Marguerite, poème inédit de Wace, précédé de l'histoire de ses transformations et suivi de divers textes inédits etc. Paris 1879. — V. Luzarche, Vie du pape Grégoire le Grand, légende française. Tours 1857; A. de Montaiglon, La Vie de Saint Grégoire le Grand. Romania VIII, 509; vergl. H. Bieling, Ein Beitrag zur Überlieferung der Gregorlegenden. Berlin 1874. — A. Weber, La Vie de St. Jehan Bouche d'or. Romania VI, 328. — Vie et martyre de Sainte-Félicité et de ses sept fils. Légende du Commencement du 14. siècle, p. p. H. Beronius. Lund 1878. — Vie de St. Alban, a poem in Norman-French, ascribed to Matthew Prior, ed. R. Atkinson. London 1876; vergl. Suchier, Über die Matthew Prior zugeschriebene Vie de St. Alban. Halle 1876; Uhlemann, Über die anglo-normannische Vie de Saint Alban in bezug auf Quelle, Lautverhältnisse und Flexion. Straßburg 1880. — Les voyages merveilleux de Saint Brandan à la recherche du paradis terrestre, légende en vers du 12. siècle, p. p. Fr. Michel. Paris 1878; Suchier, Brandans Seefahrt, anglo-normannischer Text. Rom. Studien I, 5. — Barlaam und Josaphat. Französisches Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert von Gui de Cambrai, herausgegeben von H. Zotenberg und P. Meyer. Stuttgart 1864; Chardrys Josaphaz, Set Dormanz und Petit Plet. Dichtungen in der anglo-normannischen Mundart des 12. Jahrhunderts, herausgegeben von J. Koch. Heilbronn 1879; vergl. A. Reinbrecht, Die Legende von den Siebenschläfern und der anglo-normannische Dichter Chardri. Göttingen 1880; F. Liebrecht, Die Quellen des Barlaam und Josaphat. Eberts Jahrbuch 2, 314. — Vie Marie l'Egyptienne und Vie Sainte Elysabel von Rustebuef; vergl. die Ausgaben von Jubinal und Kreßner.

*) Vergl. Ch. Magnin, Les Origines du théâtre moderne, ou Histoire du génie dramatique depuis le 1er jusqu'au 16. siècle, précédées d'une introduction contenant des études sur les origines du théâtre antique. Paris 1838 (1868); Ebert, Entwickelungsgeschichte der französischen Tragödie. Gotha 1856; E. Du Méril, Origines latines du théâtre moderne. Paris 1849; E. Du Méril, Histoire de la comédie. Paris 1864/69; H. Tivier, Histoire de la littérature dramatique en France depuis ses origines jusqu'au Cid. Paris 1873; B. Pifteau et J. Goujon, Histoire du théâtre en France des origines au Cid. Paris 1880; Fournier, Le Théâtre français avant la renaissance. Paris 1880; M. Sepet, Le Drame chrétien au moyen âge. Paris 1878; Hawkins, Annals of the French stage from its origins to the death of Racine. London 1885; L. Petit de Julleville, Histoire du théâtre en France. Les Mystères. Paris 1886.

und die Formen des geselligen Lebens zu bilden.*) Für die Dauer jedoch konnte der ascetische Spiritualismus der Kirche sich eben so wenig halten, als die rauhe und plumpe Tugend der neubekehrten Barbaren. Gegenüber den Forderungen einer rein geistigen und transzendentalen Religion, unter dem Getümmel zahlloser Kriege bewahrte das menschliche Gemüt das Gefühl des Schönen und das Bedürfnis wie die Kraft, ihm ein sinnlich wahrnehmbares Dasein zu geben. Die Poesie erwachte aus ihrem Schlummer mit den anderen Künsten der alten Welt. Bei wenig gebildeten, aber jugendlichen und kraftvollen Völkern mußte sie damit beginnen, heldenmütige und wunderbare Thaten zu preisen und den Empfindungen Worte zu leihen, welche die Gesamtheit belebten: denen der Liebe, der Ehre und der Religion. Sodann, als die Überlegung die Leidenschaften zu mäßigen begann, als das gesellige Leben sich künstlicher organisierte, als die individuellen Charaktere sich aus der imposanten Einheit hervorhoben, welche die Jugend der Völker charakterisiert, als das Individuum seine Berechtigung und seine Kraft zu fühlen begann angesichts der Prinzipien und der Massen — da zögerte man nicht länger, sich auch in die Laufbahn der dramatischen Dichtung zu wagen, der schwierigsten und reichsten aller poetischen Formen, insofern sie das Gemälde des ganzen geistigen und materiellen Daseins der Völker entwirft und deren Sitten gleichzeitig zu bilden und anschaulich zu machen dient. Und, eine eigentümliche Wendung des Schicksals, diese Wiedergeburt der Schaubühne ereignete sich im Schoße derselben Kirche, die am meisten dazu beigetragen, sie zu zerstören. Wie zu den Zeiten des Thespis nahm die Religion zu den Reizen theatralischer Vorstellungen ihre Zuflucht, um ihnen neue Herrschaftsmittel zu entleihen: nur daß sie wider Willen und im Gegensatz gegen ihre eigenen Grundsätze da Zugeständnisse machte, wo der heidnische Polytheismus nur dem Zuge seiner Natur gefolgt war. So wurden denn auch die theatralischen Gebräuche, welche sehr früh in den Gottesdienst Eingang fanden, anfangs sehr mit Recht von den wahren Kämpen des Glaubens verdammt. „Theophylax“ — sagt Cedrenus, ein Byzantinischer Schriftsteller des elften Jahrhunderts — „ist der Urheber des noch bestehenden Gebrauches, Gott und das Andenken der Heiligen an den Festtagen durch ungeziemende Worte, durch Geschrei und Gelächter zu beleidigen, mitten während der heiligen Gesänge, die wir Gott mit zerknirschtem Herzen um unserer Seligkeit willen darbringen müssen. Er hatte eine Menge ehrloser Menschen versammelt und an ihre Spitze einen gewissen Euthymus gestellt; und er unterwies sie, satanische Tänze, unziemliches Geschrei und schlechten Häusern entnommene Lieder in den Gottesdienst zu mischen.“ Aber Sitten und Bedürfnisse der Menschen tragen nur zu häufig über die Strenge der Grundsätze den Sieg davon. Die Gewohnheit, die Strenge des Kultus durch heitere Zwischenspiele zu mildern und den Augen der Gläubigen Genüsse zu bereiten, nachdem

*) R. Prölß, Geschichte des neueren Dramas. Leipzig 1881.

man ihnen die Geheimnisse der Religion gepredigt — dieser ein wenig heidnische Gebrauch schlich sich früh genug in alle Kirchen des Abendlandes ein. Die Messe war schon zur Zeit Gregors des Großen, am Ende des sechsten Jahrhunderts, eine fast dramatische Gedächtnisfeier des Leidens Christi. In der heiligen Nacht sang man die Passionsgeschichte mit verteilten Rollen. Christus sang Tenor, Pilatus Baß, Soldaten und Volk bildeten die Chöre, Rezitative ergänzten die Handlung. Handelte es sich um das Weihnachtsfest, so stellte man in der Kirche alles dar, was im Evangelium vorkommt: die Krippe, die Hirten, die Anbetung der Könige aus dem Morgenland. Am Charfreitag sah man das Grab des Heilandes, aus welchem er sich am Ostermorgen vor den Augen der entzückten Menge erhob. Die Ereignisse des Lebens Christi, die Legenden der Heiligen, alle wichtigen Vorgänge der heiligen Geschichte lieferten Gegenstände für diese Darstellungen.

Die älteste Form der kirchlich-dramatischen Aufführung ist uns erhalten im sogenannten Sponsus, der Geschichte von den klugen und thörichten Jungfrauen (vergl. S. 15); es ist ein seltsames Gemisch von lateinischer Prosa und Poesie mit romanischen Brocken, recht geeignet, der das Latein nicht verstehenden Menge die vorgetragenen Worte doch in etwas verständlich zu machen. Die Vorstellung beginnt mit einem Frauenchor:

Ubi est Christus, meus dominus et filius excelsus?
Eamus videre sepulcrum.

Worauf der das Grab hütende Engel antwortet:

Quem queritis in sepulcro, o christicole, non est hic. Surrexit sicut predixerat. Ite, nunciate discipulis ejus quia precedet vos in Galeleam. Vere surrexit Dominus de sepulcro cum gloria. Alleluia.

Hierauf tritt der Bräutigam auf und spricht in bezug auf sich folgende Verse:

Adest sponsus qui est Christus:
Vigilate, virgines;
Pro adventu ejus gaudent
Et gaudebunt homines;
Venit enim liberare
Gentium origines,
Quas per primam sibi matrem
Subjugarunt demones.
Hic est Adam qui secundus
Perpropheta dicitur,
Per quem scelus primi Ade
A nobis diluitur.
Hic pependit ut celesti
Patrie nos redderet,

Ac de parte inimici
Liberos nos traheret.
Venit sponsus qui nostrorum
Scelerum piacula
Morte lavit atque crucis
Sustulit patibula.

Jetzt erhebt der Chor der klugen Jungfrauen seine Stimme (in romanischer Sprache!):

Oiet, virgines, aiso que vos dirum!
Aisel presen, que vos comandarum:
Atendet un espos, Jhesu Salvaire a nom.
Gaire no i dormet
Aisel espos que vos hor atendet.

Die thörichten Jungfrauen bemerken, daß es ihnen an Öl gebricht; sie brechen in bittere Klagen aus:

Dolentas! chaitivas! trop i avem dormit!

Vergebens wenden sie sich an ihre Gefährtinnen, vergebens an die Kaufleute; Christus kommt mitten in ihren Klagen an und überweist sie den Teufeln:

Amen dico,
Vos ignosco,
Nam carete lumine;
Quod qui pergunt,
Procul pergunt
Hujus aule lumine.
Alet, chaitivas! alet, malaureas!
A tot jors mais vos so penas livreas
En efern ora seret meneias.

Dämonen packen sie und stürzen sie in die Hölle. Hierauf wird den Ungläubigen, Juden und Heiden, eine Reihe von Zeugen und Propheten auf Christum vorgeführt, die sie zum Aufgeben ihres Irrtums und zum Glauben an den Sohn der Maria bewegen sollen. Nachdem Moses, Jesaja, Jeremja, Daniel, Habakuk, David, Simeon, Elisabeth, Johannes der Täufer — Virgil, Nebukadnezar, die Sybille Christum bekannt haben, stimmt die ganze Gesellschaft einen Lobgesang an.

Von allen Stoffen des Evangeliums waren es besonders das Leiden und die Auferstehung Christi, welche der Schaulust der Menge möglichst eindringlich vorgeführt wurden. Man bezeichnete derartige Dramen, welche die Geheimnisse des Glaubens behandelten, kurzweg mit Mystères, während diejenigen, welche mehr die von den Heiligen vollbrachten Wunder betonen, den Namen Miracles führen. Die einfache, kunstlose Form des Sponsus wurde zwar bald aufgegeben, und die Dichter suchten durch Einschaltung sehr weltlicher Szenen das Interesse

der Zuhörer zu fesseln und ihre Lachlust zu erregen, aber ein gewisser äußerer Zusammenhang mit der Kirche wurde doch in der ersten Zeit stets gewahrt. Freilich kann von wirklichen Kunstwerken hier ebenso wenig die Rede sein, wie bei den chansons de geste; es herrscht ein wildes Chaos von Personen und Begebnissen, neben echt tragischen Stellen findet sich widerwärtige Komik, neben poetisch empfundenen, erhabenen Worten die größten Trivialitäten; von einer Einheit der Handlung ist keine Spur vorhanden. Roh wie die Stücke selbst war auch die Darstellung. Dieselbe fiel bestimmten aus den Handwerkerkreisen sich rekrutierenden Vereinigungen oder Brüderschaften zu, welche jedenfalls mit anerkennenswertem Eifer ihre Rollen auswendig lernten, von der Kunst der Rezitation aber natürlich keine Ahnung hatten und wohl kaum die Anfangsgründe der Mimik kannten. Nicht minder primitiv waren die Bühnen jener Zeit, zumal stehende Schauspielhäuser erst seit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts vorkommen. Gewöhnlich stellte das Theater in drei Etagen gleichzeitig die Hölle, die Welt und den Himmel dar. Die Hölle erschreckte die Zuschauer in Gestalt eines ungeheuren, geöffneten Drachenmauls; im Himmel sah man Gott den Vater auf seinem Throne neben dem „Lamme" und von Heiligen und Seligen umgeben. Die Welt, auf der das Stück größtenteils spielt, nahm die mittlere Etage ein. Das berühmteste aller Mysterien, das Musterbild der meisten anderen, war das Grand Mystère von Jean Michel.*) Es besteht aus drei Teilen: la Conception, la Passion und l'Ascension und zerfällt in 174 Akte, die wenigstens 400 Spieler verlangen. Da ein Tag für die Darstellung nicht ausreichte, so teilte man das Drama in „journées", ein Ausdruck, aus welchem die Spanier jornada (das deutsche „Aufzug") gemacht haben, ohne an seine ursprüngliche Bedeutung zu denken. Bei aller seiner Plumpheit und seinen ermüdenden Längen zeigt das Stück eine großartige und kühne Anlage. Johannes der Täufer eröffnet die erste Journée mit einer Predigt in der Wüste. Die folgenden Szenen stellen die Ereignisse der heiligen Geschichte in ihrer historischen Aufeinanderfolge dar, ausgeschmückt durch Erfindungen einer nicht gewöhnlichen Einbildungskraft und, um die Geduld des Publikums nicht zu ermüden, mit trivialen und ziemlich leichtfertigen Possen gemischt. Dabei ist man überrascht, mitten unter diesen Belustigungen eines barbarischen Geschmacks Stellen von wahrhaft poetischer Schönheit anzutreffen, z. B. die Worte, in welchen Maria sich an ihr Kind wendet:

Mon cher enfant, ma tresdouce portée,
Mon bien, mon cœur, mon seul avencement,
Ma tendre fleur que j'ay longtemps portée
Et engendré de mon sang proprement:

*) Vergl. A. Chéreau, Jean Michel de Pierrerive, premier médecin de Charles VIII et le mystère de la Passion. Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire. 1864. S. 776. — O. Le Roy, Étude sur les Mystères, monuments historiques et littéraires, la plupart inconnus. Paris 1837.

Tu m'as donné cognoissance certaine
Qu'a ton pouvoir ame ne se compere;
Pourquoi t'adore et te clame a voix plaine,
Mon doulx Enfant, mon vray Dieu et mon Pere.

Auch fehlt dem Dialog nicht jene Leichtigkeit, welche zu allen Zeiten die französische Unterhaltung auszeichnete, und bisweilen läßt der Schwulst von Ausrufungen und gehäuften Kraftausdrücken Züge nicht gewöhnlicher Energie und Erhabenheit durchblicken.*)

Diejenige Brüderschaft, welche die Mysterien am besten zur Darstellung brachte, war die ursprünglich aus Pilgern zusammengesetzte Confrérie de la Passion, welche gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts sich zusammenthat, 1402 vom König bestätigt wurde und bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in Thätigkeit war. Der anbrechende Morgen der Renaissance brachte ihr und den Mysterien den Todesstoß; im Jahre 1548 erklärte sich der Oberstaatsanwalt von Paris gegen ces gens non lettrés ni entendus en telles affaires, de condition infime, comme un menuisier, un tapissier, un vendeur de poisson, qui ont fait jouer les actes des apôtres, en y ajoutant plusieurs choses apocryphes. Tant les entrepreneurs que les joueurs sont gens ignares, ne sachant ni a ni b, qui oncques ne furent instruits ni exercés en théâtres, und gegen Ende desselben Jahres verbot das Parlament von Paris ausdrücklich die dramatischen Darstellungen von Stoffen aus der heiligen Schrift, weniger dazu bewogen durch die Äußerung des Oberstaatsanwaltes, als um den Hugenotten nicht den Vorwand zu neuen Angriffen gegen die Gebräuche der Kirche zu liefern.

Miracle-Spiele, welche von Heiligen zu ihren Lebzeiten und nach ihrem Tode verrichtete Wunder zur Anschauung brachten, gab es naturgemäß in viel größerer Zahl, als Mysterien. Wir haben in dem voraufgehenden Kapitel gesehen, wie beliebt im Mittelalter die Heiligenlegenden waren; was lag näher, als diese epischen Dichtungen für die Bühne zu bearbeiten? Man konnte eines

*) Andere Mysterien sind enthalten in A. Jubinal, Théâtre du 15. siècle. Mystères inédits. Paris 1837. — Einzelausgaben: V. Luzarche, Adam, drame anglo-normand du 12. siècle. Tours 1854; L. Palustre, Adam, mystère du 12. siècle. Texte critique accompagné d'une traduction. Paris 1877; J. de Rothschild, Mistère du vieil Testament, publié avec introduction, notes et glossaire. Paris 1878/79; H. de la Villemarqué, Le grand Mystère de Jésus, passion et résurrection. Drame breton du moyen âge. Paris 1865; G. Paris et G. Raynaud, Le Mystère de la Passion d'Arnoul Greban, publié d'après les mss. de Paris avec introduction et glossaire. Paris 1878; Ch. Übel, Le Mystère de Saint Clément, d'après un ms. de la bibliothèque de Metz. Metz 1861; F. Guessard et E. de Certain, Le Mystère du siège d'Orléans. Paris 1862; (vergl. H. Tivier, Étude sur le mystère du siège d'Orléans et sur Jacques Millet, auteur présumé de ce mystère. Paris 1868); E. Fournier, Le Mystère de Robert le Diable, mis en deux parties, avec transcription en vers modernes en regard du texte du 14. siècle. Paris 1879.

dankbaren Publikums sicher sein. Auch mehrere chansons de geste genossen die Ehre einer Dramatisierung, so die liebliche Geschichte von Amis und Amiles, der Veilchenroman, der Roman von der Manekine.*) Drei Dichter ragen im dreizehnten Jahrhundert besonders als Verfasser von Miracles hervor, und sie sind recht eigentlich als die Begründer des französischen Theaters anzusehen: Adam de la Halle († 1268), Rustebuef, der schon erwähnte Fableldichter, und Jean Bodel d'Arras, wohl der bedeutendste von ihnen. Während der sonst recht humoristische Rustebuef in ernsten Versen das Schicksal des Theophilus schildert, der seine Seele dem Teufel, um irdischer Habsucht willen, verschrieben hat und nur durch das Dazwischentreten der Mutter Gottes vor elendem Lose bewahrt wird,**) pulsiert in den Werken der beiden anderen Dichter, in Adams***) Jus du Pèlerin, Jus Adam, Jus de Robin et de Marion, sowie in Jean Bodels Jus de Saint Nicolas†) eine frische komische Ader; man sieht deutlich, die Heiligengeschichte ist ihnen nur Rahmen für ihre tollen, oft derben Späße. Es sei uns gestattet, auf das letztgenannte Miracle etwas näher einzugehen und seinen Inhalt in aller Kürze mitzuteilen.

Nachdem ein Sprecher in der Manier der Plautus'schen Prologe den Inhalt des Stückes, das am Abend vor dem dem Heiligen geweihten Tage gespielt wurde, angegeben hat, werden wir an den Hof eines heidnischen Königs geführt. Der Läufer Auberon berichtet dem Fürsten, daß die Christen in sein Land eingefallen seien und daselbst arge Verwüstungen anrichten. Aufgebracht darüber wendet jener sich an seinen Götzen Tervagant, macht ihm harte Vorwürfe und droht, ihn zerstückeln und verbrennen zu lassen, wenn er ihm nicht zum Siege verhelfe. Der Seneschal rügt diese Heftigkeit und fordert den König auf, mit nackten Knieen und Ellenbogen des Götzen Verzeihung zu erflehen und ihn zu bitten, ein Zeichen über den Erfolg des Krieges zu geben. Es geschieht so, und das Götzenbild lacht zuerst, dann weint es. Der Seneschal erklärt das Wunder so, daß Tervagant sich freue über den Sieg über die

*) Vergl. L. Voigt, Die Mirakel der Pariser Handschrift 819, welche epische Stoffe behandeln, auf ihre Quellen untersucht. Halle 1883. — Diese und die im Folgenden genannten Miracles finden sich gedruckt bei Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen âge. Paris 1874.

**) Gedruckt in den oben (S. 192) angegebenen Ausgaben der Gedichte Rustebuefs; ferner in Monmerqué et Michel S. 136 und bei H. Klint, Le Miracle de Théophile de Rustebuef, revu sur les manuscrits, traduit et accompagné de notes. Upsala 1869.

***) Gedruckt bei Monmerqué et Michel S. 20—135; A. Rambeau, Die Adam de la Hale zugeschriebenen Dramen, getreu nach den Handschriften herausgegeben. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 58. Marburg); vergl. E. de Coussemaker, Oeuvres complètes du trouvère Adam de la Halle (poésies et musique). 1872; L. Bahlsen, Adam de la Hale's Dramen und das Jus du pèlerin. (Ausgaben und Abhandlungen. Heft 27. Marburg).

†) Gedruckt bei Monmerqué et Michel S. 157—207; vergl. A. Kreßner, St. Nicolaus in der Tradition und mittelalterlichen Dichtung. Herrigs Archiv 59. S. 33.

Christen, aber weine, weil der König ihn verlassen werde. Nachdem dieser seine Anhänglichkeit an den Gott fest erklärt hat, wird Auberon abgeschickt, um die Vasallen des Königs zum Kriege zu entbieten.

Nachdem Auberon sich bei einem Schankwirt gestärkt hat und durch seine List zechefrei ausgegangen ist, begiebt er sich an die Höfe der einzelnen Vasallen, zu dem Emir von Orkenie, dem von Oliferne, von Arbre-Sec, von Iconien und entledigt sich seines Auftrags. Bereitwilligst versprechen sie ihre Hilfe und treffen auch nach kurzer Zeit mit einer so bedeutenden Streitmacht ein, daß ihrer hundert auf einen Christen kommen.

Die beiden feindlichen Heere stehen einander gegenüber; das Häuflein der Christen erkennt bald, daß die letzte Stunde geschlagen hat; aber mutig gehen sie in den Tod; ein Engel verheißt ihnen die Siegeskrone im Paradies. Sie werden alle erschlagen, nur ein alter Mann, der vor einem Bilde des heiligen Nikolaus im Gebet versunken lag, wird geschont und mitsamt dem Bilde von den Fürsten ihrem Könige vorgeführt als eine „merveille“. Auf die Frage des letzteren, was denn das für ein Götze wäre, von dem er Hilfe erhoffe, antwortete der Christ: „Herr, das ist der heilige Nikolaus, der den Betrübten zu Hilfe kommt; seine Wunder sind gar groß; allen Verlust macht er wieder gut, die Verirrten bringt er auf den rechten Weg, die Ungläubigen wendet er zu Gott; den Blinden giebt er das Gesicht wieder und die Ertränkten erweckt er zu neuem Leben; wird irgend etwas seiner Hut anvertraut, so ist es nicht verloren; wäre dieser Palast voll Gold und würde sein Bild auf den Schatz gelegt, so würde nichts davon entwendet werden können: eine solche Gnade hat ihm Gott erwiesen.“ Da lacht der König höhnisch auf und befiehlt, seine Schatzkammern zu öffnen, die Wächter davon zu entfernen, überhaupt auf jede Weise den Zutritt dazu zu erleichtern, auf das Gold aber als alleinigen Schutz das erbeutete Bild des heiligen Nikolaus zu legen. Würde das Geringste von dem Schatze gestohlen, und wäre es auch nur so groß wie ein Auge, so sei es um des Christen Leben geschehen. Der Gefangene wird darauf in einen Kerker geworfen, von einem Engel jedoch getröstet und zum Vertrauen auf Gott und St. Nikolaus aufgefordert.

Der Dichter führt uns hierauf in das Wirtshaus zurück, wo wir die Bekanntschaft von zwei Dieben, Cliquet und Pincedé, machen, die sich im Weine gütlich thun und mit Würfelspiel die Zeit hinbringen. Ein dritter Kumpan, Rasoir, kommt zu ihnen und verkündet, daß alle Sorge nun ein Ende habe; denn jeder habe Zutritt zu dem Schatze des Königs und dürfe daraus entnehmen, so viel er nur tragen könne; die Wächter seien entfernt, nur ein totes Götzenbild sei mit der Hut des Goldes betraut. Nachdem sie sich tüchtig Mut getrunken und auch den Wirt ins Geheimnis gezogen haben, machen sie sich mit einem großen Sacke auf und kehren bald, unter der kostbaren Last keuchend, in das Wirtshaus zurück. Das Gelage beginnt von neuem, bis endlich die edlen Genossen von tiefem Schlafe überwältigt werden.

Der Seneschal des Königs hat inzwischen geträumt, daß der Schatz seiner Majestät vor seinen Augen in die Erde gesunken sei; pflichteifrig springt er von seinem Lager auf, eilt nach der Schatzkammer und findet dieselbe wirklich bestohlen. Der zornige König läßt sofort den Christen vor sich bringen und kündet ihm sein Ende an; doch läßt er sich durch das inständige Bitten desselben noch zu einem Aufschube von einem Tage bewegen. Im Vertrauen auf die göttliche Hilfe betet der Christ inbrünstig zum heiligen Nikolaus, und ein Engel verheißt ihm baldige Linderung seiner Leiden.

St. Nikolaus nämlich erscheint nunmehr den schlaftrunkenen Räubern und kündet ihnen an, daß ihr Galgen schon errichtet und ihr Ende nahe wäre, wenn sie ihm nicht gehorchten und den erbeuteten Schatz wieder an Ort und Stelle trügen. Angsterfüllt kommen die Diebe dem Befehle nach, und damit nicht wieder einer den anderen verführe, beschließen sie, sich auf immer zu trennen.

Der Seneschal, durch einen Traum von der Rückkehr der gestohlenen Schätze benachrichtigt, teilt die frohe Botschaft dem Könige mit, der sofort, zum großen Leidwesen des Henkers Durand, den Christen aus dem Kerker befreien läßt. Das von Nikolaus bewirkte Wunder aber macht einen so tiefen Eindruck auf den heidnischen König, daß er seinen Glauben abschwört und sich zum Christentume bekennt. Dasselbe thut sein Hof und seine Vasallen, nicht ohne Widerstreben von seiten des Emirs von Arbre-Sec, der offen erklärt: „St. Nikolaus, wider meinen Willen und gezwungen bete ich dich an. Nur mein Äußeres wirst du besitzen und nur mit dem Munde bekenne ich mich als den deinigen; mein Glaube steht fest bei Mahomet.“ Der Götze Tervagant wird aus dem Tempel gestoßen, während der Christ zum Lobe und Preise Gottes ein Te Deum anstimmt.

Wie die vom Rosenroman in die Litteratur eingeführte Allegorie sich auch des Dramas bemächtigt, werden wir in dem dem fünfzehnten Jahrhundert gewidmeten Kapitel sehen.

Kapitel X.

Die Anfänge der lyrischen Poesie.

(11. bis 13. Jahrhundert.)

Es scheint, daß Leid und Lust des französischen Volkes sich schon in früher Zeit in Liedern Luft gemacht hat. Die Gewandtheit, einen guten Einfall, einen Gedanken, ein Gefühl in Verse zu bringen, ist sehr alt in Frankreich, besonders in der Normandie, dem Vaterlande einer auffallend großen Zahl französischer Dichter. Schon im 11. Jahrhundert erheiterten dort die Frauen durch lustige

Gesänge (nugaces cantilenae) die Pausen der religiösen Prozessionen; Abälard und der heilige Bernhard selbst waren als sehr weltliche Chansonniers beliebt, ehe man sie als Lichter der Kirche verehrte, und es ist wahrscheinlich, daß die Anfänge der lyrischen Poesie im Norden von Frankreich das unabhängige und naive Erzeugnis des normännischen Geistes waren.

Die französische Lyrik in den ersten Jahrhunderten der Litteratur*) zeichnet sich durch natürliche Einfachheit und durch viele Anklänge an die alten Epen aus; wie der Epiker, sucht auch der Volkssänger, selbst wenn er eigene Empfindungen ausdrückt, dieselben zu objektivieren; sein Selbst tritt in den Hintergrund, und er überläßt es den redend und handelnd eingeführten Personen, die Gefühle und Gedanken, die ihn bewegen, zum Ausdruck zu bringen. Selbstverständlich spielt die Liebe die Hauptrolle in dieser Lyrik, freilich nicht immer die keuscheste, da eine große Zahl der Gedichte uns die an einen Alten verheiratete, unter dem unnatürlichen Verhältnis schwer leidende Frau vorführen, die zu einem Alters- und Gesinnungsgenossen in heißer Glut entbrennt und sich nicht scheut, die Grenze strenger Zucht und Sitte zu überschreiten.

Von diesen echt volkstümlichen Liedern haben wir nur eine geringe Anzahl, und das wenige, das wir haben, läßt uns den Untergang des übrigen schmerzlich empfinden. Wenn man sich durch die langen, gar zu eintönigen, weitschweifigen Epen durchgearbeitet hat, wird man mit freudiger Überraschung hier wahre Herzenstöne vernehmen, die einfache Kunst, mit der Situationen skizziert, Personen charakterisiert werden, bewundern, und sich nicht scheuen, sie dem Besten, das der Volksgeist gesungen, beizurechnen. Einige Proben, in der trefflichen Übersetzung von K. Bartsch**), mögen hier mitgeteilt sein:

---

*) Vergl. F. Wolf, Altfranzösische Volkslieder. Leipzig 1831; P. Paris, Romancero français. Paris 1833; W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche, mit grammatischen und litterarhistorischen Abhandlungen. Basel 1846; E. Mätzner, Altfranzösische Lieder, berichtigt und erläutert, nebst Glossar. Berlin 1858; J. Brakelmann, Die altfranzösische Liederhandschrift Nr. 389 auf der Stadtbibliothek zu Bern. Herrigs Archiv 41, 339; J. Brakelmann, Die 23 altfranzösischen Chansonniers in den Bibliotheken Frankreichs, Italiens und der Schweiz. Herrigs Archiv 42, 43; J. Schirmer, Altfranzösische Lieder. Herrigs Archiv 33, 391. 41, 81; C. Hofmann, Altfranzösische Lieder aus dem Berner Codex 389. Sitzungsbericht der Münchener Akademie der Wissenschaften 1867. II, 486; A. Rochat, Die Liederhandschrift 231 der Berner Bibliothek. Eberts Jahrbuch X, 73; K. Bartsch, Altfranzösische Romanzen und Pastourellen. Leipzig 1870; M. Haupt, Französische Volkslieder. Leipzig 1877 (aus seinem Nachlaß herausgegeben von A. Tobler); G. Jakobsthal, Die Texte der Liederhandschrift von Montpellier. Diplomatischer Abdruck. Gröbers Zeitschrift III, 526. IV, 278. — F. Wolf, Über altfranzösische Romanzen und Hofpoesie. Wien 1834; J. Brakelmann, Die Pastourelle in der nord- und südfranzösischen Poesie. Ein Beitrag zur französischen Litteraturgeschichte des Mittelalters, nebst einem Anhange ungedruckter Pastourellen. Jahrbuch IX, 55. 307; G. Gröber, Die altfranzösischen Romanzen und Pastourellen. Zürich 1872. — F. Orth, Über Reim- und Strophenbau in der altfranzösischen Lyrik. Kassel 1882. — Histoire littéraire XXIII, 512—831.

**) Alte französische Volkslieder. Übersetzt von Karl Bartsch. Heidelberg 1882.

Die Schwestern.

Am Samstag Abend, wenn die Woche scheidet,
Gehn Hand in Hand zum Bad am Quell der Haide
Gaiette und Oriour, die Schwestern beide.
Nachtwind weht, und Zweige rauschen:
Süß ist's Lieb' um Liebe tauschen.

Vom Ritterspiel kehrt Gerhard der Geselle;
Gaiette hat er gesehen an der Quelle,
Und sanft umschlungen hat sein Arm sie schnelle.
Nachtwind 2c.

„Hast Du vom Wasser, Oriour, genommen,
Kehr' heim den Weg zur Stadt, den wir gekommen;
Bei Gerhard bleib' ich, der mein Herz gewonnen."
Nachtwind 2c.

Betrübt und bleich geht Oriour von hinnen,
Sie geht und weint und seufzt im Herzen drinnen,
Daß sie die Schwester nicht mit heim soll bringen.
Nachtwind 2c.

„Ach, wär' ich nie," sprach Oriour, „geboren!
Im Thal hab' ich mein Schwesterlein verloren:
Gerhard entführt sie, der sie sich erkoren."
Nachtwind 2c.

Gaiett' und Gerhard wandern sonder Bangen,
Bis sie in seines Landes Stadt gelangen:
Dort hat er als Gemahlin sie umfangen.
Nachtwind 2c.

Wir brauchen wohl kaum auf den wiederkehrenden Refrain aufmerksam zu machen, der echte Volkspoesie stets zu begleiten pflegt (S. 45). Nun ein Beispiel von dem oben erwähnten Abscheu vor dem alten Mann, dem in zahlreichen Liedern Ausdruck gegeben wird:

Vater mein und Mutter
Schworen heilig drauf,
Daß ich in sechs Wochen
Habe Mann und Haus.
Ich geh' in den lustigen Wald,
Den lustigen Wald alsbald.

Daß ich in sechs Wochen
Habe Mann und Haus,
Einen alten Kracher;
Doch dann treib' ichs kraus.

Einen alten Kracher,
Doch dann treib' ichs kraus,
Grade nach Cornwallis
Schick' ich ihn hinaus.

Grade nach Cornwallis
Schick' ich ihn hinaus,
Und mit seinem Gelde
Mach ich flott ein Haus.

Und mit seinem Gelde
Mach' ich flott ein Haus;
Einen hübschen Jungen
Wähl' ich dann mir aus.

Einen hübschen Jungen
Wähl' ich dann mir aus;
Knurrt der Alte, kratz' ich
Ihm die Augen aus.

Knurrt der Alte, kratz' ich
Ihm die Augen aus;
Und dann gehn wir scherzen
In den Wald hinaus.
Ich geh' in den lustigen Wald,
Den lustigen Wald alsbald.

Bei dieser übermütigen Stimmung allein bleibts nicht immer, und wir haben eine ganze Anzahl „Müllerlieder", in denen frisch zur That geschritten wird. Überhaupt überwiegt das sinnliche Element in der alten Volksdichtung der Franzosen; von dem minniglichen Schmachten und Sehnen deutscher Lyrik ist dort nichts zu merken, man geniert sich nicht die Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen, und selbst die Mägdlein geben ihrer Sehnsucht, ihre „Mädchenblüte" abzuwerfen, ungescheut Ausdruck.

Die hauptsächlichsten Arten der volkstümlich-nationalen Dichtung sind 1) die Romanze, in epischer Form kurze Vorgänge aus dem Liebesleben schildernd, teils objektiv erzählend (chansons d'histoire), teils den Dichter als mithandelnd einführend (sons d'amour); hierher würde das oben mitgeteilte Gedicht „Die Schwestern" zu rechnen sein; 2) die Pastourelle, in welcher es sich um das Begegnen eines Ritters oder eines Schäfers mit einer Schäferin und beider Liebesabenteuer handelt; wir haben von der ganz ähnlichen litterarischen Erscheinung in der Provence S. 48 gesprochen und lassen hier noch eine Probe folgen:

Schäfer und Schäferin.

Schäferin und Schäfer beide
Sitzen in dem schattigen Hain,
Sitzen nahe Seit' an Seite
Ungesehn und ganz allein.
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

Und der Schäfer nahm die Schäf'rin,
Warf sie auf den Rasen hin.

„Holla, holla," sprach die Schäf'rin,
„Schatz, was kommt dir in den Sinn?"
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

„Küßt man denn in deinem Lande
So die jungen Mägdelein?" —
„Ach, vergieb mir, süßes Liebchen,
Das that nur der Liebe Pein.
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

Daß ich so dich mußte herzen,
Meine Lieb' nur war es, sieh!
Reich' mir deine roten Lippen,
Setze dich auf meine Knie!
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

Reich mir deine roten Lippen,
Setze dich auf meine Knie.
Wer den Augenblick nicht nützet,
Nenn' ich einen Klugen nie."
Das verstehst du nicht, lirlon lirlette,
Das verstehst du nicht, lirlon lirle.

3) das Tanzlied oder Ballade, in bezug auf welche wir auf S. 46 verweisen; 4) das Lied, rein lyrisch, oft auch religiös angehaucht, wovon auch noch ein Beispiel, gleichfalls in der Übersetzung von Bartsch, hier stehen mag.

Gruß der Nachtigall.

O Nachtigall im schattigen Hain,
Geh, bitt' ich, einen Gruß zu tragen
Zu meinem süßen Freund: daß mein
Er nicht vergißt, laß' ich ihm sagen.

O Nachtigall, ich bitte dich,
Geh, wirb mir eine Botschaft balde,
Geh, sage meinem Lieb, daß ich
Sein warte dort im grünen Walde.

Daß er dahin mich sprechen geh',
Das mache fröhlich mir das Herze;
Denn jedesmal wenn ich ihn seh'
Bin ich geheilt von allem Schmerze.

Und wenn des Nachts ich schlafen soll,
Da wach' ich oftmals auf mit Harme;
Mich dünkt, den ich so liebevoll
Im Herzen trag', halte ich im Arme.

Da er mich liebt in Stätigkeit,
Bleibt meine Lieb' ihm unverloren;
Ob Mißgunst sich verschwört und Neid,
Er hat vor allen mich erkoren.

Aber diese Entwickelung einer wahrhaft nationalen Lyrik scheint nur zu bald durch das Eindringen einer fremden Litteratur unterbrochen und gefälscht zu sein. Seit dem Beginne der Kreuzzüge entwickelte sich ein sehr lebhafter Verkehr zwischen dem Norden Frankreichs und den blühenden Provinzen des Südens. Die französischen Ritter lernten dort alle Genüsse einer vorgeschrittenen Civilisation kennen, welche den Lebensfreuden den Glanz der Kunst und die Bedeutsamkeit einer Wissenschaft verlieh, und die Besiegten wurden die Lehrmeister der Sieger in allem, was auf die vom Rittertume gepflegte Sittenfeinheit und Geistesbildung Bezug hatte. Die Ritter des nördlichen Frankreichs fingen an, die Kunst und das Leben der Trobadors nachzuahmen. Bald gab es in Frankreich eine große Zahl von Trouvères, d. h. ritterlichen Dichtern, und von Jongleurs (Jogleors), welche, die Trouvères begleitend, deren Lieder vortrugen oder auch allein das Land durchstreiften, um durch Apollos Kunst ihr Brot zu verdienen.*) Natürlich erfreuten sich diese Letztern nicht gerade der hohen Achtung, welche damals dem freien und unabhängigen Dichter gezollt wurde. Ihre Zudringlichkeit und ihre Habsucht zogen sogar mehr als einmal die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf sich. Philipp August verbot ihnen seinen Hof, damit sie die den Armen bestimmten Almosen nicht davontrügen, und der Verfasser der Chronik von St. Denis lobt ihn deswegen nicht wenig, indem er seine Erzählung mit den Worten beschließt: Se tuit le prince et li riche home fesoient aussi come li preuzdons fist, il ne corroit mie tant de lecheurs aval le pays. — Die Trouvères dagegen waren in der Gesellschaft hoch angesehen; man zählte die höchsten Namen Frankreichs zu ihnen, und die lyrische Poesie wurde fast ein Monopol des Ritterstandes, in Frankreich sowie in der Provence und in Deutschland. Im allgemeinen kann man nicht eben sagen, daß die französische Litteratur dabei viel gewonnen hätte. Die Franzosen besaßen weder die Gefühlswärme noch die glühende Phantasie der provenzalischen Trobadors. Es gelang ihnen sehr gut, sich die Formen der Poesie des Südens anzueignen; aber in ihren besten Gesängen läßt ein Anflug konventionellen und kalten Tons die Nachahmung empfinden: wir fühlen fast immer, daß die Dichter sich auf ein von der Natur ihnen nicht bestimmtes Gebiet ge-

*) Vergl. E. Freymond, Jongleurs und Menestrels. Heidelberg 1883.

wagt haben. Die französische Chanson sollte sich später im Munde des Volkes verjüngen; aus ihrem Verkehr mit der vornehmen Welt hat sie, eine gewisse Eleganz und Regelmäßigkeit der Form ausgenommen, wenig Nutzen gezogen.

Der berühmteste der lyrischen Dichter dieser Epoche ist Thibaut, König von Navarra, Graf von der Champagne (1201—1253).*)

Seine Geburt, seine gesellschaftliche Stellung und die Ereignisse seines Lebens schienen ihn zum Vermittler der beiden litterarischen Nationalitäten bestimmt zu haben, welche sich damals in Frankreich teilten. Durch seinen Vater und sein Leben in der Champagne gehörte er dem nördlichen Frankreich an, während die Erziehung, welche er von seiner Mutter Blanca, der Tochter des Königs von Navarra empfing, ihn frühzeitig in die anmutigen und poetischen Lebensformen des Südens einführte. Sein mehr für die Eindrücke empfänglicher als standhafter Charakter ließ ihn in den Unruhen seiner Zeit eine oft zweifelhafte Rolle spielen. Dreimal, während der Minderjährigkeit Ludwigs, verband er sich mit den Häuptern des hohen Adels gegen die Regentschaft, dreimal verriet er seine Bundesgenossen, indem er einer thörichten Leidenschaft für die Königin-Mutter, Blanca von Castilien, nicht widerstehen konnte. Später, nach dem Beispiele vieler galanten Ritter seiner Zeit, legte er sich auf die Frömmigkeit, ließ Ketzer verbrennen und zog ins heilige Land (1239), wo er nicht mehr Lorbeern gewann als in den abenteuerlichen Unternehmungen seiner muntern Jahre. Die Zeitgenossen rühmen weder seine Tapferkeit noch seine Weisheit, aber sie bewundern einstimmig den dichterischen und musikalischen Zeitvertreib seiner Mußestunden, meist Lieder der Liebe und noch mehr der Galanterie, im Geschmack der Trobadors, und voll von Anspielungen auf sein Verhältnis zur Königin Blanca. „Et pour ce (sagt die Chronik von St. Denis) que profondes pensees engendrent melancolies, il lui fu loé d'aucuns sages homes qu'il s'estudiast en biaus sons de vielle et en douls chans delitables. Si fist entre lui et Gace Brulé les plus belles chansons et les plus delitables et melodieuses qui oncques fussent oïes en chanson ne en vielle, et les fist ecrire en sa sale a Provins et en celle de Troies. Et sont appellees les chansons du roi de Navarre.“ Viele dieser Lieder, zu denen der edle Trouvère, wie man sieht, nicht nur den Text, sondern auch die Musik lieferte, haben in hohem Maße den Vorzug geschickten und leichten Versbaues und einer eleganten, anmutigen Sprache. Man lese z. B. das folgende Liedchen:

Robert, veez de Perron,
Com il a le cuer felon,
Qu'a-un si lointain baron

*) Herausgegeben von La Ravalière, Les Poésies du roy de Navarre (Thibaut IV). Paris 1742; von P. Tarbé, Chansons de Thibault. Reims 1851. — Vergl. Davids, Über Form und Sprache der Gedichte Thibauts IV. von Champagne. Leipzig 1886.

Velt sa fille marier,
Qui a si clere façon
Que l'en s'i porroit mirer.

E dex, com ci faut raison!
Elle a dous vis a foison,
Gente de toute façon,
Or vos en vueille mener.
Robers ne vaut un bouton
Qui si l'en lera aler.

Sire, vos doit on blasmer,
S'einsi l'en lessiez mener
Ce que tant poez amer
Et ou avez tel pooir.
Nel devez lessier aler
Por terre ne por avoir.

Mout par avroiz le cuer noir
Quant vos en savrez le voir;
N'avrez force ne pooir
De li veoir ne sentir:
Et sachiez, si belle a voir
Doit on pres de lui tenir.

Robert, je vueil mielz morir,
Si li venoit a plesir,
Que l'en lessasse partir
Por trestote ma contré.
Helas qui porroit gesir
Une nuit lez son costé!

Sire, dex vos doint joir
De ce qu'avez desiré.
Robert, je m'en crien morir
Quant il l'ont fait maugré de.

Was Gedanken und Empfindungen angeht, so erheben die Chansons und Jeux-partis dieses berühmtesten der Trouvères sich nicht über das Maß einer anmutigen Galanterie, welche sich mit Leichtigkeit in den konventionellen Formen der ritterlichen Sitte bewegt. Als der Dichter später den Spielen der Liebe entsagte und fromm wurde, spiegelte sich auch dieser Umschwung in seinen Versen ab. Die von Lévesque de la Ravallière im Jahre 1742 herausgegebene erste Sammlung seiner Gedichte enthält auf 39 Liebeslieder, 12 jeux-partis, 2 pastourelles, 13 fromme Serventois. Sie beziehen sich meist auf den

Kreuzzug des Dichters und machen mehr als die Liebesgedichte den Eindruck der Wärme und Aufrichtigkeit.*)

Aus der großen Zahl der mit Thibaut gleichzeitig lebenden Trouvères nennen wir den das Volkslied sehr gut kopierenden Audefroi le Bastart (Ende des zwölften Jahrhunderts); Quesne de Bethune († 1224), Pierre Mauclerc, Herzog von der Bretagne; den Chastelain de Coucy, dessen tragische Abenteuer wir oben (S. 170) erzählt haben († 1221), den berühmten Dichter der Artusromane Crestien de Troyes; Gaces Brulez, den Freund des Königs von Navarra; Hugues de Bercy; Jacques de Chison; Robert de Marberoles; Thierri de Soissons; Dans Helinand, den Hofdichter Philipp Augusts. Wir könnten dieses Namenverzeichnis zu mehreren Hunderten ausdehnen, darunter Fürsten, Herzöge, Grafen und Herren in großer Anzahl.**) Aber da ihre Poesieen im allgemeinen nur ziemlich eintönige Variationen desselben Themas sind, glauben wir dem Leser durch Aufzählung ihrer Namen und Titel keinen Dienst zu erweisen.

Kapitel XI.

Die Anfänge der Geschichtsschreibung.

Geschichtliche Elemente enthalten, des wird sich der Leser erinnern, bereits zahlreiche chansons de geste; doch werden die historischen Fakta nur zu sehr durch die hinzugethanen Gebilde der Phantasie erdrückt und verlieren an Deutlichkeit durch die üppig sich herumrankenden Erzeugnisse des Volksaberglaubens.

Das Verdienst, sich strenger an die Geschichte gehalten und seine Phantasie gebührend gezügelt zu haben, gehört dem bereits mehrfach erwähnten normannischen Dichter Wace an. In der epischen Form verfaßte er nach den lateinischen Geschichtswerken des Dudo von St. Quentin (Ende des zehnten Jahrhunderts) und Wilhelm von Jumièges (Ende des elften Jahrhunderts) den Roman de Rou***), eine Geschichte der Normannen und ihrer Herzöge, von

---

*) Über die Bedeutung der genannten Dichtungsarten vergl. das Kapitel über die provenzalische Litteratur.

**) Vergl. auch A. Scheler, Trouvères belges du 12. au 14. siècle, chansons d'amour, jeux-partis, pastourelles, dits et fabliaux. Quesnes de Béthune, Henri III, Gillebert de Berneville, Mathieu de Gand, Jacques de Basieux, Gauthier le Long etc. publiés et annotés. Bruxelles 1876. Nouvelle série. 1879. — P. Tarbé, Les Oeuvres de Blondel de Néelle. Reims 1862. Blondel soll der Sänger sein, der die Befreiung Richards Löwenherz aus der Gefangenschaft bewirkte.

***) Herausgegeben von F. Pluquet, R. Wace, Le Roman de Rou et des Ducs de Normandie. Rouen 1827; von H. Andresen, Maistre Waces Roman de

Rollo bis zu Wilhelm dem Eroberer, und der ersten normannischen Könige von England bis zu Heinrich I., und zwar bis zur Schlacht bei Tinchebrai im Jahre 1106. Wace ließ dieses Werk unvollendet, weil Heinrich II. inzwischen Benoit de Sainte-More zum Hofhistoriographen ernannt hatte; es besteht aus drei Teilen: der erste enthält 750 Achtsilbner, der zweite 4425 Alexandriner und der dritte 11500 Achtsilbner. Das beifolgende Fragment des Romans, eine Schilderung der Schlacht bei Hastings, möge eine Probe seiner Manier und seines Stiles geben:

Quant il orent chevalchie tant
Qu'as Engleis vindrent apreismant,
Sire, dist Taillefer, merci,
Jo vos ai longuement servi,
Tot mon servise me devez:
Hui s'il vos plaist le me rendez.
Por tot guerredon vos requier
Et si vos voil forment preier:
Otreiez mei, que jo n'i faille,
Le premier colp de la bataille.
Li dus respondi: Jo l'otrei.
E Taillefer poinst a desrei,
Devant toz les altres se mist.
Un Engleis feri si l'ocist;
Desoz le piz par mi la pance
Li fist passer ultre sa lance.
A terre estendu l'abati.
Pois traist s'espee, altre en feri.
Pois a crie: Venez, venez!
Que faites vos? Ferez, ferez!
Dont l'ont Engleiz avirone.
Al secont colp qu'il out done
Eis vos noise levee et cri,
Et d'ambes parz pople estormi.
Normant a assaillir entendent,
Et li Engleis bien se deffendent;
Li un fierent, li altre botent.

Rou et des Ducs de Normandie. Nach den Handschriften von neuem herausgegeben. Heilbronn 1877/79; vergl. A. Malet, The Conquest of England, from Wace's poem of the Roman de Rou. Now first translated into English rhyme, with the Franco-Norman text after Pluquet and the notes of Le Prevost, E. Taylor and others. London 1860. — G. Körting, Über die Quellen des Roman de Rou. Leipzig 1867; G. Körting, Über die Echtheit der einzelnen Teile des Roman de Rou. Eberts Jahrbuch VIII, 170; H. Hormel, Waces Leben und Werke. Franco-Gallia V, 1.

Tant sont hardi, ne s'entredotent.
Eis vos la bataille assemblee
Donc encor est grant renommee.
Mult oissiez grant corneiz
Et de lances grant croisseiz,
De machues grant fereiz
Et d'espees grant chapleiz.
A la feie Engleis rusoent,
A la feie recouroent;
Et cil d'oltremer assailleient
Et bien sovent se retraeient.
Normant escrient: Dex aie!
La gent englesche: Ut,' ut escrie.

Von Wace ist ferner die Chronique ascendente*), ein aus 315 Alexandrinern bestehendes Gedicht, welches eine Geschichte Heinrichs II. giebt und einiges von jedem seiner neun Vorfahren berichtet, aufsteigend bis zu Rollo; daher der Name.

Ebenso wenig wie Wace hat sein Werk vollendet der Konkurrent dieses Dichters, der Verfasser des Troja- und des Äneas-Romans, Benoit de Sainte-More. In seiner Chronik**) benutzt er dieselben Werke wie Wace; aber sein Stil ist gefeilter als der dieses Dichters, allerdings auch öfters schwülstig und unklar.

Den Krieg Heinrichs II. gegen den König von Schottland (1173—1174) besingt Jourdain Fantosme, ein Anglonormanne, und bietet in seinem Gedicht***) einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis der Zeitgeschichte; noch wichtiger aber in diesem Sinne und für den Kulturhistoriker von größtem Wert ist die von unbekanntem Dichter herrührende Vie de Guillaume le Maréchal†), enthaltend die Lebensbeschreibung des Grafen von Pembroke, des Regenten von England während der Minderjährigkeit Heinrichs III.

Endlich sei noch erwähnt die Reimchronik des Philippe Mousket††) aus Tournai, eine Geschichte Frankreichs von der Eroberung Trojas an bis zum Jahre 1242 enthaltend. Der poetische Wert dieser mehr als 31000 Verse

*) Herausgegeben von Andresen, im ersten Teile seiner Ausgabe der Roman de Rou. — Vergl. H. Hormel, Untersuchung über die Chronique ascendante und ihren Verfasser. Marburg 1880.

**) Herausgegeben von Fr. Michel in Chroniques des Ducs de Normandie. Paris 1836/44. — Vergl. Romanische Forschungen I, 337, II, 477.

***) Herausgegeben von Fr. Michel a. a. O.; vergl. Romania X, 306; Gröbers Zeitschrift XI, 231. 344.

†) Vergl. Romania XI, 22; XII, 135. — Eine Ausgabe dieses interessanten Gedichtes durch P. Meyer steht bevor.

††) Herausgegeben von Baron de Reiffenberg, Chronique rimée de Philippe Mousket. Bruxelles 1836/38.

langen Reimerei ist gleich Null, dagegen hat sie historischen Wert und ist auch für die Litteraturgeschichte insofern von Bedeutung, als Mouskel bei der Schilderung der karolingischen Zeit oft auf die chansons de geste bezug nimmt, ganze Partien derselben zitiert und häufig Titel und Bruchstücke von solchen Epen giebt, die uns verloren gegangen sind.

Die vorzüglichsten historischen Werke dieser Zeit aber sind in ungebundener Rede geschrieben, und dieser Umstand giebt uns genügende Veranlassung zu einigen Worten über die altfranzösische Prosa.

Die Entwickelung der französischen Prosa ist der der anderen Sprachen lateinischen Ursprungs, selbst der italienischen Prosa, vorangegangen. Wir haben gesehen, daß man im elften Jahrhundert bereits Romane, Chansons und andere Gedichte in großer Zahl in romanischer Sprache verfaßte; die Geschichte aber wurde lateinisch geschrieben, das antike Idiom herrschte auf der Kanzel und im Gerichtssaale; man betrachtete die volkstümliche Prosa eben nur als Mittel, sich im Umgange des Privatlebens verständlich zu machen; wofern man sich nur verstand, kümmerte man sich wenig weder um Wohlklang, noch um Richtigkeit des Ausdrucks. In Italien und Spanien dauerte dieser Zustand der Vulgärsprache bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts; die italienische Sprache erwartete das Genie eines Dante, um das Abbild der geistigen Kultur ihres Volkes zu werden und in dem Heiligtume der Kunst zur Seite ihrer Mutter sich niederzulassen. In Frankreich geschah diese bedeutsame Veränderung um ein Jahrhundert früher. Das gesellige Talent der Franzosen, ihre klare und methodische Art zu denken befreite sich früh von den Fesseln, durch welche die versteinerten Formen des scholastischen Lateins die freie Behandlung des Gedankens verhinderten. Der bekannte Ausspruch Voltaires: „Was nicht klar ist, ist nicht französisch“, war schon beinahe an der Wiege des französischen Volkes eine Wahrheit. Wir haben bereits bemerkt, daß, unter allen neueren Sprachen, die französische zuerst die Ehre hatte, in Staatsverhandlungen angewandt zu werden. Wilhelm der Eroberer drang sie den Rechtsgelehrten und selbst der Geistlichkeit Englands auf, im dreizehnten Jahrhundert sprach man sie an allen Höfen wie zur Zeit des großen Ludwig. Die große Bewegung der Kreuzzüge, der Ruhm der Universität von Paris und der Aufschwung des französischen Volkes unter der Regierung Ludwigs IX. waren hierauf von großem Einfluß. Die durch den heiligen König hergestellte Ordnung und Gerechtigkeit zogen die Fremden nach Paris, um dort Scholastik und Theologie zu studieren; sie lernten dort Französisch, übten sich es zu sprechen und zu schreiben. Im Jahre 1269 schrieb der Italiener Brunetto Latini, der Lehrer Dante's, in französicher Sprache sein Buch: Le Trésor. (Vergl. oben S. 202.)

Und Dante selbst bezeugt aufs ausdrücklichste diese frühzeitige Überlegenheit der französischen Prosa, indem er sagt (in seinem Buche „de eloquentia vulgari“): „Die langue d'oïl, um ihrer Anmut und Leichtigkeit willen, hat

den Vorteil, alles zu besitzen, was in vulgärer Prosa erfunden oder geschrieben ist: die mit den Thaten der Griechen und Römer gefüllten Bücher, die langen Erzählungen von Artus und viele andere geschichtliche und wissenschaftliche Werke."

Es würde zu weit führen, wollten wir in dieser kleinen Skizze allen den Ursachen nachdenken, welche zu diesem bemerkenswerten Resultat mitgewirkt haben mögen. Jedoch eine ist darunter, die man durchaus nicht aus dem Gesicht verlieren darf, um sich eine richtige Vorstellung von der Natur und dem Werte der französischen Prosa zu machen. Es haben nämlich der gesunde Verstand, die gesellige Gewandtheit und vielleicht auch die Leichtfertigkeit der Franzosen sie frühzeitig von dem Übergewicht befreit, welches ein überliefertes und dem Leben vollkommen fremdes Wissen in der Bildung aller andern neueren Völker lange behauptet hat. Schon im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts steht die französische Prosa unter dem Einfluß des Lebens und nicht der Schule. Die ersten französischen Prosaiker, die einen ehrenvollen Platz in der Litteratur behaupten, sind nicht in Klöster eingeschlossene Gelehrte. Es sind Ritter, Krieger, Staatsmänner, welche schreiben, was sie während eines bewegten Lebens gesehen, gefühlt, gethan haben. Die ersten Meisterwerke der französischen Prosa sind also nicht Abhandlungen über abstrakte wissenschaftliche Gegenstände, es sind Memoiren, das heißt historische Erzählungen, welche die öffentlichen Ereignisse so darstellen, wie der Verfasser sie gesehen oder wie man sie ihm erzählt hat, ohne auf gelehrte Genauigkeit Anspruch zu machen. Es versteht sich von selbst, daß man in diesen Geschichten immer vieles auf Rechnung der Eigenliebe des Verfassers, so wie seiner Zu- und Abneigung setzen muß. Doch gewinnen dabei nicht selten die Anmut und die Kraft des Ausdrucks und die Richtigkeit der Färbung, was die historische Zuverlässigkeit einbüßen mag. Die französische Litteratur des dreizehnten Jahrhunderts besitzt zwei Werke dieser Art, die uns ein treueres Bild von dem Leben der Zeit geben als alle lateinischen Chroniken und die, in bezug auf Form und Inhalt, zu den in ihrer Art besten Denkmälern des Mittelalters zählen. Das erste dieser Werke ist: La Conqueste de Constantinople von Geoffroi de Villehardouin*). Villehardouin, Marschall der Champagne (geb. etwa 1160, gest. 1213), nahm an dem berühmten Zuge einer Anzahl französischer Ritter und Herren teil, welche zur Befreiung des heiligen Landes aus Frankreich auszogen, unterwegs ihren Plan änderten, mit

*) Herausgegeben von N. de Wailly, La Conquête de Constantinople par Geoffroi de Villehardouin, avec la continuation de Henri de Valenciennes. Texte original, accompagné d'une traduction. Paris 1872; vergl. B. Todt, Die Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204. Aus dem Altfranzösischen des Gottfried von Villehardouin mit Ergänzung aus anderen zeitgenössischen Quellen. Halle 1878; Sepet, Geoffroy de Villehardouin (Conquête de Constantinople). Analyse historique et littéraire. Paris 1874. — A. Kreßner, Über den epischen Charakter der Sprache Villehardouins. Herrigs Archiv 57, 1.

den Venetianern vereinigt im Jahre 1204 Konstantinopel eroberten, dort einen Kaiser ihrer Wahl einsetzten und eine Zeit lang die poetische Anarchie des Lehns- und Ritterwesens auf den Trümmern des zusammengestürzten byzantinischen Reiches aufrichteten. Alle bedeutenden Züge des Mittelalters: stolze Unabhängigkeit der Ritterschaft, Reichtum und überlegene Politik der kaufmännischen und republikanischen Städte, glühende Andacht und ungebändigtes Streben nach Gewinn und Eroberung, finden sich in dieser seltsamen Unternehmung vereinigt: mehr einem in Handlung gesetzten Ritterroman vergleichbar als einem historischen Ereignis. Villehardouin ist Zeuge aller dieser Wunder gewesen; er hat seinen Anteil an der Arbeit wie an der Beute gehabt. Nach vielen Kämpfen erhielt er die Stadt Messinopel in Thessalien zugeteilt; er starb daselbst 1213, und seine Familie, mit den französischen Kaisern von Konstantinopel verbündet, bestand noch lange nach ihm im Orient und besaß die Herzogtümer Korinth und Argos. — Er berichtet in seiner Chronik zuerst, wie die französischen Ritter auf den Gedanken kamen, in das heilige Land zu ziehen. Es war ein heiliger Mann, der hieß Fulko von Neuilly und war Pfarrer dieses Orts. „Cil Folques dont je vos di, comença a parler de Deu par France et par les autres terres entor.“ Der „Apostel“ von Rom, Innocenz III., schickt zu diesem heiligen Manne und läßt ihm sagen, daß er den Kreuzzug predige. Im Jahre darauf, „bei einem schönen Turnier in der Champagne,“ nehmen eine Menge Herren das Kreuz. Aber man braucht Schiffe. Sechs Abgesandte werden erwählt, um solche in Venedig zu erbitten. Villehardouin befindet sich unter ihnen. Sie kommen an und unterhandeln mit dem neunzigjährigen Dogen Dandolo und mit den bedeutendsten Mitgliedern des Senates. Sodann, (denn Venedig war damals noch eine demokratische Stadt), müssen sie „demütig das Volk angehen.“ „Seignor,“ sagt Villehardouin, „li baron de France li plus halt et li plus poesteif nos ont a vos envoiez; si vos orient merci, que il vos preigne pitié de Jerusalem qui est en servage de Turs, que vos por Dieu voilliez lor compaignier a la honte Jesu-Crist vengier. Et por ce vos i ont eslis que il sevent que nule genz n'ont si grant pooir, qui sor mer soient, come vos et la vostre genz. Et nos comanderent que nos vos en chaïssiens as piez, et que nos n'en leveissiens jusques a tant que vos ariez otroié que vos ariez pitié de la Terre sainte d'outremer.“

Darauf fallen die sechs Gesandten weinend auf die Knie; und der Doge und alle andern erheben die Hände und rufen mit lauter Stimme: „Nos l'otrions, nos l'otrions!“ Enqui ot si grant bruit et si grant noise, que il sembla, que terre fondist.

Mit einer männlichen und festen Bündigkeit, die eben so sehr durch seinen Charakter bedingt wird als durch die Formen der Sprache, fährt Villehardouin fort, die Vorbereitungen zum Kreuzzuge darzustellen, die Streitigkeiten der Führer, die politischen Intriguen, welche das Ziel der Unternehmung verrückten

und sie nach Konstantinopel wandten zur Unterstützung des Prinzen Alexius gegen seinen Oheim, den Usurpator Alexius III., welcher den Vater jenes Prinzen, seinen eigenen Bruder Isaak II. Angelus, im Jahre 1195 der Augen beraubt und ins Gefängnis geworfen hatte. Die Hinterlist und Furchtsamkeit des griechischen Hofes wird gegen den rauhen und leidenschaftlichen Ehrgeiz der Kreuzfahrer vortrefflich in Kontrast gestellt. Kaum ist Alexius durch den Beistand der Lateiner auf den Thron erhoben, als er darauf sinnt, so gefährliche Gäste zu entfernen. Aber diese haben durchaus keine Eile, ihre Beute im Stiche zu lassen. Sie setzen Trotz gegen List. Drei Abgesandte, Quesne de Bethune, Geoffroy de Villeharbouin und Miles le Brabans de Provins kommen nach Konstantinopel, den Kaiser mitten unter seinen Hofleuten zur Rede zu stellen.

Par le conseil as autres messages mostra la parole Coenes de Betune, qui mult ere sages et bien emparlez: „Sire, nos somes a toi venu de par les barons de l'ost et de par le duc de Venise. Et saches tu que il te reprovent le grant servise que il t'ont fait, con la gens sevent et cum il est apparisant. Vos lor avez juré, vos et vostre peres, la convenance a tenir que vos lor avez convent; et vos chartes en ont. Vos ne lor avez mie si bien tenue com vos deussiez. Semont vos en ont maintes foiz, et nos vos en semonons, voiant toz voz barons, de par als, que vos lor taignoiz la convenance qui est entre vos et als. Se vos le faites, mult lor ert bel; et se vos nel faites, sachiez que des hore en avant il ne vos tienent ne por seignor ne por ami; ainz porchaceront que il auront le leur en totes les manieres que il porront. Et bien vos mandent-il que il ne feroient ne vos ne altrui mal, tant que il l'aussent desfié; que il ne firent onques traïson, ne en lor terre n'est il mie acostumé que il le facent. Vos avez bien oï que nos vos avons dit, et vos vos conseilleroiz si con vos plaira".

Die Griechen sind über diese Sprache erstaunt. „Oui", sagten sie, „onques mais nus n'avoit esté si ardiz qui ossast l'empereor de Constantinople desfier en sa chambre meismes." — Es wird ein anhaltender, verzweifelter Widerstand geleistet. Die Griechen setzen alle ihre Kenntnisse und Kunstfertigkeiten in Bewegung, um die Flotte der Lateiner zu verbrennen. Diese, unwissend und überrascht, setzen den Maschinen der Feinde nichts als ihre Kühnheit entgegen. Der Historiker schildert das vortrefflich. Die Griechen hatten 17 Schiffe mit Werg und Pech gefüllt. „Et une nuit," erzählt Villeharbouin, a mie nuit, mistrent le feu es nés, et laissierent les voiles aler al vent; et li feus aluma mult halt, si que il sembloit que tote la terre arsist. Et ensi s'en vienent vers les navies des pelerins; et li criz lieve en l'ost, et saillent as armes de totes parz. Li Venisien corrent a lor vaissiaus, et tuit li autre qui vaissials i avoient; et les comencent a rescore dou feu mult viguerosement. Et bien tesmoigne Joffrois li mareschaus de Champaigne, qui ceste ovre dita, que onques sor mer ne s'aiderent genz

mielz que li Venisien firent; qu'il sailirent es galies et es barges des nés et prenoient les nés totes ardanz a cros, et les tiroient par vive force devant lor anemis fors del port, et les metoient el corrant del Braz, et les laissoient aler ardant contreval le Braz. Des Grex i avoit tant sor la rive venuz que ce n'ere fins ne mesure; et ere li criz si granz que il sembloit que terre et mers fondist.

So weiß die einfache und natürliche Sprache des alten französischen Ritters die großen und malerischen Szenen des Krieges zu schildern. Und mitten unter diesen wahrhaft epischen Gemälden begegnen wir überrascht den Anfängen einer politischen Geschichte, einfach freilich und sehr naiv, aber voll gesunden Verstandes und oft für eine nicht gewöhnliche Einsicht in Staatsgeschäfte Zeugnis ablegend. Villemain hat recht, wenn er findet, daß der Verfasser dieses Buches, der zugleich eine von dessen Hauptpersonen ist, uns in seinen Thaten die Wirklichkeit jenes Ritterlebens zeigt, dessen ideales Bild die Ritterromane entwerfen. „Ein Mann der That und des Rates bewahrte er Vorsicht und Redlichkeit in den tollkühnsten und ungerechtesten Unternehmungen. Er giebt uns eine Vorstellung von jenen festen und strengen Charakteren der alten Zeit, die sich in fest geschlossener Einheit bewegten, den Stahlrüstungen vergleichbar, mit welchen die Krieger bedeckt waren."

Noch eine zweite Darstellung des vierten Kreuzzuges besitzen wir, aus der Feder des um 1250 lebenden pikardischen Ritters Robert de Clari.*) Auch er hat sich selber an dem Zuge beteiligt, dessen Ergebnis die Stiftung des lateinischen Kaiserreichs war; aber im Gegensatz zu Villehardouin kritisiert er oft bitter das Benehmen der Großen gegenüber den „povres chevaliers", deren Meinung er vertritt. Daneben enthält sein Buch auch interessante Details über Konstantinopel, die in einfacher, angenehm sich lesender Sprache vorgetragen werden.

Letzteres kann nicht behauptet werden von der Fortsetzung des Villehardouinschen Werkes, welche Henri de Valenciennes**) verfaßte; sie erinnert eher an eine in Prosa umgesetzte chanson de geste nebst den obligaten banalen Gemeinplätzen, als an eine geschichtliche Darstellung. Übrigens ist sie unvollendet.

In den vortrefflichen Memoiren Joinville's***) malt sich, in einer

---

*) Herausgegeben von Hopf, Robert de Clari, La Prise de Constantinople. 1873; vergl. über Robert von Clari Romania VIII, 462.

**) Herausgegeben von N. de Wailly in seiner Villehardouin-Ausgabe; vergl. H. Helbig, Henri de Valenciennes, précurseur de Froissart. Liège 1861.

***) Herausgegeben von F. Michel, Mémoires de Jean sire de Joinville, ou Histoire et Chronique du très chrétien roi saint Louis. Paris 1858; von N. de Wailly, Oeuvres de Jean sire de Joinville, comprenant l'Histoire de saint Louis, le Crédo et la Lettre à Louis X, avec un texte rapproché du français moderne mis en regard. Paris 1866; N. de Wailly, Histoire de Saint Louis. Texte original ramené à l'orthographe des chartes, précédé de notices sur la langue et la

Sprache voll Anmut und Leben, mehr die heitere Laune und die Freimütigkeit des französischen Ritters als der hochgespannte Enthusiasmus des Kreuzfahrers und die rauhe Tapferkeit des mittelalterlichen Kriegsmanns. Joinville, als Vasall des poetischen Grafen Thibaud von der Champagne, Königs von Navarra, empfing nach der Sitte der Zeit seine ritterliche Erziehung am Hofe seines Lehnsherrn. Bei dem Bankett, welches Ludwig IX. im Jahre 1241 zu Saumur gab, um den Ritterschlag seines Bruders, des Grafen von Poitiers zu feiern, war er als écuyer tranchant (Bratenschneider) des Grafen von Champagne zugegen. Im Jahre 1243 beerbte er seinen Vater, wurde Seneschal der Champagne und verheiratete sich. Zu Ostern 1248 verließ er mit 9 Rittern und 100 Knechten seine Heimat, um den König auf der Kreuzfahrt nach Ägypten zu begleiten. Er war seinem frommen Herrn ein treuer Gefährte, kämpfte bei Damiette und Mansurah und teilte dann die Gefangenschaft des Monarchen und des Heeres. Auch nach der Rückkehr in die Heimat brachte er einen großen Teil seiner Zeit am Hofe oder sonst in den Geschäften des Königs zu; zur Teilnahme an dessen zweitem Kreuzzuge (1270) ließ er sich aber nicht überreden. Seit 1270, nach dem Tode Ludwigs IX., lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern in Joinville. Im Jahre 1282 trat er im Kanonisations-Prozeß des Königs als Zeuge auf; 1298 am 5. August war er zugegen, als man dessen Körper ausgrub. Das Manuskript des Werkes, welches seinen Namen berühmt gemacht hat, überreichte er im Jahre 1309 dem Prinzen Louis, dem Sohne der Königin Johanna, der Gemahlin Philipps IV., die es 1305 bei ihm bestellt hatte.

Es ist nicht etwa eine gut stilisierte Lobschrift, wie begünstigte Höflinge sie wohl nach dem Tode des Herrn schreiben, dem sie ihr Glück verdanken. Joinville liebt seinen König zärtlich; er hängt an ihm mit der ganzen Wärme, welche eine lange Gemeinschaft von Thaten, Gehorsam, Unglücksfälle und Erfolge einem loyalen Ritter einhauchen mußten, der dem besten Könige diente, welchen das Mittelalter gesehen hat. Aber glücklicherweise bedarf ein König wie Ludwig IX. nicht der Schmeicheleien seines Biographen. Indem wir das Buch Joinville's lesen, fühlen wir es lebhaft, daß die angeborene Freimütigkeit und heitere Laune des Franzosen hier durch die Loyalität des ritterlichen Vasallen fast niemals beengt werden, und diese Abwesenheit jedes Zwanges und jeder versteckten Tendenz giebt diesen Geschichten aus der guten alten Zeit einen eigentümlichen Reiz. Das Verhältnis des Königs zu Joinville erinnert an die Beziehungen eines Vaters zu einem lebhaften und selbst ein wenig leichtfertigen, aber von Herzen guten und treuen Sohne. — Li bon roys, sagt Joinville,

---

grammaire de Joinville et suivi d'un glossaire. Paris 1881 (1884). Vergl. Vitet, Joinville, Saint Louis et le 13. siècle. Revue des deux mondes. 1. mai 1868; Ch. Hequet, Le Sire de Joinville, essai biographique. Châlons-sur-Marne 1870; F. Didot, Étude sur la vie et les travaux de Jean sire de Joinville. I. Paris 1870.

m'apela une foiz et me dist: „Je n'os parler a vous pour le soutil senz dont vous estes, de chose qui touche a Dieu; et pour ce ai je appelei ces dous freres qui ci sont, que je vous vueil faire une demande.“ La demande fu teix: „Seneschaus, fist il, quex chose est Diex?“ Et je li diz: „Sire, ce est si bone chose que mieudres ne puet estre.“ — „Vraiement, fist il, c'est bien respondu; que ceste response que vous avez faite, est escripte en cest livre que je tieing en ma main. Or vous demant je, fist il, lequel vous ameriés miex, ou que vous fussiés mesiaus, ou que vous eussiés fait un pechié mortel?“ Et je, qui onques ne li menti, li respondi que je en ameroie miex avoir fait trente, que estre mesiaus. Et quand li frere s'en furent parti, il m'appela tout seul, et me fist seoir a ses piez, et me dist: „Comment me deistes vous hier ce?“ Et je li diz que encore li disoie je. Et il me dist: „Vous deistes comme hastis musarz, car vous devez savoir que nulle si laide mezelerie n'est comme d'estre en pechié mortel, pour ce que l'ame qui est en pechié mortel est semblable au dyable: par quoy nulle si laide meselerie ne puet estre, etc., etc.

Wer erkennt in der Antwort des braven Seneschal nicht den Landsmann Aucassins, der dem Paradies ein Schnippchen schlägt, wofern es nicht Nicolette einschlösse, „sa tresdouce amie qu'il aim tant.“ Diese freimütige Heiterkeit Joinvilles, die dem Gefühl gerade genug Raum giebt, um nicht frivol zu werden — sie verleugnet sich nie, selbst nicht in den ernstesten Lagen. Während er von einer blutigen Schlacht berichtet, in welcher die Sarazenen Sieger blieben und wo il avoit bien un journel de terre derriere les Templiers, qui estoit si chargiez de pylés que li Sarrazin lour avoient lanciés, que il n'y paroit point de terre pour la grant foison de pylés — selbst bei dieser tragischen Erzählung behält er genug gute Laune, um hinzuzusetzen: Li maistres dou Temple perdi l'un des yex, et l'autre avoit il perdu le jour de quaresme-pernant, et en fu mors li diz sires, que Diex absoille! — In den Schilderungen, welche Joinville uns von Ereignissen und Zuständen giebt, die seine Phantasie lebhaft erregt haben, erhebt sich sein Stil bisweilen zu wahrhaft klassischer Wahrheit und Kraft. Man lese z. B. die Darstellung der Abreise von Marseille und der ersten Eindrücke der Seereise:

Au mois d'aoust entrames en nos neis a la Roche de Marseille. A celle journée que nous entrames en nos neis, fist l'on ouvrir la porte de la nef, et mist l'on touz nos chevaus ens, que nous deviens mener outremer; et puis reclost l'on la porte et l'enboucha l'on bien, aussi comme l'on naye un tonnel, pour ce que, quant la neis est en la grant mer, toute la porte est en l'yaue. Quant li cheval furent ens, nostre maistres notonniers escria a ses notonniers, qui estoient ou bec de la nef, et lour dist: „Est arée vostre besoingne?“ Et il respondirent: „Oil, sire; vieingnent avant li clerc et li provere.“ Maintenant que il furent

venu, il lour escria: „Chantez, de par Dieu!“ Et il s'escrierent tuit a une voiz: Veni creator Spiritus. Et il escria a ses notonniers: „Faites voille, de par Dieu!“ Et il si firent. Et en brief tens li venz se feri ou voile et nous ot tolu la veue de la terre, que nous ne veismes que ciel et yaue; et chascun jour nous esloigna li venz des païs ou nous aviens estei neiz. Et ces choses vous moustre je que cil est bien fol hardis, qui se ose mettre en tel peril, atout autrui chatel ou en pechié mortel; car l'on se dort le soir la ou on ne sait se l'on se trouvera ou font de la mer au matin.

Der Teil des Buches, welcher von dem Charakter und von der innern Verwaltung Ludwigs IX. handelt, ist reich an Stellen rührender Einfachheit und Wahrheit. Natürlich muß der Biograph des heiligen Königs die Frömmigkeit als Mittelpunkt und Grundlage des Charakters seines Helden ansehen, muß versucht sein, über alles das zu schweigen, was es an menschlichen Schwächen im Leben des heiligen Märtyrers etwa gegeben hat. Aber augenscheinlich entfernt er sich in dem, was er sagt, nicht von seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit: die Übertreibungen eines Schmeichlers haben nicht die naturmäßige Einfachheit dieser Schilderungen. Wir wären nicht in Verlegenheit, wenn es gälte, dieses Urteil durch zahlreiche und ausgedehnte Zitate zu unterstützen, beschränken uns aber auf die nachfolgenden kurzen Bruchstücke.

Je fu bien vint-dous ans en sa compaignie, que onques Dieu ne li oy jurer, ne sa Mere, ne ses sains; et quant il vouloit aucune chose affermer, il disoit: „Vraiement il fu ainsi,“ ou „Vraiement il est ainsi.“

„Onques ne ly oy nommer le dyable, se ce ne fu en aucun livre la ou il afferoit a nommer, ou en la vie des sains de quoi li livres parloit. Et c'est grans honte au royaume de France, et au roy quant il le seuffre, que a peinne puet l'on parler que on ne die: „Que dyables y ait part!“ Et c'est grans faute de languaige, quant l'on approprie au dyable l'ome ou la femme qui sont donnei a Dieu des que il furent baptizié. En l'ostel de Joinville, qui dit tel parole, il doit la bufe ou la paumelle, et y est cis mauvais languaiges presque touz abatus.

An einer anderen Stelle ist von den Einrichtungen die Rede, welche Ludwig traf, um seinem Volke eine tüchtige Rechtspflege zu sichern.

La prevostés de Paris estoit lors vendue aus bourjois de Paris, ou a aucuns; et quant il avenoit que aucun l'avoient achetee, si soustenoient lour enfans et lour neveus en lour outraiges; car li jouvencel avoient fiance en lour parens et en lour amis qui la prevostei tenoient. Pour ceste chose estoit trop li menus peuples defoulez, ne ne povoient avoir droit des riches homes, pour les grans presens et dons que il fesoient aus prevoz. Qui a ce temps disoit voir devant le prevost, ou qui vouloit son sairement garder, qu'il ne fust parjures d'aucune debte ou d'aucune chose ou fust tenus de respondre, li prevoz en levoit amende, et estoit

punis. Par les grans injures et par les grans rapines qui estoient faites en la prevostei, li menus peuples n'osoit demourer en la terre le roy, ains aloient demourer en autres prevostés et en autres signouries. Et estoit la terre le roy si vague, que quant li prevoz tenoit ses plaiz, il n'i venoit pas plus de dix personnes ou de douze. Avec ce il avoit tant de maufaitours et de larrons a Paris et dehors, que touz li païs en estoit pleins. Li roys, qui metoit grant diligence comment li menus peuples fust gardez, sot toute la veritei; si ne vout plus que la prevostés de Paris fust vendue, ains donna gaiges bons et grans a ceus qui des or en avant la garderoient. Et toutes les mauvaises coustumes dont li peuples pooit estre grevez, il abati; et fist enquerre par tout le royaume et par tout le pays, ou l'on pourroit trouver home qui feist bone justise et roide, et qui n'espargnast plus le riche home que le provre. Si li fu enditiez Estiennes Boilyaue, liquex maintint et garda si la prevostei, que nus malfaiterres, ne liarres, ne murtriers n'osa demourer a Paris, qui tantost ne fust pendus ou destruiz; ne parentés, ne lignaiges, ne ors, ne argens ne le pot garantir. La terre le roy commença a amender, et li peuples y vint pour le bon droit que on y fesoit. Si mouteplia tant et amenda, que les ventes, les saisinnes, li achat et les autres choses valoient a double que quant li roys y prenoit devant.

Solche, von Joinville keineswegs übertriebenen Resultate erheben die berühmten letzten Aussprüche des sterbenden Königs, wie der biedere Ritter sie uns mitteilt, weit über die Bedeutung der meisten jener Reden, welche die Historiker ehedem nach dem Beispiel des Thucydides und Livius ihren Helden in den Mund zu legen pflegten. Folgende Probe möge dieses Kapitel beschließen:

A justices tenir et a droitures soies loiaus et roides a tes sougiez, sanz tourner a destre ne a senestre, mais adès a droit, et soustien la querelle dou povre jeusques a tant que la verités soit desclairie. Et se aucuns a action encontre toy, ne le croi pas jeusques a tant que tu en saches la verité; car ainsi le jugeront ti conseillier plus hardiement selon verité, pour toy ou contre toy. Se tu tiens riens de l'autrui, ou par toy ou par tes devanciers, se c'est chose certeinne, rent le sanz demourer; et se c'est chose douteuse, fai le enquerre par saiges gens isnellement et diligenment. A ce dois mettre t'entente comment tes gens et ti sougiet vivent en paiz et en droiture desouz toy. Meismement les bones villes et les coustumes de ton royaume garde en l'estat et en la franchise ou ti devancier les ont gardees; et se il y a aucune chose a amender, si l'amende et adresce, et les tien en faveur et en amour; car par la force et par les richesces des grosses villes douteront li privé et li estrange de mespenre vers toy, especialment ti per et ti baron. Honneure et aime toutes les personnes de sainte Esglise, et garde que on ne leur soustraie ne apetise leur dons et leur aumosnes que ti devancier leur

auront donné. L'on raconte dou roy Phelippe, mon aïeul, que une foiz li dist uns de ses conseilliers, que mout de tors et de forfaiz li fesoient cil de sainte Esglise, en ce que il li tolloient ses droitures et apetissoient ses justices; et estoit mout grans merveille comment il le souffroit. Et li bons roys respondi que il le creoit bien; mais il regardoit les bontés et les courtoisies que Diex li avoit faites: si vouloit miex lessier aler de son droit, que avoir contens a la gent de sainte Esglise. A ton pere et a ta mere porte honneur et reverence, et garde leur commandemens. Les benefices de sainte Esglise donne a bones personnes et de nette vie, et si le fai par conseil de preudomes et de nettes gens. Garde toy de esmouvoir guerre, sans grant conseil, contre home crestien; et se il le te couvient faire, si garde sainte Esglise et ceus qui riens n'i ont mesfait. Se guerres et contens meuvent entre tes sousgis, apaise les au plus tost que tu pourras. Soies diligens d'avoir bons prevos et bons baillis, et enquier souvent d'aus et de ceus de ton hostel, comme il se maintiennent, et se il a en aus aucun vice de trop grant convoitise, ou de fauseté, ou de tricherie. Travaille toi que tuit vilain pechié soient osté de ta terre; especialment vileins seremens et heresie fai abatre a ton pooir. Pren te garde que li despens de ton hostel soient raisonnable. Et en la fin, tres douz fiz, que tu faces messes chanter pour m'ame et oroisons dire par tout ton royaume; et que tu m'otroies especial part et planiere en touz les biens que tu feras. Biaus chiers fiz, je te doing toutes les beneissons que bons peres puet donner a fil. Et la benoite Trinités et tuit li saint te gardent et deffendent de touz maus; et Diex te doint grace de faire sa volenté touzjours, si que il soit honorez par toy, et que tu et nous puissiens apres ceste mortel vie estre ensemble avec li et li loer sanz fin. Amen."

Kapitel XII.

Die französische Litteratur im fünfzehnten Jahrhundert.

Die vorangehenden Kapitel schilderten die Entstehung der französischen Nationalität und den ersten Aufschwung des litterarischen Geistes der Franzosen. Wir versuchten, im Charakter des Volkes den Einfluß der Franken und Normannen auf die keltisch-romanische Grundlage seiner Civilisation zu erkennen; wir sahen, wie der ritterliche Geist frühzeitig keimte in den Nachkommen der Krieger Karls des Großen, wie Frankreich lebendigen Anteil nahm an der ersten großen geistigen Bewegung des Mittelalters, zu der die Kreuzzüge das

Zeichen gaben. Die epische Poesie, das natürliche Erzeugnis einer jugendlichen, durch die Reflexion noch nicht gebrochenen Einbildungskraft, ging zuerst aus der Nacht einer langen Barbarei hervor, ohne jedoch in Frankreich die jedem Kunstwerk wesentliche Formvollendung erlangen zu können. Sodann, mitten unter dem Waffengeklirr der bekreuzten Ritter und den heiligen Gesängen eines mächtigen und herrschenden Klerus, wagte der ein wenig leichtfertige französische „Menschenverstand" seine ersten Angriffe gegen die Autorität in den zahllosen mehr oder weniger geistreichen Fablels; die scholastische Gelehrsamkeit, im Bunde mit dem gleichzeitig methodischen und frivolen Geiste des Volkes, kündigte dem ritterlichen Enthusiasmus in dem „Roman von der Rose" den Krieg an — und während die lyrische Poesie durch den Schmuck fremder, noch nicht vollständig nationalisierter Formen augenscheinlich noch beengt wurde — erreichte die französische Prosa in den Memoiren zweier kriegerischen Staatsmänner eine für eine so entfernte Epoche wahrhaft erstaunliche Gewandtheit und Klarheit. Man kann nun eigentlich nicht sagen, daß die beiden folgenden Jahrhunderte bis zum Ende des Mittelalters die Hoffnungen dieser Jugendzeit der französischen Litteratur getäuscht hätten. Das vierzehnte Jahrhundert führte keine jener geistigen Umwälzungen im Reich der Gedanken herbei, wie sie später mehr als einmal den geistigen Zustand Frankreichs und Europas umgewandelt haben. Auf den ersten Blick scheinen die moralischen und materiellen Gewalten dieselben zu bleiben. Die Ritter fahren fort, in Turnieren und Schlachten zu glänzen, man macht reichlich Chansons zu Ehren der Damen, die ritterlichen und allegorischen Romane vervielfältigen sich, man macht sich lustig über Priester, Ehemänner, Frauen und alle Welt, ohne daß der Gehorsam gegen die Kirche irgendwie abzunehmen scheint: und dennoch fühlen wir, daß die gute alte Zeit vorüber ist und sind keineswegs erstaunt, am Ende der Epoche den Glanz aller großen Institutionen des Mittelalters plötzlich erbleichen zu sehen vor der aufgehenden Sonne eines neuen Jahrhunderts. Seit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts nämlich untergräbt eine innere und unwiderstehliche Auflösung alle moralischen Grundlagen der mittelalterlichen Kultur und Gesellschaft. Die Kreuzzüge hatten, indem sie die vollständigste Entwickelung und die glänzendsten Resultate des Rittergeistes reiften, nichtsdestoweniger dessen Lebenskraft erschöpft. Der Kampf eines mystischen Enthusiasmus gegen die Interessen einer sehr materiellen Wirklichkeit entschied sich zu Gunsten der letztern. Bald unterschied sich der Ritter von dem ihn bekämpfenden Bürger nur noch durch die Pracht seiner Rüstung, den Ungestüm seines Ehrgeizes und seiner Habsucht und durch die Lockerheit seiner Sitten. Die Liebe der guten alten Zeit wich einer Galanterie, in welcher gerade die Übertreibung der Huldigungen für die beständig zunehmende Leichtfertigkeit der Gesinnungen Zeugnis ablegte. Auf der andern Seite gewinnt der Geist der nüchternen Überlegung, der von Anbeginn eine große Rolle in Frankreich spielte, einen mächtigen Aufschwung in dem Maße, wie der Einfluß der Wissenschaften im „dritten Stande" sich ausdehnt. Die

Allegorie, diese unerquickliche Vertreterin des abnehmenden Dichtergeistes, begnügt sich nicht mehr mit der Beherrschung der didaktischen und satirischen Poesie; sie unterwirft das Theater, welches nach einer tausendjährigen Vernachlässigung sich eben wieder den Zuschauern geöffnet hatte; der Volksgeist, der französische bon sens beginnt seine Kraft in der Litteratur zu entfalten. Er erzeugt das Vau-de-Ville und die Farce; anfangs Zeitvertreib einer lebhaften und lebenslustigen Menge, dann furchtbare Waffen des hundertarmigen Riesen: öffentliche Meinung. — Endlich wurde die Kunst Joinville's mit mehr oder weniger Erfolg kultiviert, und am Ende des Zeitraumes bekundet sich der unermeßliche Fortschritt in politischer Hinsicht durch ein Denkmal französischer Geschichtsschreibung, welches noch jetzt nicht nur den Historiker von Fach, sondern jeden denkenden Freund der Geschichte interessieren muß. Mit einem Worte: die Zersetzung aller Überzeugungen des Mittelalters, wie sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert unwiderstehlich vor sich ging, trug in Frankreich wie anderwärts dazu bei, den Gedanken zu entwickeln und sein Gebiet zu erweitern. Aber sei es, daß das Elend langer und oft für Frankreich unglücklicher Kriege auf der Phantasie der Dichter lastete, oder daß das Schwinden des Rittersinnes den französischen Geist nur seiner natürlichen, den idealen Entzückungen der Poesie nicht eben günstigen Stimmung wiedergab: kein Dichter ersten Ranges wußte durch seine individuelle Begabung die schöpferische Kraft zu ersetzen, welche die Massen nur in der Jugend der Völker durchweht. Aus diesem Grunde glaubt der Verfasser sich verpflichtet, die Litteraturgeschichte dieses Zeitraumes hier nur in sehr gedrängter Weise zu behandeln. Wir werden nur denjenigen Werken eine genauere Aufmerksamkeit zuwenden, welche augenscheinlich eine Veränderung in der Denk- und Empfindungsweise oder einen Fortschritt in der Sprache bekunden; vornehmlich aber denjenigen, welche in den Geist des Volkes Samenkörner streuten, bestimmt in den folgenden Epochen zu keimen und Früchte zu tragen.

I. Epische Poesie.

Das, was wir über den Verfall des ritterlichen Geistes gesagt haben, läßt den Leser schon erraten, daß keineswegs die poetische Bedeutsamkeit der hier zu betrachtenden Werke ihnen ihren Platz an der Spitze der nachfolgenden Darstellungen anweist. Wir glauben nur so viel als möglich der Anordnung der vorigen Kapitel treu bleiben zu müssen, um das vergleichende Studium beider Epochen nicht zu erschweren.

Es liegt in der Natur des Menschen, daß in demselben Maße, wie die Gefühle, auf welchen seine sittliche Existenz beruht, sich abschwächen, er dazu neigt, durch Affektation den Mangel innerer Wärme zu ersetzen und zur Übertreibung seine Zuflucht zu nehmen, um sich und anderen das Erkalten seines Herzens zu verbergen. Die Geschichte des ritterlichen Epos in Frankreich

während der letzten beiden Jahrhunderte des Mittelalters giebt davon ein in die Augen fallendes Beispiel. Zuvörderst — das unfehlbare Zeichen des Verfalls einer poetischen Gattung — man entledigt sich der leichten Fessel des Metrums, um sich in einer weitschweifigen und oft schwülstigen Prosa bequem gehen zu lassen. Wie in Deutschland weicht das eigentliche Ritterepos dem prosaischen Ritterroman, dieser Lieblingslektüre des französischen Publikums, bis um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Nach ihrem Inhalte zerfallen diese Romane in zwei Klassen, insofern sie nämlich prosaische Umschreibungen der alten Heldengedichte oder neue Erfindungen sind. Nicht mehr getragen von den volkstümlichen Überlieferungen und Überzeugungen, welche über die alten Ritterepen einen so eigentümlichen Reiz ausgießen — schildern diese letzteren fast sämtlich das Ideal eines Ritters ohne Furcht und Tadel, eben so entfernt von dem frivolen, eigennützigen und rohen Geist des vierzehnten Jahrhunderts, als von der ungekünstelten und enthusiastischen Einfachheit der Zeit der Kreuzzüge. Eine Masse gehörig aufgetragener Abenteuer schmeicheln der schon ein wenig blasierten Neugierde der Leser, das Wunderbare, das Feenwesen spielt dabei beständig eine große Rolle — und nachdem er alle Gefahren und Versuchungen tapfer bestanden, gewinnt der Held am Ende seine Prinzessin und besteigt gewöhnlich den Thron irgend eines fabelhaften Königreichs oder Kaisertums.*)

Ziemlich selbständig ist jedoch der Prosaroman L'ystoyre et plaisante Cronicque du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des belles cousines sans autre nom nommer**) von Antoine de la Sale (geb. 1398), in welchem der Bruch zwischen der Romantik der Ritterromane und der Wirklichkeit sich zusehends vollzieht; die Ritter sind gewöhnliche Menschen, nicht mit wunderbaren und riesenhaften Eigenschaften ausgerüstete Wesen; sie erlangen ihren Ruhm kraft der ihnen innewohnenden Stärke und Geschicklichkeit, nicht aber durch die Hilfe von Feen und Zauberern; sie kämpfen gegen ihresgleichen, nicht gegen übernatürliche Wesen, wie Riesen, Zwerge, Drachen; sie sind nicht Paladine Karls des Großen oder des Königs Artus, sondern Menschen der Gegenwart, Gestalten der Zeitgeschichte.

Ferner ist als einer von den Romanen, in denen die Stimmung der Gemüter sich spiegelt, wenn er auch nicht von großem dichterischen Wert ist, Jean de Paris***) zu nennen, ein Werk des fünfzehnten Jahrhunderts, ein Sittengemälde seiner Zeit und gleichzeitig eine politische Satire gegen die Eng-

---

*) Vergl. das schon mehrfach zitierte Werk von Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen. Deutsch von F. Liebrecht. Berlin 1851. — Auszüge und Sammlungen der Ritterromane bieten Tressan, Corps d'extraits de romans de chevalerie. Paris 1782; die Bibliothèque universelle des romans. Paris 1775/89; die Nouvelle Bibliothèque des romans. Paris 1798/1805.

**) Herausgegeben von Guichard. Paris 1843.

***) Le Romant de Jehan de Paris, roy de France, p. p. A. de Montaiglon. Paris 1867.

länder. Wir finden darin die Abenteuer eines französischen Prinzen, Johann von Paris, welcher als Nebenbuhler eines Königs von England auftritt, um die Hand einer spanischen Prinzessin zu gewinnen. Die ganze Erzählung atmet die Verachtung, mit welcher der elegante, gesellige Franzose auf die Plumpheit seines englischen Besiegers schon damals herabzublicken versuchte. Die Eitelkeit des Schwächern macht ihre geistigen Gaben, ihre geselligen Talente geltend gegen die überlegene Kraft eines instinktmäßig gehaßten Nationalfeindes. Johann von Paris, als Kaufmann verkleidet, kommt seinem stolzen Nebenbuhler überall zuvor und verdunkelt dessen Glanz. Überall weiß er ihn zu blenden und zu mystifizieren. Endlich gefällt er natürlich der Prinzessin, giebt sich zu erkennen und heiratet sie. Es versteht sich von selbst, daß der König von England und sein Gefolge die ungeschicktesten Menschen von der Welt sind. Ohne auf den Rang eines Kunstwerks Anspruch machen zu dürfen, ist das Ganze wenigstens ein lebensvoller und echt nationaler Scherz, der statt eines affektierten chevaleresken Enthusiasmus uns die Sitten der Zeit schildert, so wie sie waren. Der Stoff liegt, nebenbei gesagt, der komischen Oper gleichen Namens von Boieldieu zu Grunde. Übrigens steht Johann von Paris in seiner Gattung nicht allein da. Mit einer Menge ähnlicher Erzählungen hält er gewissermaßen die Mitte zwischen dem eigentlichen Ritterroman und den satirisch-lehrhaften Werken, mit denen wir uns im folgenden Abschnitte zu beschäftigen haben.

Dasselbe Schicksal, wie die Ritterromane, hatten auch die Fablels; sie wurden in Prosa verwandelt, bedeutend vermehrt, und bildeten unter dem Titel Cent nouvelles nouvelles eine Lieblingslektüre des fünfzehnten Jahrhunderts und eine Fundgrube für die Dichter späterer Zeiten.*)

II. Didaktische und satirische Poesie.

Wir wurden bereits aufmerksam auf die natürliche Vorliebe der Franzosen für jene aus geistreichen Einfällen, ziemlich nüchternen Betrachtungen und Allegorien und leichtfertigen Erzählungen gemischten Kompositionen, für welche der „Roman von der Rose" das erste Muster lieferte. Diese Art zu denken und sich auszudrücken wurde durch den geistigen Zustand der französischen Gesellschaft im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mächtig begünstigt. In allen großen Lebensverhältnissen wich der Enthusiasmus der Herrschaft der Interessen, die Gesellschaft hatte das Vertrauen auf die Festigkeit ihrer Grundlagen verloren und wagte gleichwohl noch nicht, dem Übel auf den Grund zu gehen, um sich auf einem neuen Fundament wieder aufzubauen. Die wahre Poesie, die, welche aus dem Herzen kommt und zum Herzen geht, mußte somit not-

*) Herausgegeben von Leroux de Lincy. Paris 1841.

wendig schwächer und immer schwächer werden. Die Scholastik triumphierte neben der Leichtfertigkeit; fast alle größeren Gedichte arteten in kalte Allegorien aus, die eine sehr gewöhnliche Moral lehren, wenn sie nicht geradezu die Üppigkeit und Entartung der Epoche in einer zum wenigsten sehr zweifelhaften Absicht schildern.

In diesem halb pedantischen, halb burlesken Stile verteidigte um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Martin Franc, Sekretär der Päpste Felix V. und Nikolaus V., die Damen gegen die Spöttereien des Romans von der Rose, in seinen Conseils aux Dames. René d'Anjou (1409—1480) bediente sich desselben, um sich über seine Hofleute lustig zu machen, in seinem Gedicht: „L'Abusé en Cour".*) Er personifiziert darin seinen Hof als eine vornehme, mit Versprechungen freigebige und mit den Hoffnungen ihrer Anbeter ihren Spott treibende Dame. Pierre Michault, Sekretär des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, läßt in seinem Doctrinal de la cour die Luxure, den Orgueil, die Fausseté als „Schulmeister" der Großen sprechen und ihnen seltsame ironisch zu verstehende Lehren geben, z. B.:

Faites plaisir à chacun et chacune;
Si vous tenez de cent promessè une,
C'est bien assez. Mais promettez toujours.

Der Tanz vor den Blinden (la danse aux aveugles) desselben Verfassers stellt das menschliche Leben als einen großen Ball dar, auf dem drei Blinde, l'Amour, la Fortune und la Mort den Takt zum Tanze schlagen.**)

Olivier de la Marche***), Zeit- und Hofgenosse Michault's, gefiel sich in einer noch burleskeren Übertreibung der Allegorie. Seine Conseils aux dames geben dem Muster einer tugendhaften Frau ceinture de chasteté, tablier de diligence und pantoufles d'humilité. Selbst die Reimchroniken schmückte man mit allegorischen Figuren und Reden. Die historischen Sujets dieser Werke hindern die Verfasser keineswegs, sich dem Zuge ihrer romanhaften Einbildungskraft nach Belieben zu überlassen oder nach Herzenslust Moral und scholastische Spitzfindigkeiten zum Besten zu geben. Auf diese Weise schrieb Olivier de la Marche die Geschichte Karls des Kühnen unter dem Titel: le Chevalier délibéré (Neudruck Paris 1842). Martial d'Auvergne, unter Karl VII. Prokurator am Parlament zu Paris, erzählt

---

*) Renés Werke, unter denen noch ein Schäferroman: Regnault et Jehanneton ou les Amours du bergier et de la bergeronne, und die allegorischen Gedichte: Le livre du Cuer d'amours espris und Mortiffiement de Vaine Plaisance zu nennen sind, sind herausgegeben von Quatrebarbes. Angers 1843.

**) Herausgegeben von Douxfils. Lille 1784.

***) Vergl. H. Stein, Olivier de la Marche, historien, poète et diplomate bourguignon. Bruxelles 1888.

in seinen Vigiles de Charles VII. die Geschichte seines Herrn.*) Die Heldin des Jahrhunderts, die Jungfrau von Orleans, wird in dieser Weise darin eingeführt:

Tost après en ceste douleur
Vint au Roy une bergerelle,
Du vilaige dit Vaucouleur,
Qu'on nommait Jehanne la Pucelle.

C'estoit une povre bergiere,
Qui gardait les brebiz ès champs,
D'une doulce et humble maniere,
De l'aage de dix-huit ans.

Devant le Roy on l'amena,
Ung ou deux de sa congnoissance,
Et alors elle s'enclina
En luy faisant la reverence.

Le Roy par jeu si alla dire:
A! ma mye, ce ne suis je pas;
A quoy elle respondit: Sire,
Ce estez vous, je ne faulx pas.

Ou nom de Dieu, si disoit elle,
Gentil Roy, je vous meneray
Couronner à Reims qui que vueille,
Et siege d'Orleans leveray, etc. etc.

Zwischen den verschiedenen Gesängen oder Vigiles, welche dieses Gedicht bilden, preisen allegorische Figuren, wie l'Agriculture, la Théologie den Ruhm des Königs. — Man könnte eine Menge Autoren jener Zeit anführen, die auf ähnliche Weise die französische Litteratur bereichert haben. Aber nur der Name eines Einzigen davon ist berühmt geblieben: Alain Chartier, Hofdichter im Dienste Karls VII. Nicht daß er seine Zeit- und Kunstgenossen an poetischem Genie übertroffen hätte. Im Gegenteil, es fehlt ihm bisweilen sogar jene geistreiche Leichtfertigkeit, welche, eine wahrhaft französische Muse, die Kinder des schönen Frankreichs selten im Stiche läßt. Wenn man die nüchternen und sehr gewöhnlichen Sentenzen seines Breviaire des Nobles oder seines Débat de deux fortunés d'Amour liest, so macht man sich gerade keine große Vorstellung von dem feinen Geschmack der Dauphine, Margarete von Schottland, der Gattin Ludwigs XI., die, so häßlich der

*) Les Poésies de Martial de Paris, dit d'Auvergne. Paris 1724. — Siège d'Orléans. Chronique métrique relative à Jeanne d'Arc. Orléans 1866.

Dichter war, einst in Gegenwart ihres Hofes „baisa la précieuse bouche d'où estoient isseu et sorti tant de bons mots et vertueuses paroles.“ Aber Chartiers Gelehrsamkeit und seine Vertrautheit mit der „guten Gesellschaft“ seiner Zeit haben ihm einen großen Einfluß auf die Ausbildung der französischen Sprache verschafft, welche unter dem Antriebe seines regelmäßigen, methodischen Geistes einen Schritt weiter zu der Präzision und Klarheit machte, zu der sie von Natur sich hinneigt. Außer den schon genannten Werken schrieb Chartier ein Livre des quatre Dames, eine Art moralisierenden Romans. Die vier Damen lieben vier Krieger, welche alle an der Schlacht bei Azincourt teil nahmen. Jede von ihnen erzählt ihre Liebe und ihren Schmerz. Einer der Krieger ist auf dem Schlachtfelde getötet, ein anderer gefangen und nach England geführt. Man weiß nichts von dem Schicksale des Dritten. Der letzte ist entflohen und wohlauf. Man errät leicht die Moral des Werkes.*) Alain Chartier starb gegen 1460.

Noch weniger Kunst, aber bei weitem mehr Originalität und Leben treffen wir an, indem wir von diesen Gesetzgebern des Geschmacks im fünfzehnten Jahrhundert zu einigen poetischen Naturkindern übergehen. Freilich muß uns diese Natur heutzutage ein wenig roh erscheinen: nichtsdestoweniger aber verleiht sie den Erzeugnissen ihrer Lieblinge einen Reiz, der die scholastischen Subtilitäten und die gesuchten Ausdrücke der Nachahmer des Romans von der Rose reichlich aufwiegt. Es ist fast überflüssig zu bemerken, daß es sich hier um größtenteils leichte und zum teil selbst leichtfertige Poesien handelt: das getreue Bild eines Geschlechts, welches eigentlich kein anderes Interesse mehr kannte als das Vergnügen, und welches noch die Kunst nicht besaß, seinen Egoismus und seine Genußsucht unter dem Firniß des feinen Anstandes und des philanthropischen Jargons unserer Tage zu verbergen. — Das berühmteste dieser „enfants perdus“ der Poesie ist François Corbuel, mit dem Beinamen Villon.**) In Armut 1431 zu Paris geboren und mitten unter dem Schwarme ausgelassener Studenten daselbst aufgewachsen (eine Sphäre, die er sein Leben hindurch nicht mehr verlassen hat), stellt er die derbe, volksmäßige Satire und die Schamlosigkeit der Völlerei in ihrer frechsten Nacktheit dar. Er blieb nicht bei dem stehen, was man heutzutage vielleicht Durchtriebenheiten und Jugendstreiche nennen würde. Sein geringer Skrupel über das „Mein und Dein“ gab ihm mehr als einmal mit des Königs Justiz zu schaffen.

*) Herausgegeben von Vallet de Viriville. Paris 1858/59; vergl. G. du Fresne de Beaucourt, Les Chartiers. Recherches sur Guillaume, Alain et Jean Chartier. Caen 1869; Delaunay, Alain Chartier. Paris 1876.

**) Herausgegeben von P. Jannet, Oeuvres complètes de François Villon. Paris 1866; von P. Lacroix. Paris 1877; von L. Moland. Paris 1879. — Vergl. A. Stimming, François Villon. Berlin 1869; Nagel, François Villon, Darstellung seines Lebens nach seinen Gedichten. Berlin 1877; A. Longnon, Étude biographique sur François Villon. Paris 1877; C. Bijvanck, Essai critique sur les œuvres de François Villon. I. Le Petit Testament. Leyden 1883.

Im Châtelet gefangen gesetzt, den Galgen vor Augen reimt er seine Grabschrift und macht (1456) sein Testament in nicht eben sehr melancholischen Versen: Ein Trunkenbold soll sein Faß bekommen, ein Pfarrer seine Geliebte; er vermacht seinen Fluch dem Häscher, der ihn gefangen und zwei Prozesse einem zu fettem Freunde, um ihn von seinem Schmeerbauch zu heilen. Den armen Pariser Studenten bestimmt er sein Bachelier-Diplom, den Kneipwirten seine Schulden, den Juristen seine schlimmen Händel, seinem Verteidiger — eine Ballade. Ohne Furcht noch Zorn gefällt er sich, das Bild des Todes, der ihn erwartet, zu betrachten. In einer seltsamen Ballade schildert er sich selbst, wie er am Galgen hängt, vom Regen gewaschen, von der Sonne getrocknet, durch den Wind geschaukelt. Ohne eben besondere Reue zu empfinden, bittet er seine ihn überlebenden „Brüder“ Gott anzuflehen, daß er ihm vergebe; und wenn ihnen der Name „Brüder“ im Munde eines Mannes „occis par justice“ mißfällt, so mögen sie bedenken, daß nicht alle Menschen „ont le bon sens assis“ und daß er insbesondere nur das bißchen Verstand besessen, was Gott ihm verliehen; denn, fügt er hinzu, „von meinen Zeitgenossen konnte ich aus guten Gründen keinen borgen“. Diesmal durch seine Geistesgegenwart gerettet, fällt er nur zu bald aufs neue der Gerechtigkeit in die Hände, um ihr durch seine Kühnheit und seinen Geist noch einmal zu entrinnen. Schon zum Galgen verurteilt, besaß er die Geistesstärke oder, wenn man will, die Unverschämtheit, darüber in folgendem Quatrain seine Späße zu machen:

Je suis François, dont ce me poise,
Né de Paris emprès Pontoise;
Or d'une corde d'une toise
Saura mon col que mon cul poise.

Dieser etwas cynischen Sorglosigkeit verdankte er seine Begnadigung durch Ludwig XI., und den Rest seiner Tage scheint er, durch einige vornehme Herren protegiert, ziemlich fröhlich verlebt zu haben. Er starb zu Saint-Maixent in Poitou, bei dem Abt des Ortes, seinem Beschützer. Ein eigentümlicher Zug in Villons Charakter ist es, daß dieses wahrhafte „enfant sans souci“ seine Tage nicht der Traurigkeit und der Reue, wohl aber einer träumerischen, zarten Schwermut gehabt hat. In dieser Stimmung gefällt er sich in philosophischer Betrachtung der Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge, und seine Lyra findet dann Akkorde von wahrhaft reizender Anmut und Natürlichkeit. Man lese z. B. die folgenden Strophen seiner Ballade „Von den Damen der alten Zeit“:

Dictes moy où n'en quel pays
Est Flora, la belle Romaine;
Archipiada, ne Thaïs,
Qui fut sa cousine germaine;
Echo, parlant quand bruyt on maine
Dessus riviere ou sus estan,

Qui beauté eut trop plus qu'humaine?
Mais où sont les neiges d'antan!

Où est la tres sage Heloïs,
Pour qui fut chastré et puis moyne
Pierre Esbaillart a Sainct-Denys?
Pour son amour eut cest essoyne.
Semblablement, où est la royne
Qui commanda que Buridan
Fust jetté en ung sac en Seine?
Mais où sont les neiges d'antan!

La royne Blanche comme ung lys,
Qui chantoit a voix de sereine;
Berthe au grand pied, Bietris, Allys;
Harembourges, qui tint le Mayne,
Et Jehanne, la bonne Lorraine,
Qu'Anglois bruslerent a Rouen;
Où sont ilz, Vierge souveraine? . . .
Mais où sont les neiges d'antan!

Und ähnlich sagt er in seinem Grand Testament:

Je congnoys que povres et riches,
Sages et folz, prebstres et laiz,
Noble et vilain, larges et chiches,
Petiz et grans, et beaulx et laidz,
Dames a rebrassez colletz,
De quelconque condition,
Portant atours et bourreletz,
Mort saisit sans exception.

Et meure Paris ou Helene,
Quiconque meurt, meurt a douleur.
Celluy qui perd vent et alaine,
Son fiel se crueve sur son cueur.
Puys sent, Dieu sçait quelle sueur,
Et n'est qui de ses maulx l'allege,
Car enfans n'a, frere ne sœur,
Qui lors voulsist estre son pleige.

Le mort le faict fremir, pallir,
Le nez courber, les veines tendre,
Le col enfler, la chair mollir,
Joinctes et nerfs croistre et estendre.

Corps feminin, qui tant es tendre,
Polly, souef, si precieulx,
Te fauldra il ces maulx actendre?
Ouy, ou tout vif aller es cieulx.

Von seiner vergeudeten Jugend spricht er in seinem Grand testament mit wahrhaft rührender Schwermut:

Je plaings le temps de ma jeunesse,
Ouquel j'ay plus qu'autre gallé,
Jusque a l'entree de vieillesse,
Qui son partement m'a celé.
Il ne s'en est a pied allé
N'a cheval; las! et comment donc?
Soudainement s'en est vollé,
Et ne m'a laissé quelque don.
Allé s'en est, et je demeure,
Pauvre de sens et de sçavoir.
Bien sçay se j'eusse estudié
Ou temps de ma jeunesse folle,
Et a bonnes meurs dedié,
J'eusse maison et couche molle!
Mais quoy? je fuyoye l'escolle,
Comme faict le mauvays enfant...
En escrivant ceste parolle,
A peu que le cueur ne me fend.

Aber diese Anwandlungen von Empfindsamkeit sind nur vorübergehend. Bald findet er seine ganze Sorglosigkeit wieder und gefällt sich mit unglaublicher Offenherzigkeit darin, in lustigen Versen seine Schelmenstreiche und Ausschweifungen zu erzählen. Dies ist das Thema seiner Franches repues, in welchen er die Kunst lehrt, auf fremder Leute Kosten lustig zu leben. Endlich hat er eine Menge Balladen und Kouplets hinterlassen, fast lauter Gelegenheitsgedichte, was ihnen oft ein Leben und eine Wahrheit giebt, wie sie sich in den Gedichten jener Epoche selten genug finden.

Zuerst unter den Dichtern dieses Jahrhunderts hat Villon die frostigen Allegorien des Romans von der Rose und seiner unzähligen Nachahmer verschmäht und einfach und natürlich gesagt, was er fühlte und dachte: ein Verdienst, welches ihm jenen berühmten Lobspruch Boileaus eingetragen hat:

Villon sut le premier, dans ces siècles grossiers,
Débrouiller l'art confus de nos vieux romanciers.

Villon ist der originellste und populärste unter den witzigen Spöttern, welche die Litteraturgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich nennt. Wir

können kurz sein in Bezug auf seine zahlreichen Kunstgenossen, die mit ihm in Leichtfertigkeit des Charakters zum Teil wetteiferten, ohne ihn jedoch in Einbildungskraft und natürlicher Anmut zu erreichen.

Neben ihm sei, der Charakterähnlichkeit wegen, ein anderer Dichter erwähnt, gleichfalls ein Mann aus dem Volke, ohne Kenntnisse und feine Erziehung, aber mit gesundem Sinn begabt, der am Anfange des 15. Jahrhunderts dem Volksliede einen Aufschwung zu geben wußte, den wir also eigentlich erst im nächsten Abschnitt nennen müßten.

Olivier Basselin (1400—1450?), Walkmüller im Thal von Vire (Val de Vire) in der Normandie, erwarb sich unter seinen ländlichen Nachbarn einen Ruf sowohl durch seine Tapferkeit gegen die Engländer, als durch die Lieder, mit welchen er ihre Feste und Trinkgelage zu erheitern wußte. Ein fröhlicher Kamerad, den Wein, gute Gesellen und das Vaterland liebend, ist er gewissermaßen der Béranger seiner Zeit. Seine sämtlich dem Wein und dem Vergnügen gewidmeten Liedchen drücken die Empfindungen des Volks so treu aus, daß sie bald mehr für die Erzeugnisse des Landes als eines einzelnen Mannes galten (die beste Probe des Volksliedes). Sie wurden überall gesungen unter dem Namen „Chansons du Val (Vau) de Vire“, ein Ausdruck, der, als man seinen Ursprung vergessen hatte, der Bezeichnung Vau-de-Ville ihre Entstehung gab.*)

Wir fügen einige Proben bei:

A son nez.

Vau-de-Vire.

Beau nez, dont les rubis ont cousté mainte pipe
  De vin blanc et clairet,
Et duquel sa couleur richement participe
  Du rouge et violet;

Gros nez! Qui te regarde a travers un grand verre,
  Te juge encor plus beau;
Tu ne ressembles point au nez de quelque here
  Qui ne boit que de l'eau.

Un coq d'Inde, sa gorge a toy semblable porte:
  Combien de riches genz
N'ont pas si riche nez! Pour te peindre en la sorte,
  Il faut beaucoup de temps.

---

*) Ausgabe von Lacroix. Paris 1858. — Vergl. A. Gasté, Ollivier Basselin et le vau-de-vire. Paris 1877; W. Kasten, Vaux-de-Vire d'Olivier Basselin. Neuphilol. Centralblatt I N. 4/5. — Die meisten der unter seinem Namen überlieferten Lieder sind für unecht erklärt und dem Advokaten Jean le Houx († in Vire 1616) vindiziert worden von A. Gasté, Les vaux de vire de Jean le Houx. Paris 1875.

Le verre est le pinceau, duquel on t'enlumine;
  Le vin est la couleur
Dont on t'a peint ainsi plus rouge qu'une guisgne,
  En beuvant du meilleur.

On dit qu'il nuit aux yeux; mais seront-ils les maistres?
  Le vin est guarison
De mes maux: j'aime mieux perdre les deux fenestres
  Que tout la maison.

Eloge du vieux-temps.
Vau-de-Vire.

Qui es comme moy un buveur,
Ne craint tant trouver un voleur,
Comme un mauvais beuvrage:
Car d'un voleur on se défend;
Mais celuy qui mauvais vin prend,
Bientost perd tout courage.

Je vouldrois, beuvant mauvais vin,
Me voir la gorge tout soudain
Bien courte devenue;
Mais, quand le bon vin je boirois,
Que le col j'eusse encor trois fois
Aussi long qu'une grue.

Quant a l'eau, ne me parlez point
D'en boire, si n'y suis contraint,
Ou si ne suis hermite;
Encor fauldroit il quelquesfois
Que vin je beusse dans les bois,
Ou je mourrois bien viste.

Je sçay bien que je boy des mieux;
Mais j'en ressemble a mes ayeulx:
Il faut suivre nos peres.
S'on laisse les vieilles façons,
Jamais, si bien que nous pensons
N'iront droict nos affaires.

Guillaume Coquillart, Offizial an der Stiftskirche von Rheims, spottet in seinen Droicts nouveaux*) über die Sitten seiner Zeitgenossen

*) Herausgegeben von P. Tarbé. Reims 1847; von D'Héricault. Paris 1857.

und über seine eigenen, und seine kirchliche Würde hindert ihn durchaus nicht, dabei eine gründliche Kenntnis der weiblichen Thorheiten und Schwächen an den Tag zu legen.

Guillaume Cretin, der bis in das Zeitalter Franz I. lebte, erzählte die Geschichte Frankreichs in Versen. Sein Gedicht auf die Geburt des Dauphin, 1517, zeichnet unter den mythologisierenden Allegorieen, welche man damals bei solchen Gelegenheiten zum Besten zu geben pflegte, sich aus durch Eleganz der Sprache und Leichtigkeit der Versbildung. Wir geben eine Stelle daraus als Probe:

Lors en prez verdz, soubz plaisante saulsoye
. . . .
Vis arriver l'ancien franc bergier,
Nommé Gallus, qni pour le heberger
Feit acoustrer une chambre nattee
D'arbres floriz, où Dame Galatee,
Noble bergere, avec luy print sesjour.
Le franc Gaultier y amena ce jour
S'amye Helene, et, pour leur couverture,
Ung pavillon dresserent de verdure.
Pan s'i trouva jouant des chaleumeaux,
Accompaigné d'ung tas de bons hommeaux
. . . .
Puis Coridon, Menalcas, Palemon,
Paris de Troye et l'amoureux Damon.
. . . .
Pour y venir, nymphes, hamadryades
Et puis aussi nayades et dryades
Laisserent soins des forestz et des eaux
Et le bastir de rameaux et roseaux;
Feirent au vueil et gré de leurs ententes
Beaux cabinetz et umbrageuses tentes.
. . . .
Là, sans debat, riote ou noyse aulcune
Chascun choisit, pour dancer, sa chascune;
Et quant on eut a loysir bancqueté,
Dancé, sailli, couru et cacqueté,
Le bon Gallus, pasteur d'experience,
Requist avoir quelque temps audience.
Incontinent pres de lui s'approcherent,
Et sur belle herbe a monceaulx se coucherent,
Affin d'entendre et promptement ouyr
Ce qui devoit la brigade esjouir,

Et sur ce poinct, sans faire aultre prologue,
Eut mys avant ung petit dialogue.

Gallus.

Pasteurs loyaulx
En ces jours beaulx
Je vous convye
A jeux nouveaux,
. . . .
Priant Dieu, avant qu'on desvie,
Que le grant Pasteur ayt envye
De garder des loups noz troppeaux.

Dann verkündet Galatea die Geburt des königlichen Kindes, unter welchem die Schäfer in Ruhe ihres Lebens froh werden sollen. Gallus antwortet und Galatea schließt endlich mit dem Gesange:

Tout florira,
Dont perira
Pale famine;
Peuple rira,
Bled cueillera
Septier pour mine,
Aux champs floris
Moutons cheris
Seront nourriz,
En cueillant vermeille framboise.
Plaise donc a tous bons esperitz
Prier Dieu garder de perilz
Françoys Daulphin, natif d'Amboise.

Charles de Bordigné*) endlich, Priester zu Angers, erzählt in seinem Pierre Faifeu (1531) eine Menge lustiger, den Abenteuern des deutschen Eulenspiegel vergleichbarer Anekdoten. Man findet in ihnen die Familienzüge der alten französischen Fablels wieder. Hören wir z. B. wie er den alten Volksschwank vom „Flohpulver" erzählt:

La poudre aux puces.

Pour son plaisir, non d'argent trop muny,
Faifeu alla d'esprit non immuny
Pour mieux user de cautelle ou miracle

*) Ein Neudruck seines Werkes erschien Paris 1723.

Chez les Bretons vendre le tyriacle,
En se vantant qu'il guerit tous les maux,
Sans y faillir, tant soient ils anormaux!
Bref, quand eust fait bien ou mal ses repuces,
Il s'en alla vendre la poudre aux puces.
Il avoit fait force petits cornets
Ou n'y avoit que scieure de bois
Bien fort poudré. Adonc a ses abbois
Chacun accourt; lors en fist bonne vente:
Car pour tout vray publiquement se vante:
Que les puces toutes fera mourir.
Là eut argent, pour son fait secourir,
Tant et si bien, qu'il fut assez content.
L'un des presens s'advisa tout content,
Que bien sont fous de là s'estre amusés,
Sans qu'il leur dist la maniere d'user
De la poudre que il leur a vendue;
A Faifeu va, sans faire autre attendue
Luy demander la maniere et la sorte
Qu'il faut user de la poudre qu'il porte.
Il luy respond sans faire long caquet,
Que mettre faut les puces en paquet,
Puis les prendre, chacune seule a seule
Et leur pousser la poudre dans la gueule:
Toutes mourront sans faire long sejour.
Lors chacun rit d'avoir en celuy jour
Tel passe-temps, et si bonne responce:
Mais tout soudain le galland fist esponce
Avec l'argent qu'eut par son plaisant jeu;
Il s'en alla et sans leur dire adieu.

Wir glauben, daß die vorstehenden Proben und Bemerkungen genügen können, um eine Vorstellung von den Produktionen des französischen „esprit“ im fünfzehnten Jahrhundert zu geben. Sehen wir jetzt zu, welche Spuren das poetische „sentiment“ dieser Epoche in der Litteratur zurückgelassen hat.

III. Lyrische Poesie.

Um sich von dem Zustande der Liederpoesie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen richtigen Begriff machen zu können, darf man zuvörderst die Poesie der „guten Gesellschaft“ nicht mit den eigentlichen Volksliedern verwechseln. Die erstere bleibt nach Form und Inhalt den Traditionen der ritterlichen Poesie

der ersten Epoche getreu. Nur nähert der poetische Dialekt sich mehr und mehr der Umgangssprache, die Formen glätten sich, man erlangte eine außerordentliche Gewandtheit in der Behandlung des Reims und des Verses und gewann dabei nicht selten eine Vorliebe für Versspielereien, in welchen Gedanke und Empfindung von dem Geklingel künstlich geordneter Reime übertäubt wurden. Man bewunderte Verse wie den folgenden:

De
ce
lieu
Dieu
sort
mort. Oder:

Molinet n'est sans bruit ni sans nom, non;
Il a son son; et comme tu vois, voix. Oder auch:
Benins lecteurs, tres diligens gens, gens,
Prenez en gres mes imparfaits faicts faicts.

Außer den lais und vire-lais machte man Quatrains, Triolets, Rondeaux, chants royaux, Balladen: Poesien, welche im Inhalte einander sämtlich ähnlich, sich nur durch die Anordnung der Verse unterscheiden. Die französischen Balladen insonderheit sind nicht mit den Volksgesängen zu verwechseln, welche die Engländer so benannt haben und die durch Bürger und Schiller mit solchem Glück nachgeahmt worden sind. Sie sind gewöhnlich Liebeslieder oder bloße poetische Scherze und bestehen aus drei Strophen jede von acht Versen, denen gewöhnlich ein „envoi" von vier Versen folgt, welches den Gedanken des Gedichtes kurz zusammenfaßt.

Unter der großen Menge von unbedeutenden und ganz konventionellen Gedichten, welche die einmal erworbene Fertigkeit elegant zu reimen hervorbrachte, zeichnen wir Froissart und Karl von Orleans aus: beide echte Kinder Frankreichs, fröhlich, sorglos, ritterlich in der französischen Bedeutung des Worts, aber mit einer Feinheit des Geschmacks und selbst mit einer gewissen Wärme des Gefühls ausgestattet, wie sie in dieser halb barbarischen Epoche sich ziemlich selten finden. Da wir auf Froissart's Leben und persönlichen Charakter später zurückkommen müssen, so beschränken wir uns an dieser Stelle auf Mitteilung einiger seiner hübschen Rondeaux*):

Rondelet sur un départ.

Le corps s'en va, mes le cœr vous demeure.
Tres chiere dame, adieu jusqu'au retour!
Trop me sera lointainne la demeure.
Le corps s'en va, mes le cœr vous demeure.

*) Poésies de Froissart, p. p. A. Scheler. Bruxelles 1870/72.

Très chiere dame, adieu jusqu'au retour.
Mes doulz penser, que j'aurai a toute heure,
Adoucera grant part de ma dolour.
Le corps s'en va, etc.

oder

Mon doulz ami, adieu jusqu'au revoir,
Qui bien briefment devers moi vous ramainne;
De vous ferai loyalment mon devoir.
Mon doulz ami, adieu jusqu'au revoir,
Qui bien briefment devers moi vous ramainne;
Si souhaiter pouvoit estre veoir,
Vous me verriez trente fois la semaine;
Mais puisqu'ainsi il n'est dans mon pouvoir,
Mon doulz ami, etc.

oder

Amours, amours, que volés de moi faire!
En vous ne puis veoir riens de seür,
Je ne cognois ne vous ne vostre afaire.
Amours, amours, que volés de moi faire!
En vous ne puis veoir riens de seür.
Lequel vault mieulz: pryer, parler ou taire?
Dittes le moi, qui avés bon eür.
Amours, amours, etc.

Karl, Herzog von Orleans*) (1391—1465), Sohn der berühmten Valentine Visconti von Mailand und des unglücklichen Ludwig von Orleans, Bruders Karl VI., den der Herzog Johann von Burgund, sein Vetter, am 23. November 1407 ermorden ließ, Vater Ludwigs XII., scheint von seiner italienischen Mutter jenes Gefühl für das Schöne und Wohlanständige geerbt zu haben, welches die Mehrzahl ihrer poetischen Landsleute auszeichnet. Das Schicksal schien ihn ganz andere Wege führen zu wollen, als die des galanten lyrischen Dichters. Er war erst sechszehn Jahre alt, als der tragische Tod seines Vaters ihm die Pflicht der Rache gegen einen mächtigen Feind auflegte und ihn an die Spitze einer der beiden Parteien stellte, welche damals Frankreich zerrissen. Die scheinbare Versöhnung, welche in Gegenwart des Königs

*) Poésies de Charles d'Orléans, publiées avec notes par A. Champollion-Figeac. Paris 1842; Charles d'Orléans, poésies complètes, revues sur les manuscrits, avec préface, notes et glossaire, p. p. Ch. d'Héricault. Paris 1875. — Vergl. C. Beaufils, Étude sur la vie et les poésies de Charles d'Orléans. Paris 1861; W. König, Zur französischen Litteraturgeschichte. Studien und Skizzen. Halle 1877; W. Besant, Studies of Early French poetry. London 1877; Délecluze, Les deux prisonniers de Windsor, Charles d'Orléans et Jacques I d'Écosse. Paris 1859.

am 9. März 1409 zu Chartres stattfand, verzögerte den Ausbruch des Bürgerkrieges nur ein wenig. Karl von Orleans, der 1409 nach dreijähriger Ehe seine erste Gemahlin, Isabella von Frankreich, Witwe Richards II. von England, verloren hatte, vermählte sich mit Bonne d'Armagnac, der Tochter des mächtigen Grafen Bernard d'Armagnac. Der Krieg der Burgunder und der Armagnacs verwüstete das Land. Der Einfall der Engländer machte das Unglück vollständig. Am 25. Oktober 1415 unterlag die französische Ritterschaft bei Azincourt den Bogenschützen Heinrichs V. Karl von Orleans war in der Zahl der Gefangenen; man hatte ihn schwer verwundet aus einem Haufen von Toten hervorgezogen; und 25 Jahre vergingen, ehe er durch die Hilfe Philipps von Burgund, des Sohnes seines Todfeindes, seine Freiheit wiedererlangte. Schon seit 1416 zum zweiten Mal Witwer, befestigte er die Versöhnung durch seine Heirat mit Marie von Cleve, der Nichte des Herzogs; und, von nun durch das Mißtrauen Karls VII. von der hohen Politik ausgeschlossen, erheiterte er die Muße seine Alters, auf dem Schlosse zu Blois, durch die poetischen Übungen, welche er während seiner Gefangenschaft lieb gewonnen hatte. Er umgab sich mit einem kleinen Hofe ritterlicher, poetischer Freunde, wie Réné d'Anjou, Jean d'Alençon, Jean II. de Bourbon, Charles de Nevers; aber auch Leute geringer Herkunft, wie Olivier de la Marche und selbst der zerlumpte Villon waren willkommen. Man emanzipierte sich in diesem Kreise keineswegs vollkommen von jener subtilen und der Allegorie ergebenen Schule, welche in dem Roman von der Rose ihr Gesetzbuch verehrte. „Faux Semblant", „Bel Accueil", „Dangier" und andere Personen dieser Familie spielen auch in den Gedichten des Herzogs und seiner Freunde eine bedeutende Rolle. Der Dichter, von l'Amour verwundet, flüchtet nach l'Hermitage de Pensée, in le Bois de Mélancolie oder la Forêt de Tristesse, und der Arzt Espoir reicht ihm einen erquickenden Trank. Die Allegorie war eben eine Art von Mythologie geworden, deren die Poeten nicht zu entraten wagten. Doch wenn Karl von Orleans sich dieses konventionellen Kostüms nicht vollständig zu entledigen weiß, so versteht er es wenigstens mit Anmut und Ungezwungenheit zu tragen. So führt ihn in der „Lettre de retenue", seiner ersten Elegie, „Jeunesse" in ein Schloß, wo er Unterweisung in der Kunst zu lieben empfängt. Nachdem er sie gut begriffen, empfängt er folgenden Lehrbrief:

Dieu Cupido et Venus, la Deesse,
Ayant povoir sur Mondaine Liesse,
Salus de cueur, par nostre grant humblesse,
A tous amans.

Savoir faisons que le duc d'Orleans
Nommé Charles, a present jeune d'ans,
Nous retenons pour l'un de noz servans
Par ces presentes;

Et lui avons assigné sur noz rentes
Sa pension en joyeuses attentes,
Pour en joïr par noz lettres patentes
Tant que vouldrons;

En esperant que nous le trouverons
Loyal vers nous, ainsi que fait avons
Ses devanciers, dont contens nous tenons
Tres grandement.

Man hat sehr richtig bemerkt, daß diese Art, die Sprache der königlichen Edikte heiter zu parodieren, mit dem Stil Voltaire's mehr Ähnlichkeit zu haben scheint, als mit dem des fünfzehnten Jahrhunderts. Vor allem weiß der Dichter reizende und wahrhaft poetische Worte zu finden, wenn er die Freuden des Frühlings und der durch die Liebe verschönten Muße besingt. Hören wir ihn z. B. die Rückkehr des Sommers in den folgenden Rondeaux begrüßen:

Les fourriers d'Esté sont venus
Pour appareillier son logis,
Et ont fait tendre ses tappis,
De fleurs et verdure tissus.

En estandant tappis velus,
De vert herbe par le païs,
Les fourriers d'Esté sont venus
Pour appareillier son logis.

Cueurs d'ennuy pieçà morfondus,
Dieu mercy, sont sains et jolis;
Alez vous en, prenez païs,
Yver, vous ne demourrés plus;
Les fourriers d'Esté sont venus.

Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye,
Et s'est vestu de broderie,
De soleil rayant, cler et beau.

Il n'y a beste ne oyseau,
Qu'en son jargon ne chante ou crye:
Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye.

Riviere, fontaine et ruisseau
Portent, en livree jolye,

Gouttes d'argent d'orfaverie,
Chascun s'abille de nouveau:
Le temps a laissié son manteau
De vent, de froidure et de pluye.

Oder in folgender Ballade:

Trop long temps vous voy sommeillier,
Mon cueur, en dueil et desplaisir;
Vueilliez vous, ce jour, esveillier,
Alons au bois le May cueillir,
Pour la coustume maintenir.
Nous orrons des oyseaulx le glay
Dont ilz font les bois retentir,
Ce premier jour du mois de May.

Le Dieu d'Amours est coustumier,
A ce jour, de feste tenir,
Pour amoureux cueurs festier
Qui desirent de le servir;
Pour ce fait les arbres couvrir
De fleurs, et les champs de vert gay,
Pour la feste plus embellir,
Ce premier jour du mois de May.

Bien sçay, mon cueur, que faulx Dangier
Vous fait mainte paine souffrir;
Car il vous fait trop eslongner
Celle qui est vostre desir.
Pour tant vous fault esbat querir;
Mieux conseillier je ne vous sçay
Pour vostre douleur amendrir,
Ce premier jour du mois de May.

Envoi.

Ma Dame, mon seul souvenir,
En cent jours n'auroye loisir
De vous raconter, tout au vray,
Le mal qui tient mon cueur martir,
Ce premier jour du mois de May.

Und wenn dieses romantische Naturgefühl in den Tagen der Trübsal in ihm erwacht, so lindert es seinen Kummer und läßt ihn jene Thränen vergießen, durch welche die Poesie die Schmerzen ihrer Lieblinge zu stillen weiß:

Le beau souleil, le jour saint Valentin
Qui apportoit sa chandelle alumee,
N'a pas long temps, entra un bien matin
Priveement en ma chambre fermee.
Celle clarté, qu'il avoit apportee,
Si m'esveilla du somme de Soussy
Où j'avoye toute la nuit dormy
Sur le dur lit d'Ennuieuse Pensee.

Ce jour aussi, pour partir leur butin
Des biens d'Amours, faisoient assemblee
Tous les oyseaulx, qui parlant leur latin,
Crioyent fort, demandant la livree
Que Nature leur avoit ordonnee:
C'estoit d'un per, comme chascun choisy;
Si ne me pus rendormir, pour leur cry,
Sur le dur lit d'Ennuieuse Pensee.

Lors en moillant de larmes mon coessin,
Je regrettay ma dure destinee,
Disant: Oyseaulx, je vous voy en chemin
De tout plaisir et joye desiree;
Chascun de vous a per qui lui agree,
Et point n'en ay, car Mort, qui m'a trahy,
A prins mon per, dont en dueil je languy
Sur le dur lit d'Ennuieuse Pensee.

Das Alter, dieser grausame Feind der Liebe und des Vergnügens, kann der guten Laune des fröhlichen französischen Ritters nichts anhaben, ob er gleich nur zu gut weiß, was es ihn gekostet hat. Er scherzt darüber, wie z. B. in den folgenden Versen, in denen er von seiner Brille spricht:

Par les fenestres de mes yeulx,
Ou temps passé, quant regardoye,
Advis m'estoit, ainsi m'ait Dieux,
Que de trop plus belles veoye
Qu'a present ne fais: mais j'estoye
Ravy en plaisir et lyesse,
Es mains de ma Dame Jeunesse.
Or, maintenant que deviens vieulx,
Quant je lis ou livre de Joye,
Les lunettes prens pour le mieulx;
Par quoy la lettre me grossoye
Et n'y voy ce que je souloye.

Pas n'avoye ceste foiblesse
Es mains de ma Dame Jeunesse.
Jeunes gens, vous deviendrez tieulx,
Se vivez et suivez ma voie.

Schon 1437 hatte er von Amour, dem Gebieter seiner Jugend, einen feierlichen poetischen Abschied genommen, um sich in dem Schlosse Non-Chaloir mit Confort und Passe-Temps zu trösten, und in diesen Tröstungen spielen die dichterischen Geistesspiele seiner letzten Jahre eine große Rolle. Man machte in Blois Balladen und Rondeaux auf gegebene Themen, um sich an der überwundenen Schwierigkeit zu ergötzen. Einst hatte der Herzog für einen solchen Balladen-Wettstreit das Thema gegeben: Je meurs de soif aupres de la fontaine, und Villon, der arme Pariser Student, trug über alle Konkurrenten, auch über seinen vornehmen Gastfreund, den Sieg davon.

Die französischen Beurteiler nennen ihn „den letzten Trouvère", indem sie in seinen Liedern und Balladen mehr gekünstelte Eleganz als wahres Gefühl finden. Er ist in dieser Beziehung der getreue Vertreter des hinsterbenden, ausgearteten Rittertums. Aber in bezug auf natürliche Anmut und Eleganz der Sprache und des Verses kann man ihn den Vorläufern der Renaissance beizählen, die durch seine italienische Mutter auf seine Erziehung gewirkt hatte.

Um 1802 veröffentlichte Vanderbourg in Paris die Poesieen der Clotilde von Surville, einer edlen Dame des fünfzehnten Jahrhunderts, geboren 1405, gestorben nach 1495. Die Person der auf dem Titel genannten Verfasserin ist historisch. Sie heiratete im Jahre 1421 Berenger von Surville, an welchen mehrere der schönsten Gedichte der Sammlung gerichtet sind. Ihre Schönheit und ihr Geist erregten die Bewunderung der Zeitgenossen. Karl von Orleans kannte ihre Poesieen und empfahl sie der Aufmerksamkeit der Dauphine Margareta von Schottland, der Beschützerin Alain Chartiers, die vergeblich die Verfasserin an den Hof zu ziehen versuchte. Aber alles dieses beweist nicht die aus guten Gründen verdächtige Echtheit der von Vanderbourg veröffentlichten Gedichte. Er hatte sie von den Erben eines Marquis von Surville empfangen, welcher, nachdem er im Jahre 1792 ausgewandert war, nach Frankreich zurückkehrte, um die Revolution zu bekämpfen, und durch ein Kriegsgericht zum Tode verurteilt wurde. Man behauptet, daß er die Gedichte seiner Urältermutter in den Archiven seiner Familie gefunden, daß er sie entziffert, abgeschrieben und wenige Tage vor seinem Tode seinen Freunden empfohlen habe. Niemand hat also die Original-Handschrift Clotildens gesehen; es ist nicht mehr möglich, ihre Echtheit diplomatisch zu beweisen; und wenn man nur die inneren, aus dem Stil und dem Inhalt dieser problematischen Gedichte entnommenen Gründe zu Rate zieht, so ist man genötigt, dem fünfzehnten Jahrhundert diese köstliche Blume seines Dichterkranzes streitig zu machen. Zunächst ist Clotilde in ihren Dichtungen gelehrter als ihre Zeit. Sie erwähnt Bücher, die noch nicht existierten; sie spricht von den Trabanten

des Saturn, die noch nicht entdeckt waren; sie beobachtet in der Versbildung Regeln, welche ihre Zeitgenossen nicht kannten; so läßt sie männliche und weibliche Reime sorgfältig abwechseln und vermeidet aufs strengste den Hiatus. Endlich herrscht in dem Stil dieser Poesieen eine Eleganz, eine Bestimmtheit, die überall das Französische Racines und Voltaires unter der gotischen Verkleidung erkennen läßt. Nun ist es überdies eine Thatsache, daß Herr von Surville es vergeblich versucht hat, sich durch eigene Gedichte einen Namen zu machen. Wir glauben daher der Meinung Villemains beitreten zu dürfen, welcher der Ansicht ist, daß der poetische Marquis sich die kleine Mystifikation erlaubt hat, um sich vom Publikum für die Gleichgiltigkeit Genugthuung zu verschaffen, mit welcher dasselbe seine eigenen Werke aufgenommen hatte. Zum Überfluß atmen mehrere Gedichte der vorgeblichen Clotilde einen sehr sentimentalen Royalismus, der weit eher nach dem Emigranten von 1792 schmeckt, als nach dem Ritterfräulein des fünfzehnten Jahrhunderts.*) Hören wir z. B. die folgende Strophe ihrer „Héroïde“ an Berenger, ihren Gatten:

Bellone, au front d'arhain, ravage nos provinces;
France est en proye aux dents des léoparts:
Banny par ses subjets, le plus noble des princes
Erre, et proscript en ses propres remparts,
De chastels en chastels et de villes en villes
Contrainct de fuyr lieux où debvoit régner,
Pendant qu'hommes félons, clercs et tourbes serviles
L'ozent, o crime! en jusdment assigner!
Non, non, ne peult durer tant coulpable vertige.
O peuple Franc, reviendraz à ton roy!

Die schöne Clotilde scheint selbst eine gewisse prophetische Gabe zu besitzen, indem sie hinzufügt:

Et, pour te rendre à luy, quand faudroit d'ung prodige,
L'attends du ciel, en ce commun desroy.

Aber wie es sich damit verhalte, diese Gedichte verdienen an und für sich gar wohl gelesen zu werden, und der unbekannte Verfasser hat sich in ihnen ein bleibendes Denkmal gesetzt.

IV. Dramatische Poesie.

Neben den Mysterien und Miracles spielte man schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Moralitäten. Eine Genossenschaft von Pariser Advokaten, les clercs de la Bazoche**), unter der Regierung Philipps des

*) Vergl. W. König, Étude sur l'authenticité des poésies de Clotilde de Surville. Halle 1875.

**) Vergl. A. Fabre, Études historiques sur les Clercs de la Bazoche, suivies de pièces justificatives. Paris 1856.

Schönen (1285—1314) gegründet, hatte seit langer Zeit das Vorrecht, die öffentlichen Festlichkeiten zu ordnen, die man bei feierlichen Gelegenheiten veranstaltete. Eifersüchtig auf die Beliebtheit der Confrères de la Passion wollten sie gleichfalls Mysterien spielen. Aber der Erzbischof untersagte es ihnen, und um sich nicht verdunkeln zu lassen, sahen sie sich nun gezwungen auf etwas Neues zu denken. Sie fingen damit an, die Mysterien einfach abzukürzen und sie unter dem Titel Moralitäten*) darzustellen. Bald aber siegte dabei der wissenschaftliche und grübelnde Geist, der in der Gesellschaft des fünfzehnten Jahrhunderts erwacht war, über die Ehrfurcht vor der Überlieferung. Die Kälte und spitzfindige Reflexion, welche den Roman von der Rose und die anderen allegorischen Gedichte erzeugt hatte, bemächtigte sich auch der Schaubühne. Die Charakterkomödie, das Meisterstück des modernen Geistes, kündigte sich durch unförmliche Darstellungen an, in denen kalte Allegorieen die Personen ersetzten. Jean Molinet z. B., einer der ersten, die diese Gattung pflegten, brachte eine Moralität Du Rond et du Carré auf die Bühne. Es gab eine Moralität von dem Bien advisé und Mal advisé, in welcher die Verbalformen regno, regnavi und regnabo als Personen auftreten. In einer andern giebt Repentir dem Abraham das Messer in die Hand, um seinen Sohn zu opfern. Der ganze Katechismus, die christliche Heilsordnung wurde durch allegorische Gestalten in Scene gesetzt. Auch scheint man sich daran gewagt zu haben, Ereignisse der französischen Geschichte dramatisch darzustellen. Gringoire, ein Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, brachte in einem langen Drama die Geschichte des heiligen Ludwig auf die Bühne, und da wir erst einen kleinen Teil der alten dramatischen Manuskripte kennen**), welche die Bibliotheken Frankreichs füllen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser Versuch nicht der einzige seiner Art ist. Frankreich scheint im fünfzehnten Jahrhunderte dem historischen Drama wie der Charakterkomödie und dem Trauerspiel ziemlich nahe gekommen zu sein. Aber es verfehlte beide, weil ihm ein Mann fehlte. Es war Shakspeare beschieden, zu sehen und zu vollenden, was das Mittelalter nur geahnt und mit schwacher Hand versucht hatte.

Auf daß jedoch die dramatischen Versuche dieser Jahrhunderte für die Vervollkommnung der Kunst und für den französischen Ruhm nicht gänzlich verloren gingen, wußte der gesunde Menschenverstand und das satirische Talent der Nation frühzeitig seinen Platz auf der Schaubühne in Besitz zu nehmen. Nachdem es lange in den Fablels und Chansons geglänzt, schuf es das Lust-

*) Sammlungen von Moralitäten und den gleich zu erwähnenden Farcen und Sotien hat veranstaltet S. Caron, Recueil de plusieurs farces, sotties et moralités. Paris 1798/1806; Fr. Michel, Recueil de farces, moralités et sermons joyeux. Paris 1837; L. Jacob, Recueil de farces, soties et moralités du 15. siècle, réunies pour la première fois. Paris 1859.

**) cf. E. Fournier, Le théâtre français avant la renaissance. Paris 1872; Géruzez, Essais de Littérature française. Paris s. a. S. 256—278 (De la Comédie politique sous Louis XII).

spiel und die Posse und gab ihnen von vorne herein ein Leben und ein Feuer, welche mitten in der Barbarei des Mittelalters dem französischen Volke seinen Molière verhießen. Die Clercs de la Bazoche versuchten zuerst komische Sujets darzustellen. Die Allegorie selbst, die man immer nicht los werden konnte, ist darin bisweilen voll von poetischem Leben. Wir sehen z. B. Le Vieux Monde die Scene eröffnen und sich beklagen, daß es mit ihm schlechten Fortgang habe. Abus tritt auf, schläfert ihn ein und verspricht ihm, alles in Ordnung zu bringen. „Du mußt dich nicht so plagen", sagt er ihm; „mach dir's bequem, schlaf dich aus, ich nehme alles auf mich." Vieux Monde legt sich schlafen, und Abus, nun Herr des Platzes, ruft seine Helfershelfer. Er klopft an mehrere Bäume, und man sieht daraus hervorgehen Sot Dissolu als Geistlichen gekleidet, Sot Glorieux als Soldaten, Sot Fripon in der Robe des Richters.

Allons, des cartes a foison,
Vin clair et tonte gourmandise

sagt der Vertreter des Klerus;

A l'assaut, a l'assaut

ruft der Soldat:

A cheval, sus en point, en armes!
Je feray pleurer maintes larmes
A ces gros villains de village.

Mit diesem Gefolge fängt Abus an, die eingeschlafene alte Welt zu plündern. Dann schafft er eine neue, die einen noch schlechtern Fortgang nimmt und endlich in den Abgrund stürzt.

Das beste aller dieser Stücke der „Bazoche" ist die berühmte Farce vom Pathelin*), das Werk eines unbekannten Verfassers, zum ersten Male dargestellt im Jahre 1480. Die Franzosen haben es noch nicht vergessen. Man spielt es, etwas neumodisch aufgestutzt, noch heute auf manchen Pariser Theatern.**) Die Clercs de la Bazoche sind darin so vernünftig, sich

*) Herausgegeben von F. Génin, Maistre Pierre Patelin. Texte revu sur les mss., avec une introduction et des notes. Paris 1854; von L. Jacob, Maistre Pierre Pathelin, suivi du nouveau Pathelin et du Testament de Pathelin, farces du 15. siècle. Paris 1859. (vergl. Muret, Über den Nouveau Pathelin. Berlin 1865; Muret, Le Testament de Pathelin. Herrigs Archiv 39. S. 49); L. Jacob, La Farce du Maître Pathelin, publiée avec notes etc. Paris 1876. — Vergl. W. Stähle, La Farce de Pathelin in litterarischer, grammatischer und sprachlicher Hinsicht. Marburg 1862; O. Dickmann, Maistre Pierre Pathelin. Essai littéraire et grammatical, précédé d'un résumé succinct de l'histoire du théâtre français. Hamburg 1875; Schäffer, Maistre Pierre Pathelin. Grammatische Untersuchung. Darmstadt 1877; A. Vogt, La Farce de l'avocat Pathelin. Ein Beitrag zur französischen Metrik. Fellin 1882.

**) E. Fournier, La vraie farce de Maître Pathelin, mise en trois actes et en vers modernes. Paris 1872. — Deutsche Bearbeitungen sind: A. Bösch, Advokat Patelin. Lustspiel in drei Akten, für die deutsche Bühne bearbeitet. Frankfurt a. M. 1879; A. Graf Wickenburg, Meister Pathelin, altfranzösischer Schwank. Übersetzt und für die deutsche Bühne bearbeitet. Wien 1883.

über die Schwächen ihres eigenen Standes lustig zu machen, indem sie die Kniffe eines armen und spitzbübischen Advokaten darstellen. In der ersten Scene macht Guillemette, des Advokaten Pathelin Frau, ihrem Manne Vorwürfe:

Je vy que chascun vous vouloit
Avoir, pour gaigner sa querelle;
Maintenant chascun vous appelle
Par tout: Avocat dessoubz l'orme.

Pathelin verteidigt sich so gut er kann und verspricht, einen neuen Rock zu beschaffen.

Je m'en vueil aller a la foire.
G. A la foire?
P. Par saint Jehan! voire;
A la foire, gentil marchande,
Vous desplaist il, se je marchande
Du drap, ou quelque autre suffrage
Qui soit bon a nostre mesnage?
Nous n'avons robe qui rien vaille.
G. Vous n'avez ne denier ne maille,
Que ferez vous?
P. Vous ne sçavez.
Belle dame, se vous n'avez
Du drap pour nous deux largement,
Si me desmentez hardiment.
Quel couleur vous semble plus belle?
D'ung gris vert? d'ung drap de Brucelle
Ou d'autre? Il me le faut sçavoir.
G. Tel que vous le pourrez avoir:
Qui empruncte ne choisit mye.
P. (en comptant sur ses doigts.)
Pour vous, deux aulnes et demye,
Et, pour moy, trois, voire bien quatre,
Ce sont . . .
G. Vous comptez sans rabattre:
Qui dyable les vous prestera?
P. Que vous en chault qui ce sera?
On me les prestera vrayement,
A rendre au jour du Jugement.

Pathelin begiebt sich wirklich zum Tuchhändler und
par blasonner et attraper
en luy usant de beau langaige

weiß er das Tuch ohne Bezahlung davon zu tragen. Dann verteidigt er gegen denselben Tuchhändler den „maître Agnelet“, dessen Schäfer, der wegen einiger gestohlener Schafe von seinem Herrn verklagt ist. Der Schäfer, Pathelins Rate folgend, antwortet auf alle Fragen des Richters nichts als „bée!“ Die Unverschämtheit Pathelins erhitzt das Gemüt des Tuchhändlers. In seiner Wut weiß er sein Tuch nicht mehr von seinen Schafen zu trennen, und nachdem der Richter ihn vergeblich erinnert „de revenir à ces moutons“, macht er durch Freisprechung des Schäfers der Sache ein Ende. Zum Schluß bezahlt dieser Herrn Pathelin mit seiner eigenen Münze. Statt ihm den bedungenen Lohn zu zahlen, antwortet er wieder „bée“ auf alles, was man zu ihm sagt, und Pathelin, der jedermann zum besten gehalten, muß es endlich dulden, daß man auf seine Rechnung lacht.

Me fais tu manger de l'oë?
Maugrebieu! ay je tant vescu
Qu'un bergier, un mouton vestu,
Un villain paillart, me rigolle?

Natürlich besteht das Hauptverdienst des Stückes nicht in dieser sehr einfachen und selbst ein wenig plumpen Intrigue, sondern in der Komik, mit welcher fast alle Scenen reichlich gewürzt sind, und deren Kraft vier Jahrhunderte nicht völlig zerstört haben.

Endlich müssen wir hier noch der Enfans Sans Soucy gedenken, einer Gesellschaft junger Leute aus den besten Familien von Paris, die sich mit den Passionsbrüdern verbunden hatte, um den Ernst der Mysterien durch burleskkomische Zwischenspiele (soties) zu mildern. Diese schon von Karl VI. privilegierte Gesellschaft, mit ihrem Prince des sots an der Spitze, erinnert in gewisser Weise an die Karnevals-Gesellschaften in Köln und andern Städten Deutschlands. Geschützt durch die Gunst des Publikums und der Fürsten blühten die Enfans Sans Soucy bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Franz I., der „Vater der Wissenschaften“, verbot ihre Darstellungen, weil er ihre Satire fürchtete. Später traten sie mehrmals wieder zusammen, um dann, gegen das Ende des Jahrhunderts, dem Elende der Bürgerkriege zu weichen sowie der Umwandelung des litterarischen Geschmacks, welche die „Wiedergeburt der Wissenschaften“ auch in Frankreich herbeiführte.

V. Historiker des Zeitraums.

Die vier großen Denkmäler der alten französischen Prosa repräsentieren in merkwürdiger Weise den Geist der verschiedenen Zeiträume, deren Geschichte sie erzählen. Die Würde und Kühnheit des alten Feudal-Adels atmen in Villeharbouin's kurzer und energischer Rede; der brave Joinville schildert

uns die Geburt des französischen Nationalbewußtseins unter der Ägide eines eben so patriotischen als frommen Königs. Froissart, der Geschichtschreiber des vierzehnten Jahrhunderts, weiß mit schlagender Wahrheit alle Züge der fröhlichen und heroischen Anarchie zu zeichnen, inmitten deren er lebte, während der gedrängte Stil und die reifen und verständigen Betrachtungen des Commynes Zeugnis ablegen, nicht nur für den hervorragenden Geist des Verfassers, sondern auch für die geistige Umwandlung, welche gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dem Jugendalter aller abendländischen Völker ein Ende machte.

Froissart (1337—1410) wurde zu Valenciennes geboren.*) Sein Vater, ein Wappenmaler, bestimmte ihn für die Kirche, ohne die natürliche Anlage des Jünglings dabei zu Rate zu ziehen. Denn dieser fühlte wenig geistlichen Beruf in sich, wenn man glauben darf, was er selbst von seinen Neigungen sagt:

Au boire je prens grant plaisir:
Aussi fai je au beaus draps vestir.
En viande fresche et nouvelle
Quant a table m'en voy servir
Mon esperit se renouvelle.
Violettes en leurs saisons
Et roses blanches et vermeilles
Voy volentiers; car c'est raisons;
Et chambres pleines de candeilles,
Jus et danses et longues veilles
Et beaus lis pour li rafraichir
Et au couchier, pour mieux dormir,
Espices, clairet et rocelle.

Diese Neigungen hielten ihn indessen nicht ab, sich die Priesterweihe geben zu lassen. Aber weit entfernt, sich in der Strenge des Mönchslebens zu begraben, gesellte er sich zu dem Hofe eines fröhlichen Kavaliers, Robert de Namur, Herrn von Montfort. Bald verleidete ein Liebeskummer ihm sein Vaterland. Er erfuhr, daß eine Dame, an die er viele Huldigungen verschwendet, auf dem Punkte stand sich zu verheiraten, und, nachdem er drei Monate lang vor Ärger krank gelegen, ging er nach England, woselbst die Königin, Philippa von Hennegau, ihn sehr gnädig an ihrem Hofe empfing. Seit dieser Zeit führte er bis wenige Jahre vor seinem Tode das fröhliche und bewegte Leben eines Trobadors der guten Zeit: von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß reisend,

*) Vergl. P. Paris, Nouvelles recherches sur la vie de Froissart et sur les dates de la composition de ses chroniques. Bulletin du bibliophile et du bibliothécaire. 1860. S. 851; E. Béguet, Froissart. Revue des deux Mondes, mai 1832; F. Kervyn de Lettenhove, Etude littéraire sur le XIV ième siècle. Paris 1858; Weber, Jean Froissart und seine Zeit. Raumers „Historisches Taschenbuch", 1871.

überall gegenwärtig, wo es Feste und muntere Gesellschaft gab, nach Gelegenheit Verse machend und Messe lesend und ungeachtet aller dieser Zerstreuungen unablässig an dem Werke seines Lebens arbeitend, an jener Geschichte seiner Zeit, zu welchem schon sein erster Herr, Robert von Namur, den ersten Gedanken in ihm erweckt hatte. Die Pfründe von Lestines, welche er 1373 empfing, machte ihn seinem beweglichen und abenteuernden Leben nicht abwendig. Im Dienste des Herzogs Wenzel von Brabant vereinigte er die Poesieen dieses Herrn und einen Teil seiner eigenen in dem Roman „Méliador oder der Ritter mit der goldenen Sonne". Nach Wenzels Tode 1383 trat er in den Dienst des Grafen von Blois, für dessen Hof er pastourelles und epithalames, Idyllen und Hochzeitslieder, verfaßte. Eine Reise an den Hof des Grafen Gaston von Foix verschaffte ihm die Bekanntschaft des Ritters Espaing de Lion, der fast bei allen Kriegsbegebenheiten der Zeit zugegen gewesen war: eine wahre Fundgrube für den wißbegierigen Chronisten. Um 1395 ist Froissart wieder in England, wo Richard II. ihn sehr gnädig aufnimmt. Endlich, da das Alter sich bemerklich macht, bleibt er in seinem Kanonikat zu Chimay, beschäftigt, seine Chronik abzuschließen. Er starb dort im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Das Werk seines Lebens, die Chroniques de France, d'Angleterre, d'Ecosse, d'Espagne, de Bretagne*), welches alle Romane und Balladen jenes Zeitraumes überlebt hat, ist eine allgemeine Geschichte der westeuropäischen Staaten, vom Jahre 1326 bis gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Allerdings nicht eine Geschichte, wie ein moderner Historiker sie in seinem Studierzimmer schreibt, tausend Bücher und Dokumente zu Rate ziehend und mit vorsichtiger Hand die Bedeutung jedes Ereignisses abwägend, ehe er ihm seine Stelle im Vordergrunde oder im Hintergrunde seines Gemäldes anweist. Die Quellen, die Froissart befragt hat, sind seine eigenen Erfahrungen und die Erzählungen kundiger Personen; und der mehr oder minder starke Eindruck, welchen diese Erfahrungen und Nachrichten auf die Einbildungskraft des Verfassers gemacht haben, entscheidet allein über die Stelle, welche sie im Buche einnehmen. Sehr oft läßt er sogar ganz einfach seine Berichterstatter sprechen, ohne den geringsten Umstand der Unterhaltung zu vergessen, welche er ihren Mitteilungen verdankt, und nur die großen Ereignisse, die Schlachten und entscheidenden Vorgänge bewahrt er für den Griffel des Geschichtsschreibers. Aber was das Werk dabei an Methode und Regelmäßigkeit verliert, das gewinnt es

*) Herausgegeben von S. Luce, Chroniques de Jean Froissart. Paris 1869/74; von Kervyn de Lettenhove, Oeuvres de Froissart. Bruxelles 1863/77; von C. Buchon, Les chroniques de Sire Jean Froissard qui traitent des merveilleuses emprises, nobles aventures et faits d'armes advenus en son temps en France etc. Nouvelle édition. Paris 1879. — Vergl. S. Luce, Commentaire critique sur quatre années des Chroniques de Jean Froissart et du règne de Charles V, précédé de quelques mots sur la méthode historique. Paris 1878.

an Leben und Wahrheit. Man darf bei Froissart weder politische Maximen noch gelehrt geordnetes Detail der Statistik und Gesetzgebung suchen. Aber er zeichnet uns die Ritter des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie waren: stolz und tapfer in der Schlacht, leichtsinnig in der Liebe, grausam und edelmütig nach Laune und Gelegenheit, die Formen des ritterlichen Wesens genau beobachtend, nachdem dessen geistige Grundbedingungen ihnen längst abhanden gekommen. — So ladet der Prinz von Wales nach der Schlacht bei Poitiers im Jahre 1356 alle vornehmen, von ihm gefangenen Franzosen zur Tafel:

Et assist li princes le roy Jehan, monsigneur Jakemon de Bourbon, monsigneur Jehan d'Artois etc. a une table moult haute et bien couverte; et tous les aultres signeurs, barons et chevaliers, as aultres tables. Et toutdis servoit li princes audevant de la table dou roy et par toutes les aultres tables ossi, si humlement que il pooit; ne onques ne se volt seoir a la table dou roy, pour priiere que li rois en fesist, ains disoit toutdis que il n'estoit mies encores si souffissans que il apertenist a lui de seoir a la table de si grant prince et de si vaillant homme que li corps de l estoit et que moustré avoit a la journee.

Und dieser Prinz von Wales, der sich so demütig weigerte, an der Tafel des Königs von Frankreich Platz zu nehmen, er war der rebellische Vasall jenes Königs und hatte sich nicht das mindeste Bedenken gemacht, seinen Herrn zu bekriegen, sein Land zu verwüsten, ihn selbst zum Gefangenen zu machen. So erzählt denn auch Froissart die Treulosigkeiten und grausamen Handlungen seiner Hauptpersonen ohne die geringste Sentimentalität oder Entrüstung. Wird er gastfreundlich empfangen an dem Hofe eines tapferen und ritterlichen Fürsten, so macht es ihm wenig aus, wenn dieser vortreffliche Mann vielleicht seinen eigenen Sohn umgebracht hat, wie z. B. le bon signeur Gaston de Foix. Froissart spricht als Kind seines Jahrhunderts und seines Volkes, als fröhlicher und wißbegieriger, aber sehr unparteiischer Zuschauer alles Glänzenden und Außerordentlichen, was sich ereignet. Das Leben gefällt ihm, wie es eben ist, und er zeichnet es, wie er es sieht, ohne den Politiker oder Moralisten spielen zu wollen. Dadurch gewinnen seine Darstellungen oft einen Reiz der Natur und der Wahrheit, den die gelehrten Historiker meistens vergeblich durch die Kunst der Komposition aufzuwiegen suchen. Walter Scott verdankt ihm nicht wenig in seinen klassischen Schilderungen des mittelalterlichen Lebens. — Als Beispiel von Froissarts Art zu erzählen, setzen wir noch die berühmte Geschichte von den heldenmütigen Bürgern von Calais hierher:

Lors se parti des crestiaus messires Jehans de Viane, et vint ou marchié, et fist sonner la cloche pour assambler toutes manieres de gens en le hale. Au son de le cloche vinrent il tout, hommes et femmes, car moult desiroient a oir nouvelles, ensi que gens si astrains de famine que plus n'en pooient porter. Quant il furent tout venu et assamblé en le place, hommes et femmes, messires Jehans de Viane leur remonstra

moult doucement les paroles toutes teles que chi devant sont recitees,*) et leur dist bien que aultrement ne pooit estre, et euissent sur ce avis et brief response. Quant il oirent ce raport, il commencierent tout a criier et a plorer telement et si amerement qu'il ne fust nulz si durs coers ou monde, se il les veist et oist yaus demener, qui n'en euist pité, et n'eurent en l'eure pooir de respondre ne de parler. Et mesmement messires Jehans de Viane en avoit tel pité que il en larmioit moult tenrement.

Une espasse apries, se leva en piés li plus riches bourgois de le ville, que on clamoit sire Ustasse de Saint Piere, et dist devant tous ensi: „Signeur, grans pités et grans meschiés seroit de laissier morir un tel peuple que ci a, par famine ou autrement, quant on y poet trouver aucun moiien. Et si seroit grant aumosne et grant grasce a Nostre Signeur qui de tel meschief les poroit garder. Je, endroit de moy, ay si grant esperance d'avoir grasce et pardon envers Nostre Signeur, se je muir pour ce peuple sauver, que je voeil estre li premiers. Et me metterai volentiers en pur ma chemise, a nu chief et a nus piés, le hart ou col, en le merci dou gentil roy d'Engleterre."

Quant sires Ustasses de Saint Piere eut dit ceste parole, cescuns l'ala aourer de pité, et pluiseurs hommes et femmes se jettoient a ses piés tenrement plorant: c'estoit grans pités dou là estre, yaus oir et regarder.

Secondement, uns aultres tres honnestes bourgois et de grant afaire, et qui avoit deux belles damoiselles a filles, se leva et dist tout ensi, et qu'il feroit compagnie a son compere sire Ustasse de Saint Piere; on appelloit cesti sire Jehan d'Aire.

Apries se leva li tiers, qui s'appelloit sire Jakemes de Wissant, qui estoit riches homs de meuble et d'iretage, et dist que il feroit a ses deux cousins compagnie. Ensi fist sire Pieres de Wissant ses freres, et puis li cinquimez et li siximez. Et se desvestirent là cil six bourgois tout nu, en pur leur braies et leurs chemises, en le hale de Calais, et misent hars en leurs colz, ensi que ordenance se portoit. Et prisent les clés de le ville de Calais et dou chastiel; cescuns des six en tenoit une puignie.

Si s'en alerent li six bourgois, en cel estat qne je vous di, avoec monsigneur Gautier de Mauni qui les amena tout bellement devers le palais dou roy, et messires Jehans de Viane rentra en le ville de Calais.

*) Die Bedingungen, unter welchen König Eduard III. von England den Bürgern und Verteidigern der hart bedrängten Stadt das Leben schenken wollte. Sie lauten: La plus grant grasce qu'il poront trouver ne avoir en moy, c'est que il se partent de le ville de Calais six des plus notables bourgois, en purs les chiés et tous deschaus (pieds nus), les hars ou col, les clés de le ville et dou chastiel en leurs mains. Et de chiaus je ferai ma volenté, et le demorant je prenderai a merci.

Li rois estoit a celle heure en sa cambre, a grant compagnie de contes, de barons et de chevaliers. Si entendi que cil de Calais venoient en l'arroy que il avoit deviset et ordonnet; si se mist hors et s'en vint en la place devant son hostel, et tout cil signeur apres lui et encores grant fuison qui y sourvinrent, pour veoir chiaus de Calais ne comment il fineroient. Et meismement la royne d'Engleterre, qui moult enchainte estoit, sievi le roy son signeur. Evous venu monsigneur Gautier de Mauni et les bourgois dalés lui qui le sievoient, et descendi en la place, et puis s'en vint devers le roy et li dist: „Monsigneur, veci le representation de le ville de Calais, a vostre ordenance." Li rois se taisi tous quois et regarda moult fellement sur chiaus; car moult haoit les habitans de Calais, pour les grans damages et contraires que dou temps passet sus mer li avoient fais.

Cil six bourgois se misent tantost en genoulz par devant le roy, et disent ensi en joindant leurs mains: „Gentilz sires et gentilz rois, ves nous chi six, qui avons esté d'ancisserie bourgois de Calais et grans marceans. Si vous aportons les clés de le ville et dou chastiel de Calais, et le vous rendons a vostre plaisir, et nous mettons en tel point que vous nous vees, en vostre pure volenté, pour sauver le demorant dou peuple de Calais; si voellies avoir de nous pité et merci par vostre tres haute noblece." Certes il n'i eut adonc en le place signeur, chevalier ne vaillant homme, qui se peuist abstenir de plorer de droite pité, ne qui peuist en grant piece parler. Li rois regarda sus yaus tres ireusement, car il avoit le coer si dur et si espris de grant courous que il ne peut parler; et quant il parla, il commanda que on leur copast les tiestes tantost.

Tout li baron et li chevalier qui là estoient, en plorant prioient si acertes que faire le pooient au roy qu'il en vosist avoir pité, merci; mais il n'i voloit entendre . . . A ce point se grigna li rois et dist: „Messire Gautier, souffrés vous, il ne sera aultrement, mes on face venir le cope-teste. Chil de Calais ont fait morir tant de mes hommes, que il couvient chiaus morir ossi."

Adonc fist la noble royne d'Engleterre grant humilité, qui estoit durement enchainte, et ploroit si tenrement de pité que on ne le pooit soustenir. Elle se jetta en jenoulz par devant le roy son signeur et dist ensi: „Ha! gentilz sires, puis que je apassai le mer par deçà en grant peril, si com vous savés, je ne vous ay riens rouvet ne don demandet. Or vous pri jou humlement et requier en propre don que, pour le fil sainte Marie et pour l'amour de mi, vous voelliés avoir de ces six hommes merci."

Li rois attendi un petit de parler et regarda la bonne dame sa femme, qui moult estoit enchainte et ploroit devant lui en jenoulz moult

tenrement. Se li amolia li coers, car envis l'euist couroucie ens ou point là ou elle estoit; si dist: „Ha! dame, je amaisse mieulz que vous fuissies d'autre part que ci. Vous me priiés si acertes que je ne le vous ose escondire; et comment que je le face envis, tenés, je les vous donne: si en faites vostre plaisir.“ La bonne dame dist: „Monsigneur, tres gans mercis.“

Lors se leva la royne et fist lever les six bourgois, et leur fist oster les chevestres d'entours les colz, et les amena avoecques lui en sa cambre, et les fist revestir et donner a disner tout aise; et puis donna a çascun six nobles, et les fist conduire hors de l'ost a sauveté.

In Calais durften sie nicht bleiben, indem der König ihre Häuser konfiszierte. Die „gute Königin“, welche sie gerettet und einem jeden sechs Nobles geschenkt, genierte sich durchaus nicht, bei dieser Gelegenheit die Grundstücke des einen von ihnen, des Jean d'Aire, in Besitz zu nehmen. Der Verfasser findet das natürlich ganz in der Ordnung und erzählt es in derselben unbefangenen Weise, wie die hier mitgeteilte Begnadigung der patriotischen Bürger.*)

Es bleibt nun noch übrig, von Commynes und seinem Werke zu sprechen.

Philippe de Commynes (1445—1509) wurde auf dem Schlosse Commynes in Flandern geboren. Einer der vornehmsten Familien des Landes entsprossen, begab er sich frühzeitig (1464) an den Hof seines Herrn, des Herzogs Philipps des Guten von Burgund. Nach dem Tode dieses Fürsten diente er dessen Sohne, Karl dem Kühnen; aber bald wußte die kalte Überlegung des jungen Staatsmannes die Lage der Dinge viel besser zu würdigen als sein Herr. Er begriff, daß die Jahrhunderte der „kühnen“ Fürsten vorüber waren, und benutzte wohlweislich die sich darbietende Gelegenheit, dem Könige Ludwig XI. von Frankreich einen wichtigen Dienst zu leisten, als dieser gegen seine Gewohnheit sich zu einer Unvorsichtigkeit hatte hinreißen lassen, indem er seinen Gegner Karl den Kühnen auf dessen Schloß zu Péronne besuchte. Bald darauf zog Commynes die Partei des Verständigeren der des Verwegeneren vor; er trat 1472 in den Dienst Frankreichs und bis zum Tode Ludwigs XI. spielte er in allen militärischen und diplomatischen Unternehmungen dieses Fürsten eine große Rolle. Später ließ er sich in einige etwas gewagte Intriguen ein. Als Mitglied des Regentschaftsrates während der Minderjährigkeit Karls VIII. wagte er mit den Prinzen eine Art Verschwörung und Aufstand gegen Anna von Beaujeu. Mit dem alten Herzog von Bourbon vom Hofe verwiesen, kehrte er nach zwei Jahren dahin zurück,

*) Gewissermaßen eine Fortsetzung Froissarts ist die Chronique de Bertrand du Guesclin von Cuvelier (herausgegeben von Charrière, Paris 1839), eine beinahe 23,000 Alexandriner umfassende Reimchronik. Das Werk, das letzte Aufflackern der mittelalterlichen Epik repräsentierend, verdient in Bezug auf historische Genauigkeit nicht unbedingtes Vertrauen.

um neue Intriguen anzuzetteln, und diesmal ging es ihm schlecht. Man sperrte ihn 1486 in einen jener Käfige, die er selbst in seinen Memoiren (VI. 11.) beschreibt: Caiges de fer, et d'aultres de boys, couvertes de plaques de fer par le dehors et par le dedans, avec terribles ferrures de quelque huict pieds de large, et de la hauteur d'ung homme, et ung pied plus. Da blieb er acht Monate lang und war dann ein Jahr lang Gefangener in Paris. Nach seiner Befreiung diente er dem Könige noch einige Jahre und zog sich dann in sein Schloß Argenton zurück, wo er 1509 starb.

Das Werk, welches er hinterlassen,*) umfaßt die Geschichte der Regierungen Ludwigs XI. und Karls VIII., von 1464—1498, so wie die hervorragenden Ereignisse in der Geschichte der Nachbarländer, insofern sie mit Frankreich in Verbindung standen. Man kann es zu den Memoiren rechnen, insoweit der Verfasser nur das ausführlich erzählt, was er selbst gesehen und gethan, oder was er von den handelnden Personen erfahren. Und dennoch, welcher Abstand zwischen dieser Art, die Geschichte zu schreiben, und dem Geplauder eines Froissart und Joinville! Für Commynes giebt es in der Geschichte nicht mehr einzelne Ereignisse, welche an sich seine Einbildungskraft reizen. Was er vor allem anschaulich machen will, das ist die innere Verbindung zwischen den Thaten der Menschen und dem, was sie ihr Schicksal nennen: die Ereignisse werden ihm bereits zur Handlung. Bei der Schilderung von Schlachten und ähnlichen die Augen der Menge blendenden Vorgängen ist er fast immer kurz, bisweilen sogar trocken. Er ist weder Anekdotenerzähler, noch kommt es ihm darauf an, zur chronique scandaleuse seiner Zeit seinen Beitrag zu liefern. Aber er vergißt nichts, was die Beweggründe einer wichtigen Staatshandlung aufklären und deren Folgen begreiflich machen kann, und seine Betrachtungen sind immer die eines reifen, verständigen und selbst geistreichen Geschäftsmannes. Es versteht sich, daß er bei alledem Menschen und Thatsachen nicht wie ein Philanthrop unseres Jahrhunderts beurteilt. Er erzählt die Treulosigkeiten, die Grausamkeiten seines Herrn in ziemlich gleichmütiger Weise. Wenn Ludwig XI. einen Kämmerer des Königs von England sehr achtet, weil dieser über die Summen, die er insgeheim vom Könige von Frankreich annimmt, niemals Quittung ausstellt — oder wenn er irgend einen rechtschaffenen Mann, der seinen Absichten im Wege steht, in einen eisernen Käfig steckt — so ist Commynes keineswegs hinreichend Idealist, um sich darüber zu entrüsten. Aber

*) Herausgegeben von R. Chantelauze, Mémoires de Philippe de Commynes. Nouvelle édition. Paris 1881; E. Benoist, Les Lettres de Philippe de Commynes aux Archives de France, recueillies. Lyon 1864; Kervyn de Lettenhove, Lettres et négociations de Philippe de Commines, avec un commentaire historique et biographique. Bruxelles 1867/74. — Vergl. Arnold, Die ethisch-politischen Grundanschauungen des Philippe de Commynes. Dresden 1873; Timpe, Étude sur Philippe de Commines. Lübeck 1879

darum glaube man nicht, es mit einem niedrigen Tyrannenschmeichler, mit einem Manne ohne Gewissen zu thun zu haben. Wenn Commynes sich weder für die Freiheit, noch für die Tugend begeistert, so ist er doch viel zu verständig, um deren Wert zu verkennen — und was er niemals vergiebt oder entschuldigt, das ist eine unnötige Grausamkeit oder Perfidie. Was er über die Eroberungssucht sagt, über die Pflicht der Fürsten, ihre Macht und das Glück ihrer Unterthanen nicht in gewagten Unternehmungen aufs Spiel zu setzen, und über die Notwendigkeit, die Rechte der Unterthanen zu achten — alles das ist der besten Geschichtschreiber aller Zeiten würdig. Und wenn die Größe der Ereignisse einmal die bedachtsamen und gemessenen Worte dieses Politikers belebt, so fühlt der Leser sich um so bewegter, je unbedingter der Verfasser bloß rhetorische Effekte verschmäht. Die folgenden Mitteilungen werden dazu beitragen, diese Bemerkungen zu rechtfertigen und das Interesse des Lesers für jenes merkwürdige Denkmal des französischen Geistes in Anspruch zu nehmen.

Wir beginnen mit einigen Stellen, welche den Charakter und das Schicksal Ludwigs XI., der Hauptperson der Memoiren, betreffen:

Entre tous ceulx que j'ay jamais congneuz, le plus saige pour soy tirer d'ung mauvais pas, en temps d'adversité, c'estoit le roy Loys XI, nostre maistre, et le plus humble en parolles et en habitz; qui plus travailloit a gaigner ung homme qui le povoit servir ou qui luy povoit nuyre. Et ne se ennuyoit point a estre refusé une fois d'ung homme qu'il praticquoit a gaigner; mais y continuoit, en luy promettant largement, et donnant par effect argent et estat qu'il congnoissoit qui luy plaisoit. Et ceulx qu'il avoit chassez et deboutez en temps de paix et de prosperité, il les rachaptoit bien chier quant il en avoit besoing, et s'en servoit; et ne les avoit en nulle hayne pour les choses passees. Il estoit naturellement amy des gens de moyen estat, et ennemy de tous grans qui se povoient passer de luy. Nul homme ne presta jamais tant l'oreille aux gens, ny ne s'enquist de tant de choses, comme il faisoit, ny ne voulut jamais congnoistre tant de gens: car aussi veritablement il congnoissoit toutes gens d'auctorité et de valleur, qui estoient en Angleterre, Espaigne et Portingal, Italie, et es seigneuries du duc de Bourgongne, et en Bretaigne, comme il faisoit ses subgectz. Et ces termes et facons qu'il tenoit, dont j'ay parlé cy dessus, luy ont saulvé la couronne, veu les ennemys qu'il s'estoit luy mesme acquis a son advenement au royaulme. Mais sur tout luy a servy sa grant largesse: car ainsi comme saigement conduisoit l'adversité, a l'opposite, des ce qu'il cuydoit estre asseuré, ou seullement en une trefve, se mettoit a mescontenter les gens, par petitz moyens, qui peu luy servoient, et a grant peine povoit endurer paix. Il estoit legier a parler de gens, et aussi tost en leur presence que en leur absence, sauf de ceulx qu'il

craignoit, qui estoient beaucoup: car il estoit assez craintif de sa propre nature. Et quant pour parler il avoit receu quelque dommaige, ou en avoit suspection, et le vouloit reparer, il usoit de ceste parolle au personnaige propre: „Je scay bien que ma langue m'a porté grant dommaige, aussi m'a elle faict quelquefois du plaisir beaucoup: toutesfois c'est raison que je repare l'amende."

Die folgende Anekdote möge deutlich machen, was der Verfasser damit sagen will. Sie trug sich im Jahre 1475 zu, als Ludwig XI. den König Eduard IV. von England zu einem für England eben so schimpflichen, als für Frankreich vorteilhaften Frieden verleitet hatte.

Il n'estoit riens au monde dont le Roy eust plus grant paour que de ce qu'il luy eschappast quelque mot parquoy les Anglois pensassent que on se mocquast d'eulx; et d'adventure, le lendemain apres ceste veue, comme il estoit en son retraict, que nous n'estions que trois ou quatre, il luy eschappa quelque mot de risee, touchant ces vins et presens qu'il avoit envoyez a l'ost des Anglois; et en se tournant, il apperceut ung marchant gascon, qui demouroit en Angleterre, lequel luy estoit venu demander ung congié, pour tirer une certaine quantité de vin de Gascongne sans riens payer du droit du Roy, et estoit chose qui povoit prouffiter audict marchant, s'il luy estoit accordé. Ledict seigneur fut tres esbahy, quant il le veit, et comme il povoit estre entré: il luy demanda de quelle ville il estoit en Guyenne, et s'il estoit marié en Angleterre. Le marchant luy respondit que ouy, mais qu'il n'y avoit gueres vaillant. Incontinent le Roy luy bailla ung homme, avant que partir de là, qui le conduisit a Bourdeaulx; je parlay a luy par le commandement du Roy, et eut ung tres bon office en la ville, dont il estoit né, et la traicte des vins qu'il demandoit, et mil francz contans pour faire venir sa femme; et envoya ung sien frere en Angleterre sans ce qu'il y allast: et ainsi le Roy se condampna en ceste amende, congnoissant qu'il avoit trop parlé.

Genötigt, hier die Mehrzahl der in hohem Grade wahren Schilderungen zu übergehen, welche Commynes von der letzten Lebenszeit des alten Tyrannen entwirft, geben wir wenigstens einige Stellen des 6. Buches (Kap. 11). Sie sind ebenso wichtig für die Kenntnis des Geschichtschreibers als für die des Königs:

Pour ce, je veulx faire comparaison des maulx et douleurs qu'il a faict souffrir a plusieurs et ceulx qu'il a soufferts avant mourir, pour ce que j'ay esperance qu'ilz l'auront mené en paradis, et que ce aura esté cause en partie de son purgatoire: et si n'ont esté si grans, ne si longs comme ceulx qu'il a faict souffrir a plusieurs, aussi avoit aultre et plus grant office en ce monde qu'ilz n'avoient; et si jamais n'avoit souffert de sa personne, mais tant a esté obey qu'il sembloit presque que toute

l'Europe ne fust faicte que pour luy porter obeyssance: parquoy ce petit qu'il souffroit, contre sa nature et accoustumance, luy estoit plus grief a porter. Commynes erzählt nun, wie der Arzt, der Barbier und der Beichtvater des Königs den Entschluß faßten, ihn sich nicht länger mit Hoffnung täuschen zu lassen und ihm seinen unausbleiblichen Tod kurz und rund zu verkünden: Ainsi signifierent a nostre Roy les trois dessusdictz sa mort en briefves parolles et rudes, disans: „Sire, il fault que nous acquictions: n'ayez plus d'esperance en ce sainct homme ne en aultres choses, car seurement il en est faict de vous, et, pour ce, pensez a vostre conscience: car il n'y a nul remede.“ Et chascun dict quelque mot assez brief, ausquelz il respondit: „J'ay esperance en Dieu que il m'aydera, car, par adventure, je ne suis pas si mallade que vous pensez.“

Quelle douleur luy fut d'ouyr ceste nouvelle! car oncques homme ne craignit tant la mort, ny ne feit tant de choses pour cuyder y mettre remede: et avoit, tout le temps de sa vie, prié a ses serviteurs, et a moy comme a d'aultres, que, si on le veoit en ceste necessité de mort, que on ne luy dist, fors tant seullement: „Parlez peu,“ et que l'on l'esmeust seullement a se confesser sans luy prononcer ce cruel mot de la mort.

Endlich möge die nachfolgende Stelle des 5. Buches (Kap. 19) eine Vorstellung von den politischen Ansichten dieses Höflings eines Monarchen wie Ludwig XI. geben. Der Verfasser schildert die Gewaltthätigkeit und die Habsucht der Großen an dem Beispiele fast aller Länder Europas; dann fährt er fort:

Donc, pour continuer mon propos, y a il roy ne seigneur sur terre qui ait povoir, oultre son demaine, de mettre ung denier sur ses subjectz, sans octroy et consentement de ceulx qui le doibvent payer, sinon par tyrannie ou viollence? On pourroit respondre qu'il y a des saisons qu'il ne fault pas attendre l'assemblee, et que la chose seroit trop longue a commencer la guerre et a l'entreprendre. Ne se fault point tant haster, on a assez temps: et si vous dis que les roys et princes en sont trop plus fors quant ilz entreprennent du conseil de leurs subjectz, et en sont plus crainctz de leurs ennemys. Et quant se vient a soy deffendre, on voit venir ceste nuee de loing, especiallement quant c'est d'estrangiers: et a cela ne doibvent les bons subjectz riens plaindre ne refuser: et ne scauroit advenir cas si soubdain où l'on ne puisse bien appeller quelques ungz et personnaiges telz que l'on puisse dire: „Il n'est pas faict sans cause,“ et en cela ne user point de fiction, ne entretenir une petite guerre a voulenté et sans propos, pour avoir cause de lever argent. Je scay bien qu'il fault argent pour deffendre les frontieres et les environs garder, quant il n'est point de guerre, pour n'estre point surprins; et le tout faire moderement: et a toutes ces

choses sert le sens d'ung saige prince: car s'il est bon, il congnoit qui est Dieu et qui est le monde, et ce qu'il doibt et peult faire et laisser. Or, selon mon advis, entre toutes les seigneuries du monde dont j'ay congnoissance, où la chose publicque est mieulx traictee, où regne moins de viollence sur le peuple, où il n'y a nulz ediffices abbatuz ny desmolis pour guerre, c'est Angleterre; et tombe le sort et le malheur sur ceulx qui font la guerre.

Außer diesen beiden originellen, ihr Zeitalter repräsentierenden Schriftstellern zählt die französische Litteratur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts eine Menge von Chronikenschreibern und Verfassern von Memoiren, über welche der Plan dieses Buches uns kurz zu sein nötigt. Wir nennen nur einige der bekanntesten:

Christine de Pisan (1363—1420), Tochter Thomas' de Pezano (daraus verstümmelt „Pisan"), des Astrologen Karls V., veröffentlichte um 1399 eine Lebensbeschreibung dieses Fürsten: Le Livre des faits et bonnes mœurs de Charles V. Sie besitzt weder die natürliche Anmut Froissarts noch die politische Einsicht des Commynes, aber es ist ihr Verdienst, daß sie, zuerst unter den französischen Chronisten, den Versuch machte, die Ereignisse nicht nur zu erzählen, sondern auch zu beurteilen und zu erklären.*)

Die Chronique scandaleuse des Jean de Troyes**) erzählt in sehr einfacher Weise das Leben und die Thaten Ludwigs XI., und Claude de Seyssel (gestorben 1520 als Erzbischof von Turin)***) und Jean de Saint Gelais †) mit ihrer Darstellung der Regierung Ludwigs XII. (1498 bis 1516), in gewissem Sinne Fortsetzungen des Commynes, beschließen die Reihe der französischen Geschichtswerke des Mittelalters.††)

---

*) Vergl. F. Koch, Leben und Werke der Christine de Pizan. Goslar 1885. — Auch als Verfasserin von allegorischen und didaktischen, sowie dem lyrischen Genre angehörenden Gedichten hat sie sich einen Namen gemacht. Ihr Livre du chemin de long estude hat herausgegeben R. Püschel, Berlin 1881; eine Ausgabe ihrer sämtlichen poetischen Werke hat begonnen Roi, Oeuvres poétiques de Christine de Pisan. I. Ballades, virelais, lais, rondeaux, jeux à vendre et complaintes amoureuses. Paris 1887.

**) Histoire de Louys unziesme, Roy de France, et des choses memorables advenues de son regne depuis l'an 1460 jusques a 1483, autrement dicte La Chronique scandaleuse. Herausgegeben von Petitot, Paris 1820.

***) Histoire de Louys XII, Roy de France, et des choses memorables advenues de son regne, depuis l'an 1498 jusques a l'an 1515. Herausgegeben von Th. Godefroy, Paris 1615.

†) Histoire de Louys XII, Roy de France. Herausgegeben von Th. Godefroy, Paris 1622. — Vergl. über ihn und die eben genannten Historiker Richter, Die französische Litteratur am Hofe der Herzöge von Burgund. Halle 1882.

††) Anmerkungsweise sei noch ein in jener Zeit viel gelesenes Werk erwähnt, das politische Lehrbuch des Honoré Bonet: L'Arbre des Batailles, worin der Verfasser die Geschichte der Päpste und die politische Geschichte behandelt und dann hauptsächlich Fragen erörtert, die in der Kriegsführung unter Königen, unter Baronen, gegen die Ungläubigen, in dem Verhalten gegen Feinde und Gefangene vorkommen

Kapitel XIII.

Die französische Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts.

Der Beginn des sechszehnten Jahrhunderts eröffnete bei allen Völkern Europas die Epoche einer vollständigen Umwälzung in den Ideen sowohl wie in allen Verhältnissen des Lebens. Im Mittelpunkte der Civilisation des Westens gelegen, seit langer Zeit das Land, wo die Gelehrten der Nachbarvölker zusammenströmten, konnte Frankreich nicht unberührt bleiben von der religiösen Bewegung, die Deutschland in zwei feindliche Lager spaltete — und gleichzeitig machte ihm die Politik seiner Könige Italien zugänglich, mit allen Genüssen eines Reichtums und einer Bildung, wie man sie damals im Norden noch nicht kannte. Die französischen Ritter, welche mit Karl VIII. die Alpen überstiegen (1494), sahen sich in eine andere Welt versetzt. Gewerbfleiß und Handel, die Töchter einer ausgedehnten bürgerlichen Freiheit, hatten die italienischen Republiken mit ihren Schätzen bereichert. Im Schoße des Reichtums und des Genusses hatten die Sitten sich gemildert und geglättet. Die Erinnerungen des Altertums, auf diesem heiligen Boden niemals vollständig erloschen, waren unter dem Einfluß geflüchteter Griechen mächtig erwacht; schon im vierzehnten Jahrhundert hatten sie den Genius eines Dante, eines Petrarca, eines Boccaccio begeistert. Weniger als überall sonst hatte in Italien der Gegensatz des Nationalgeistes und einer traditionellen, toten Gelehrsamkeit den geistigen Fortschritt verzögert. Die Italiener verstanden zuerst unter den neueren Völkern ihren Virgil, ihren Horaz, ihren Livius; denn sie atmeten noch die milde und reine Luft des klassischen Himmels, sie lebten mitten unter den schönen Überresten jener Meisterwerke der plastischen Kunst, die die edle und ruhige Einfalt der antiken Poesie so herrlich versinnlichen, und dieselben Leidenschaften, welche die Geschichte des alten Roms bewegten, sie lebten fort in den Seelen der Republikaner von Venedig, von Genua, von Florenz. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung der Geister, als um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Italien sich mit gelehrten Griechen anfüllte, als die Familien der Medici in Florenz und der Este in Ferrara den Ruhm der Beschützerinnen der Wissenschaften sich streitig machten. Da bemächtigte die Begeisterung für griechische Dichtkunst und Philosophie sich der ganzen wohlhabenden Klasse. Die Sprache Homers und Platos wurde das Lieblingsstudium der guten Gesellschaft; an dem platonischen Hofe des Kosmo

können, sowie besonders wichtige Vorfälle aus der bezüglichen Gerichtsbarkeit bespricht. Das Buch ist mehrfach gedruckt worden, zuletzt Lyon 1515; Bruchstücke daraus nach einer Handschrift teilte mit A. Kreßner. Herrigs Archiv 67. S. 51 fg.

von Medici zu Florenz sprach man griechisch, die Damen selbst hatten ihren Platz bei diesem Festmahl des Geistes. Man begann nachzuahmen, was das Altertum durch den Meißel des Bildhauers und durch den Pinsel des Malers geschaffen, und bald füllten die Kirchen, die Paläste, die öffentlichen Plätze sich mit Kunstwerken, wie sie das Mittelalter nicht geträumt hatte. Aber schon damals schloß diese blendende Kultur den Keim der Entartung in sich. Die Italiener begannen durch diesen ausschließlichen Kultus der Schönheit und der Freude sich zu entnerven: ihre männlichen, republikanischen Tugenden hielten gegen die Verführungen des Reichtums und des Vergnügens nicht Stich. Selbstsüchtiger Ehrgeiz trat an die Stelle uneigennütziger Vaterlandsliebe; schon hatte die Mehrzahl der republikanischen Städte sich unter das Joch glücklicher Abenteurer gebeugt; die Milde und Eleganz der Sitten gewann einen Anstrich von Leichtfertigkeit, wenn sie nicht geradezu in Zügellosigkeit ausartete. Dies Italien nun, reich geschmückt mit allen Schätzen der Kunst und des Gewerbfleißes, aber durch Parteien zerrissen und durch alle Laster der Civilisation befleckt, das Italien Alexanders VI. und der Lucrezia Borgia, die Heimat der Dichter, der Maler, der reichen Kaufleute, der Intriguanten und der Giftmischer, enthüllten die Kriege Karls VIII. und Ludwigs XII. den Blicken der Franzosen. Und bald genug empfanden die Sieger die geistige Überlegenheit der Besiegten. Man begann mit der Nachahmung dessen, was man am leichtesten begriff. Die schönen Häuser und Schlösser, das reiche Gerät, die Eleganz der Sitten entzückten die französischen Ritter zuerst. Aber bald hielt die Zunahme der geistigen Bildung gleichen Schritt mit der des Luxus. Ludwig XII. bereicherte Paris mit der Beute Italiens, zog Gelehrte und Künstler dahin, und durch die Errichtung des Hofstaates der Königin bereitete er die Herrschaft der Damen in der „guten Gesellschaft“ vor. Die Kraft und die Wirkung dieses ersten Anstoßes verdoppelte sich unter der bewegten Regierung Franz I. Durch die Anmut und Kraft seiner Haltung, durch seine ritterliche Tapferkeit, durch den Glanz seines Hofes und seiner Unternehmungen trug Franz außerordentlich viel zum Einflusse des Königtums auf die öffentliche Meinung bei. Vertreter seines Jahrhunderts in jeder Beziehung, die Sehnsucht nach sittlicher Wiedergeburt ausgenommen, liebte er die Gelehrsamkeit und die Künste. Er beschützt Gelehrte und Dichter, umgiebt sich mit Juristen, mit Philologen, mit Künstlern und Buchdruckern.*) Ermutigt durch das Beispiel und die Protektion des Königs, schmückt sich die alte französische Heiterkeit mit den eleganten Formen der italienischen Poesie. Die volkstümliche Dichtung des fünfzehnten Jahrhunderts erneuert sich mit gefälligerem Ausdruck in den Chansons und Epigrammen Marots, des Villon im Hofkleide. Die alten Ritter-

*) Eines Tages wollte der König in Gesellschaft vieler Hofleute die große Buchdruckerei des berühmten Stephanus besehen. Er fand den Besitzer gerade mit der Korrektur eines Bogens beschäftigt und litt nicht, daß man ihn störe, sondern wartete ruhig, bis jener fertig war.

romane werden aus den Bibliotheken hervorgesucht und, in modernes Französisch übertragen, erheitern sie die Muße des ritterlichen Königs; die Meisterwerke eines Cellini, eines da Vinci verschönern die königlichen Paläste; die Pressen der Stephanus und Badius machen die Reichtümer der alten Litteraturen der lernbegierigen Jugend zugänglich; die Nationalsprache wird in die Gerichtshöfe eingeführt (1539); das Collège de France, 1531 gestiftet, machte die philologischen, mathematischen, philosophischen Studien von der Geistlichkeit unabhängig, der gelehrte Budé (1467—1540), Freund des Erasmus, versammelte dort die lerneifrige Jugend; der geistige Aufschwung des Volkes, durch den König angeregt und befördert, verschafft ihm in der Geschichte den schönen Titel eines „Vater der Wissenschaften." Aber bei alledem fehlt es Franz I. an jener Achtung vor der Gerechtigkeit und der Wahrheit, welche die einzige zuverlässige Grundlage jedes geistigen Fortschritts bildet. Während ein litterarischer Geheimrat und ein „Gerichtshof der Liebe" die Gedanken des Königs beschäftigen, metzeln seine Truppen die Waldenser nieder. Die Scheiterhaufen der Ketzer beleuchten die Feste eines galanten und gebildeten Hofes. Zum ersten Male nehmen die Mätressen ohne Scheu ihren Platz neben den Königinnen ein. „Die Regierung Franz I.," sagt Fénelon, „hinterließ das Volk zu Grunde gerichtet, die Justiz verkäuflich, den Bürgerkrieg entzündet, den Hof allen Thorheiten der galanten Damen überliefert und den ganzen Staat in Verkümmerung."

Natürlich mußten diese Züge der höchsten Gewalt in der Litteratur, welche sie protegierte, sich spiegeln. Das Preisgeben der Ideen für Eleganz und Regelmäßigkeit der Form, die Unterwerfung unter die Launen eines demoralisierten Hofes begann sich in der französischen Litteratur fühlbar zu machen. Aber die unter Franz I. eröffnete Bewegung nach diesem Ziel sollte sich erst ein Jahrhundert später unter Ludwig XIV. vollenden. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde sie durch den Kampf der Reformation gegen den Katholizismus unterbrochen. In Frankreich wie in Deutschland erhob sich der individuelle Gedanke endlich zu ernstem Ankämpfen gegen die Herrschaft der Autorität.

Die Eröffnung dieses Kampfes macht sich in der schönen Litteratur durch einen gewaltigen Aufschwung der Beredsamkeit und durch den Verfall der alten nationalen Poesie bemerklich. Der leichtfertige, harmlose Spott, der Stil des Fableis und der Chanson genügte nicht mehr der Glut der Leidenschaften. Man fängt an, die Dinge ernsthaft zu nehmen. In dem Maße, wie die öffentliche Meinung sich ausbildet, bedienen die Parteien sich eifriger der Presse, um auf sie einzuwirken. Die Pamphlets vervielfältigen sich; in fliegenden Blättern, mit der ganzen Glut des Hasses und der Begeisterung geschrieben, finden alle Interessen des Tages ihren unmittelbaren Ausdruck. Calvin und sein Freund de Bèze verhandeln die großen Fragen der Religion und der Moral in der Sprache des Volks; die Pasquier, die

Bodin, die Hotman machen die französische Sprache für politische Untersuchungen geeignet; Montaigne tritt auf als ruhiger und scharfsinniger Beurteiler aller Parteien und aller Systeme. Selbst die französische Satire verliert für einen Augenblick den leichten und harmlosen Charakter, den sie unter Franz I. in den Schriften eines Rabelais noch bewahrte — in der „Ménippée“ verteidigt sie ernstlich die Sache der nationalen Freiheit und einer gemäßigten toleranten Denkungsart gegen ausländischen Einfluß und bornierten Fanatismus.

Während dieser großen politischen, religiösen und philosophischen Bewegung wurde die Poesie keineswegs vernachlässigt. Aber bereits eng verbunden mit dem Hofe und mit „der guten Gesellschaft“, entfernt sie sich mehr und mehr von ihrer nationalen Grundlage. Der natürliche und aus dem Herzen kommende Ausdruck des Gefühls begann sich dem Zwange einer sklavischen Nachahmung des Altertums zu unterwerfen. Ronsard und seine Freunde „parlaient grec et latin en français,“ und Ronsard war der Abgott seiner Zeitgenossen. Alle Parteien fügten sich in gleicher Weise dem, was dieser Gesetzgeber des Geschmacks ihnen als „antik“ und „schön“ auftischte. Der Katholizismus hatte in der Poesie bereits gesiegt, als die Freiheit des Individuums ihm auf dem Gebiet politischer und religiöser Erörterung noch ernstliche Schlachten lieferte. Endlich aber entscheidet der Sieg sich auch hier. Das Prinzip der „politischen Partei“ geht siegreich aus dem Kampfe aller Fraktionen hervor. Der Fanatismus weicht der Indifferenz. In der Religion, in der Politik, in der Poesie trägt der französische Instinkt für Ordnung und Regelmäßigkeit über den Neuerungstrieb den Sieg davon. Die schöne Litteratur, lange bei allen Bewegungen der Zeit beteiligt, kehrt in sich selbst zurück. Das absolute Königtum beherrscht die öffentliche Meinung; um in der Gesellschaft bestehen zu können, muß man ihm Dienste leisten oder ihm Schmuck verleihen. Die Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts beschäftigt sich lange nur mit der Form des Gedankens: die Gedanken selbst sind ihr vorgeschrieben. Man fügt sich der öffentlichen Meinung, statt sie umzugestalten; man glättet Oden und Sonette, man verwendet alle Sorgfalt auf die Feststellung der Grammatik und die Ausbildung des Stiles; das ist das Resultat, bei welchem das Jahrhundert der Bartholomäusnacht und der Ligue endlich anlangt. Versuchen wir jetzt, dieser Entwickelung im einzelnen zu folgen.*)

---

*) Ein vorzügliches Hilfsmittel für das Studium der Litteratur des sechszehnten Jahrhunderts ist das Werk von A. Darmesteter et A. Hatzfeld, Le seizième siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue, suivi de morceaux en prose et en vers choisis dans les principaux écrivains de cette époque. Paris 1878; ferner Ch. Monnard, Chrestomathie des prosateurs français du 14. au 16. siècle avec une grammaire et un lexique. Genève 1862; G. Merlet, Les grands écrivains français du 16. siècle. Avec introduction, notes et notices littéraires, historiques et philologiques. Paris, seit 1875; A. Brachet, Morceaux choisis des grands écrivains français du 16. siècle. 7. éd. Paris 1884.

I. Marot und seine Schule.

Jean Marot,*) der Vater, verdankt die Ehre, unter den modernen französischen Dichtern genannt zu werden, mehr dem Ruhme seines Sohnes, als seinem eignen Verdienste. Sein Stil weist ihm seinen Platz eher unter den Nachahmern des Romans von der Rose an. Kammerdiener Ludwigs XII. und Lieblingsdichter der Königin Anna von Bretagne, unternahm er es, den Ruhm seines Monarchen zu singen. Sein Voyage de Gênes und sein Voyage de Venise erzählen die Kriege Ludwigs XII. gegen diese Republiken in gereimter Prosa, wie Martial d'Auvergne einst die Thaten und Schicksale Karls VII. besungen hatte. Bloß die allegorischen Personen, welche die Handlung mit langen Reden begleiten und erklären, unterscheiden diese „Heldengedichte" von einfachen Reimchroniken. Das Doctrinal des princesses des Jean Marot erinnert an die triviale Moral von Alain Chartiers Bréviaire des nobles und seine Epîtres geben eine eigentümliche Vorstellung von den Ausdrücken und Wendungen, die man sich damals in der besten Gesellschaft erlaubte. Mit einem Worte, Jean Marot gehört durch seinen Geschmack wie durch seine Geburt dem fünfzehnten Jahrhundert an. Die Regeneration der französischen Poesie beginnt erst mit seinem Sohne Clément Marot (1495—1544).

Der Charakter Marots ist der der guten französischen Gesellschaft aus der Zeit Franz I.: eine Mischung von Anmut und Roheit, von Natürlichkeit und Eleganz, von sehr weltlicher Leichtfertigkeit und protestantischem Eifer. Durch seinen Vater in die Kreise der Hauptstadt eingeführt, ist der Dichter im fünfzehnten Jahre Genosse der Truppe der Enfans sans souci; er wird im Jahre 1519 Page der Margarete von Valois, Schwester Franz I. Sein Geist und seine Verse gewinnen ihm die Gunst des Königs, und während eines stürmischen Lebens teilt er den Glanz und die Unglücksfälle der Epoche; aber in allen Glückswechseln bewahrt er die Sorglosigkeit und die geistreiche Sinnlichkeit, welche den Grund seines Charakters bilden. Die kunstverständige Fürstin, welcher er diente, ermutigte durch ihren huldvollen Schutz den galanten und poetischen Aufschwung ihres Pagen*). Im Jahre 1525 begleitete er den Herzog

---

*) De Jean Marot œuvres avec celles de Michel Marot, son petit-fils. Paris 1723.

**) Es ist jedoch nicht bewiesen und nicht einmal wahrscheinlich, daß die Verehrung, welche der Dichter ihr widmete, über die Grenzen einer erlaubten Galanterie hinaus gegangen ist. Marot spricht von seiner geistreichen Geliebten immer nur mit äußerster Ehrfurcht, z. B. in dem folgenden Epigramm aus dem Jahre 1527:

Je pense en vous et au fallacieux
Enfant Amour, qui par trop sottement
A faict mon cueur aymer si haultement,
Si haultement, hélas! que de ma peine
N'ose esperer un brin d'allegement,
Quelque doulceur de quoy vous soyez pleine.

von Alençon in den Krieg und wurde bei Pavia am Arm verletzt und gefangen, wie er selbst es in einer Elegie erzählt:

Là fut percé tout oultre rudement
Le bras de cil, dont il a de coustume
De manier ou la lance ou la plume.
. . . .
Finablement, avec le Roy mon maistre
Delà les monts prisonnier se veit estre
Mon triste corps, navré, en grand souffrance.

Nach Paris zurückgekehrt, giebt ihn ein Streit mit einer mächtigen Dame, die er geliebt hatte, dem Haß seiner Feinde preis.

Un jour rescriviz à m'amye
Son inconstance seulement,
Mais elle ne fut endormie
A me le rendre chauldement;
Car dès l'heure tint parlement
A je ne sçay quel papelard,
Et lui a dict tout bellement:
„Prenez le, il a mengé le lard".

D. h. er wurde der Ketzerei angeklagt und im Châtelet gefangen gesetzt. Aber die Rückkehr des Königs befreit ihn aus dem Gefängnis; das Glück lächelt ihm von neuem; als Günstling der Schwester des Königs beteiligt er sich um so kühner an der protestantischen Opposition, die damals am Hofe zum guten Ton gehörte. Später wurde er am Hofe der Prinzessin Renata von Frankreich, zu Ferrara, Protestant, kehrte 1536 zu Lyon in den Schoß der Kirche zurück und entwich dann wieder nach Genf, um seine Übersetzung der Psalmen zu vollenden, welche von der Sorbonne verboten war. Aber die Sittenzucht des Calvinismus sagte dem Temperament des Dichters wenig zu. Um seiner Galanterieen willen wurde er aus Genf vertrieben und ging nach Turin, wo er 1544 in Dürftigkeit gestorben ist. Man sieht wohl, daß der Protestantismus eines solchen Mannes nicht aus der Tiefe des Herzens kam. Die Reformation hatte damals in Frankreich überhaupt noch keinen kühnen und ernsten Charakter angenommen. Man spottete über die Mönche, man tadelte die Mißbräuche der Kirche, man liebte die Buchdruckerkunst und zog die französischen Psalmen und Gebete den lateinischen vor. Das war so ungefähr der Protestantismus Marots und des hohen Adels: mehr eine Art malitiöser Opposition, als religiöse Begeisterung. So ist denn auch die Übersetzung der Psalmen die einzige poetische Unternehmung, in welcher Marot vollkommen scheiterte. Sein Genius hat mit der Glut und Erhabenheit der Gesänge Davids nichts gemein. Aber er ist liebenswürdig, wenn er Sonette und Epigramme reimt, wenn

er in seinen Chansons seine „bonnes fortunes“ und die Reize seiner Geliebten feiert, wenn er über seine Gegner in Satiren spottet, in welchen sein Scherz niemals bitter oder leidenschaftlich wird. Hierher gehört l'Enfer, eine komische an den König adressierte Geschichte seiner Gefangenschaft, die ihm die Freiheit verschaffte. In allen diesen Gedichten behandelt er die Sprache mit einer Anmut und Leichtigkeit, die besser als seine Episteln und Elegieen von dem Nutzen zeugt, den er aus der Lektüre der Alten gezogen. Oft ist man überrascht, in den Poesieen dieses Erben des Villon'schen Geistes fast die reine und korrekte Sprache des siebzehnten Jahrhunderts anzutreffen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind seine Übersetzungen der Eklogen Virgils und der Metamorphosen Ovids besonders bemerkenswert. Übrigens ist Marot dabei weit entfernt, sich der Nachahmung der Alten ausschließlich zu überlassen. Die Ausgaben des „Romans von der Rose“ und der Gedichte des Villon, die er besorgte, bezeugen seine Achtung vor der alten Nationallitteratur; man erkennt selbst in seinem Jugendwerke Le temple de Cupidon deutlich genug die Einwirkung des berühmten allegorischen Romans; und für die Anmut und Eleganz seiner erotischen Poesieen ist Marot endlich in hohem Grade den Sonetten Petrarcas verpflichtet, deren einige er übersetzt hat. Die reizende Ungezwungenheit und die naive Geschwätzigkeit seines Stils sind in der französischen Litteratur Urbild nnd Muster des „style marotique“ geblieben*).

Unter den zahlreichen Dichtern, die Marot mit mehr oder weniger Glück nachahmten, nennen wir:

Margarete von Valois**) (Tochter Karls von Orleans, geboren 1492, Gemahlin von Henri d'Albret, König von Navarra, gestorben 1549), Franz I. Schwester und Marots Gönnerin. Sie wetteiferte mit dem Dichter des Tages in den nach dem Muster des Decamerone von Boccaccio zusammengestellten Erzählungen ihres Heptaméron. Sie versichert „y avoir assemblé tous les tours d'adresse joués par les femmes à leurs amans et à leurs maris.“ Die Leichtigkeit des Stils und geistreiche, pikante Scherze sichern diesem eigentümlichen Werke einen ehrenvollen Platz unter den Denkmälern der schönen französischen Prosa: aber die darin herrschende Leichtfertigkeit, die damals zuverlässig zum guten Ton gehörte, giebt eine seltsame Vorstellung von einer Gesellschaft, in welcher Prinzessinnen es wagten, sich öffentlich mit dergleichen Späßen zu belustigen. — In ihrem Alter wurde Margarete fromm. Sie reimte darauf eine Menge „Gebete“ (Oraisons), ein Lehrgedicht Le Triomphe

*) Vergl. L. Vitet, Clément Marot, Revue des deux Mondes, 1. août 1868. — Oeuvres complètes de Marot p. p. Jannet. Paris 1868/72; p. p. Guiffrey. Paris 1876. — Reuter, Clement Marots Metrik. Herrigs Archiv 68.

**) F. Lotheißen, Königin Margarethe von Navarra. Ein Kultur- und Litteraturbild aus der Zeit der französischen Reformation. Berlin 1885. — Beste Ausgabe des Heptameron von Le Roux de Lincy. Paris 1853/54; der lyrischen Gedichte von F. Frank. Paris 1873/74; der Lettres von Génin. Paris 1841/42; Deux farces inédites p. p. Lacour. Paris 1856.

de l'Agneau und Epîtres an ihren Bruder, den König. Ihre dramatischen Versuche gehören zur Gattung der alten allegorischen Moralitäten und bezeichnen keinen Fortschritt der französischen Poesie.

Mellin de St. Gelais (1491—1558), Schüler und Bewunderer Marots, teilt die Neigung seines Vorbildes zu elegantem Scherz und übertrifft ihn an gelehrter Bildung. Aber als Bischof und Höfling Heinrichs II. hütet er sich wohl, eine heitere und behagliche Existenz durch ernste Opposition aufs Spiel zu setzen. Sein Spott bezieht sich nur noch auf die kleinen Schwächen der Gesellschaft, der Sinn für Unabhängigkeit und Genuß artet bei ihm oft in Lüderlichkeit aus, und seine Naivität ist nicht selten affektiert. Mellin kommt Marot nur im Epigramm und in der leichtfertigen Erzählung gleich.*)

Das durch Franz I. und seine Schwester gegebene Beispiel blieb in der hohen Gesellschaft Frankreichs nicht ohne Nachahmung. Fast alle französischen Monarchen des sechszehnten Jahrhunderts haben sich in der Chanson versucht. Karl IX. und Heinrich IV. haben deren recht hübsche gemacht, und das lyrische Talent der Maria Stuart verdankt seinen Ruf nicht nur dem Range und dem tragischen Schicksal dieser unglücklichen Fürstin. Vielleicht ist es dem Leser nicht unlieb, wenn wir hier eins ihrer Gedichte mitteilen. Wir wählen ihre Elegie auf den Tod ihres Gemahls, Franz II., da ihr berühmter „Abschied von Frankreich" bereits in allen Sammlungen sich findet.

Ce qui m'estoit plaisant
Ores m'est peine dure,
Le jour le plus luisant
M'est nuit noire et obscure,
Et n'est rien si exquis
Qui de moy soit requis.

Pour mon mal estranger
Je ne m'arreste en place,
Mais j'en ay beau changer
Si ma douleur n'efface,
Car mon pis, et mon mieux,
Sont les plus deserts lieux.

Si en quelque sejour
Soit en bois, soit en prée,
Soit vers l'aube du jour
Ou soit vers la vesprée,
Sans cesse mon cœur sent
Le regret d'un absent;

*) Oeuvres de Melin de Saint Gelais, p. p. Blanchemain. Paris 1873.

Si par fois vers les cieux
Viens adresser ma vue,
Le doux trait de ses yeux
Je vois en une nue,
Soudain le voys en l'eau
Comme dans le tombeau.

Mets, chanson, ici fin
A si triste complainte,
Dont sera le refrein:
„Amour vraye et non feinte
„Pour la separation
„N'aura diminution."

Endlich muß hier der Louise Labé Erwähnung geschehen, der „schönen Seilerin" von Lyon (1526—1566). Der echt lyrische Schwung ihrer Sonette und Elegieen, verbunden mit einer für jene Epoche noch ziemlich seltenen Reinheit der Sprache, sichern ihr einen ausgezeichneten Rang unter den französischen Dichtern, die es verstanden haben, die Alten nachzuahmen, ohne in Affektation zu fallen. Louise erregte übrigens die Bewunderung ihrer Zeitgenossen aus mehr als einem Grunde. Mit aller Anmut eines schönen Mädchens verband sie einen kühnen, unerschrockenen Geist. Als Kavalier gekleidet nahm sie an der Belagerung von Perpignan teil (1542), wo ihr Mut und ihre Tapferkeit sie unter den tapfersten Offizieren der Armee bemerkbar machten. Ebenso talentvoll für Musik als für Dichtkunst komponierte sie ihre Verse und sang sie mit bezaubernder Stimme. Hören wir, wie sie selbst die Leidenschaften ihres Dichter- und Frauenherzens in ihrer dritten „Elegie" schildert*):

Quand vous lirez, ô Dames Lionnoises,
Ces miens escrits pleins d'amoureuses noises,
Quand mes regrets, ennuis, despits et larmes
M'orrez chanter en pitoyables carmes,
Ne veuillez point condamner ma simplesse
Et jeune erreur de ma fole jeunesse,
Si c'est erreur. Mais qui dessous les Cieus
Se peut vanter de n'estre vicieus?
L'un n'est content de sa sorte de vie,
Et tousjours porte à ses voisins envie;
L'un forcenant de voir la paix en terre,
Par tous moyens tache y mettre la guerre;

*) Oeuvres de Louise Labé, p. p. Blanchemain. Paris 1875. — Vergl. E. Laur, Zur Geschichte der französischen Litteratur. Straßburg 1873.

L'autre, croyant povreté estre vice,
A autre Dieu qu'Or ne fait sacrifice;
L'autre sa foy parjure il emploira
A decevoir quelcun qui le croira;
L'un, en mentant, de sa langue lezarde,
Mile brocars sur l'un et l'autre darde.
Je ne suis point sous ces planettes née,
Qui m'ussent pu tant faire infortunée;
Onques ne fut mon œil marri de voir
Chez mon voisin mieux que chez moy pleuvoir;
Onq ne mis noise ou discord entre amis;
A faire gain jamais ne me soumis;
Mentir, tromper, et abuser autrui,
Tant m'a desplu que mesdire de lui.
Mais, si en moy rien y ha d'imparfait,
Qu'on blame Amour: c'est lui seul qui l'a fait.
Sur mon verd aage en ses laqs il me prit,
Lors qu'exerçoi mon corps et mon esprit
En mile et mile euvres ingenieuses,
Qu'en peu de tems me rendit ennuieuses.
Pour bien savoir avec l'esguille peindre,
J'usse entrepris la renommée esteindre
De celle là qui, plus docte que sage,
Avec Pallas comparoit son ouvrage.
Qui m'ust vu lors en armes fiere aller,
Porter la lance et bois faire voler,
Le devoir faire en l'estour furieus,
Piquer, volter le cheval glorieus,
Pour Bradamante, ou la haute Marphise,
Seur de Roger, il m'ust, possible, prise.
Mais quoy? Amour ne put longuement voir
Mon cœur n'aymant que Mars et le savoir,
Et, me voulant donner autre souci,
En souriant il me disoit ainsi:
„Tu penses donq, ô Lionnoise Dame,
Pouvoir fuir par ce moyen ma flame?
Mais non feras, j'ay subjugué les Dieus
Es bas Enfers, en la Mer et es Cieus.
Et penses tu que n'aye tel pouvoir
Sur les humeins de leur faire savoir
Qu'il n'y ha rien qui de ma main eschape?
Plus fort se pense, et plus tot je le frape.

De me blamer quelquefois tu n'as honte,
En te fiant en Mars, dont tu fais conte;
Mais, meintenant, voy si, pour persister
En le suivant, me pourras resister."
Ainsi parloit, et, tout eschaufé d'ire,
Hors de sa trousse une sagette il tire,
Et, decochant de son extreme force,
Droit la tira contre ma tendre escorce:
Foible harnois pour bien couvrir le cœur
Contre l'Archer qui toujours est vainqueur.
La bresche faite, entre Amour en la place,
Dont le repos premierement il chasse,
Et, de travail qu'il me donne sans cesse,
Boire, menger et dormir ne me laisse.
Il ne me chaut de soleil ne d'ombrage;
Je n'ay qu'Amour et feu en mon courage,
Qui me desguise et fait autre paroitre,
Tant que ne peu moy mesme me connoitre.
Je n'avois vu encore seize hivers,
Lors que j'entray en ces ennuis divers;
Et ja voici le treizieme esté
Que mon cœur fut par Amour arresté.
Le tems met fin aus hautes Pyramides,
Le tems met fin aus fonteines humides;
Il ne pardonne aus braves Colisees,
Il met à fin les viles plus prisees;
Finir aussi il ha acoutumé
Le feu d'Amour, tant soit il allumé.
Mais, las! en moy il semble qu'il augmente
Avec le tems, et que plus me tourmente.
Paris ayma Oenone ardentement,
Mais son amour ne dura longuement;
Medee fut aymee de Jason,
Qui tot après la mit hors sa maison.
Si meritoient elles estre estimees,
Et, pour aymer leurs Amis, estre aymees.
S'estant aymé, on peut Amour laisser,
N'est il raison, ne l'estant, se lasser?
N'est il raison te prier de permettre,
Amour, que puisse à mes tourmens fin mettre?
Ne permets point que de Mort face espreuve,
Et plus que toy pitoyable la treuve;

Mais, si tu veus que j'ayme jusqu'au bout,
Fay que celui que j'estime mon tout,
Qui seul me peut faire plorer et rire,
Et pour lequel si souvent je soupire,
Sente en ses os, en son sang, en son ame,
Ou plus ardente, ou bien egale flame. .
Alors ton faix plus aisé me sera,
Quand avec moy quelcun le portera.

II. Romanschriftsteller.

Wie alle Übergangsperioden zahlte auch die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts ihren Tribut an den Geschmack und die Illusionen der zu Grabe getragenen Epoche. Das Ritterwesen, in den Sitten bereits erloschen, wurde für einige Zeit durch die Mode wieder heraufbeschworen. Die Laune Franz I. gab dazu das Signal. Während seiner spanischen Gefangenschaft durch die Lektüre des spanischen Amadis erheitert, beauftragte der König den Herrn d'Herberay des Essarts, diesen Roman ins Französische zu übersetzen — und der Erfolg dieser Übersetzung war außerordentlich.*) Des Essarts ahmte in Frankreich zuerst den feierlichen und regelmäßigen Schritt der kastilianischen Prosa nach. Der Rhythmus der Periode, die Wahl der Worte, die „Noblesse" des Stils verdanken ihm viel. Unterdessen brachte die Ritter-Manie, indem sie sich einer Schar von mittelmäßigen Dichtern bemächtigte, bald genug eine Menge der groteskesten Karrikaturen hervor. Man führte die Heraldik in die Poesie ein. Man schuf das „Wappen der Haare, der Augenbrauen, des Auges, des Halses seiner Geliebten." Um dem Beispiel der alten Paladine auf ihre Weise zu folgen, erklärte jeder Dichter sich zum Sklaven einer imaginären Geliebten, und nahm einen poetischen Zunamen an. So nannte sich Jean Bouchet (1475—1555) „le Traversant des voies périlleuses", Michel Amboise (1500—1547) wählte den Titel „Esclave

---

*) Bekanntlich streiten Flandern, Spanien und Portugal um die Ehre, diesen Roman der Romane, den wahren Codex des phantastischen, fahrenden Rittertums, geschaffen zu haben. Wahrscheinlich ist er aus Wales oder England über Frankreich nach Spanien gekommen. Die erste spanische Bearbeitung wird dem Acuerdo de Oliva in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zugeschrieben, und nach ihr soll die französische Übersetzung gemacht worden sein. Zwischen 1540 und 1548 gab d'Herberay acht Bücher Fortsetzung heraus. Noch im achtzehnten Jahrhundert (1769) erschien eine Bearbeitung des Romans vom Grafen Tressan, und eine neue Ausgabe des Amadis veranstaltete im Jahre 1813 Creuzé de Lesser: Amadis de Gaule, poème faisant suite aux chevaliers de la Table ronde. Nach Deutschland kam der Roman im Jahre 1569, und im achtzehnten Jahrhundert regte er bei uns Händel zu einer Oper an (1715) und Wieland zur Abfassung seines „Neuen Amadis". Vergl. L. Braunfels, Kritischer Versuch über den Roman Amadis von Gallien. Leipzig 1876.

fortuné". Man seufzte in schwülstigen Phrasen für die der eigenen Einbildung entsprossenen Prinzessinnen. In seiner „Parfaicte amye" entwickelt Héroët, Bischof von Digne, die Theorie der platonischen Verehrung Dulcineens. La Broderie stellte ihm in seiner „Amye de cour" ein etwas weltlicheres Ideal entgegen. Alle diese affektierten Übertreibungen aber waren das ziemlich getreue Abbild des hohlen Scheinbildes von Ritterlichkeit, welches am Hofe Franz I. herrschte.

Ungeachtet dieses schlechten Geschmackes der tonangebenden Gesellschaft ließen sich jedoch der gesunde Menschenverstand und die etwas derbe Fröhlichkeit des französischen Volkes keineswegs gänzlich aus der Litteratur vertreiben. Die schlagenden, damals in allen Klassen der Gesellschaft hervortretenden Kontraste gaben in Frankreich wie anderwärts den Spöttern leichtes Spiel. Die Gegner neckten sich, ehe der erste Kampf begann. Die Leidenschaften waren eben erregt genug, um die Gemüter zu erwärmen, aber noch nicht, um sie mit sich fortzureißen. Selten war die Stimmung einer Epoche poetischem Humor so günstig als diese. Die Priester selbst wurden durch die ernste Würde ihres Standes nicht dagegen geschützt. Sie verwandelten sich in Volkstribunen, wie die Zeit sie verlangte. Weit entfernt, sich auf eine ernste und feierliche Deklamation zu beschränken, verschmähte ihre Rhetorik kein Mittel des Erfolgs. Man erlaubte sich alles: persönliche Angriffe, die burleskesten Witzspiele, die rücksichtslosesten Ausfälle. Alle heterogenen Elemente dieser gärenden Gesellschaft vereinigten sich, um dem Genie eines großen Dichters den Stoff zu einem satirischen Werke zu liefern, welches unter den groteskesten Erfindungen einer kühnen und wunderbar fruchtbaren Einbildungskraft die Züge aller Thorheiten und Wunderlichkeiten des Jahrhunderts erkennen läßt. Wir sprechen von Rabelais. Als Sohn eines Apothekers oder Gastwirtes*) wurde er im Jahre 1483 wahrscheinlich bei Chinon in der Touraine geboren. Nachdem er sein Latein gelernt hatte, wurde er Franziskanermönch zu Fontenay-le-Comte. Bald gaben sein Wissen und sein Geist ihm mit dem Neide und der plumpen Roheit der anderen Mönche zu schaffen; man konfiszierte seine griechischen Bücher und warf ihn ins Gefängnis, und nur dem Einflusse seiner angesehenen und gelehrten Beschützer, Budé und Tiraqueau, verdankte er die Freiheit, später auch die Erlaubnis, den Franziskanerorden mit dem der Benediktiner zu vertauschen, dessen Regel bekanntlich die freieste von allen ist (1523). Rabelais wußte die Vorteile wohl zu nutzen, welche dieser Wechsel seinen Studien gewährte.**) Aber auch den leichteren Zwang verleidete ihm bald sein natürlicher Hang zur Ungebundenheit und zu übermütiger Fröhlichkeit. Zum großen Ärgernis der Kirche verläßt er das Kloster, nimmt das Kleid des Weltgeist-

*) Wenigstens befand sich in seinem väterlichen Hause eine Schenke, als der berühmte Historiker de Thou es gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts besuchte.

**) Die satirischen Schriften Rabelais' bekunden eine ungemeine Belesenheit in den klassischen Schriftstellern.

lichen an, genießt in Ligugé die Gastfreundschaft des Bischofs Geoffroi d'Estissac, eines eifrigen Beschützers der Gelehrten,*) und läßt sich endlich (1530) in Montpellier nieder, um Medizin zu studieren. Er gewinnt die Baccalaureuswürde (erst am 22. Mai 1537, sieben Jahre später, ist er Doktor geworden) und macht sich durch einige Abhandlungen über Hippokrates und durch seine Geschicklichkeit in der Ausübung seiner Kunst einen großen Ruf. Ein Streit der Universität mit dem Kanzler des Königs giebt ihm Gelegenheit, als Verteidiger der Privilegien von Montpellier nach Paris zu gehen. Er entledigt sich auf geschickte Weise seines Auftrages. Die Privilegien der Universität werden respektiert, und zu Ehren ihres Unterhändlers tragen die Ärzte von Montpellier fortan die grüne Robe, in welcher Rabelais seinen diplomatischen Sieg gewann. Rabelais selbst aber kehrt nicht mehr zu seinem Lehrstuhl zurück. Der Kardinal du Bellay hat ihn kennen gelernt und sein großes Talent richtig gewürdigt. Er nimmt ihn nach Rom mit, da er als Gesandter dorthin geht. Rabelais benutzte seinen Aufenthalt in der heiligen Stadt, um seine Kenntnisse zu vermehren und sich den Schutz zu verschaffen, dessen er für sein Leben wie für seine Schriften nur zu sehr bedurfte. Am 27. Januar 1536 sprach eine Bulle des Papstes Paul III. ihn von den Sünden der Apostasie und der Irregularität frei und eröffnete ihm von neuem den Zugang zu den Wohlthaten der Kirche. Der Kardinal du Bellay fuhr auch nach der Rückkehr nach Frankreich fort, seinen fröhlichen und geistreichen Freund zu beschützen, bediente sich desselben in seinen wichtigsten Angelegenheiten und gab ihm eine Pfründe an der Stiftskirche St. Maur. Einmal noch hatte dann der Dichter des Pantagruel von der Ungunst seiner alten Feinde, der Mönche, zu leiden. Er wurde 1547, während der Krankheit des Königs, der Ketzerei angeklagt und gezwungen, in die Verbannung zu gehen. Bald aber wußte seine erprobte Gewandtheit die Gunst des unter Heinrich II. allmächtigen Hauses Lothringen zu gewinnen. Man gab ihm 1551 die gute Pfarre von Meudon und ließ ihn mit königlichem Privilegium seine Satiren drucken, während man seine freisinnigen Freunde verfolgte. Er starb im Jahre 1553, 70 Jahr alt. In seiner letzten Krankheit ließ sich der Kardinal durch einen Pagen nach dem Befinden seines Freundes erkundigen. „Dis à Monseigneur," soll Rabelais geantwortet haben, „l'état où tu me vois; je m'en vais chercher un grand Peut-Etre.

---

*) Jean Bouchet, einer der Gäste des Bischofs, schildert dieses Haus, das Vorbild der Abtei Thélème im Pantagruel, als ein wahres Paradies der Schriftsteller und Gelehrten. Man fände da

les bons fruits et les bons vins
Que bien aimons entre nous Poitevins.

Der Hausherr aber wisse vor Allem seine Gäste zu wählen:

Il aime gens lettrés
En grec, latin et françoys bien estrez
A deviser d'hystoire ou theologie,
Dont tu (nämlich Rabelais) es l'ung; car en toute clergie
Tu es expert, etc.

Il est au nid de la pie, dis luy qu'il s'y tienne, et pour toy, tu ne seras jamais qu'un fol. Tire le rideau, la farce est jouée."

Das Werk, welchem Rabelais die Unsterblichkeit seines Namens verdankt, der Gargantua und die Faicts et dicts héroïques du bon Pantagruel*), steht in der Mitte zwischen der komischen Epopöe und dem satirischen Roman. Der Verfasser erzählt darin die Geschichte der beiden Riesen Gargantua und Pantagruel, Vater und Sohn, deren mythische Namen er in den Volkssagen der Touraine, seiner Heimat, vorfand. Das erste Kapitel erzählt uns, wie das Grab des Gargantua aufgefunden wurde unter einem Stein, „signée au dessus d'un goubelet, à l'entour duquel estoit escript en lettres ethrusques: Hic bibitur, trouverent neuf flaccons en tel ordre qu'on assiet les quilles en Guascoigne." Sodann lesen wir die wunderbare Geschichte von der Geburt Gargantuas, dessen erste Worte waren: à boire! à boire! à boire! und dessen erstes Hemdchen aus neunhundert Ellen „de toille de Chasteleraud" verfertigt wurde. Die Erziehung Gargantuas, dann seine Studien in Paris und seine Heldenthaten füllen den ersten Teil des Werkes; der zweite ist den Abenteuern des Pantagruel gewidmet, der alle Provinzen des Reiches der Narrheit besucht, die Thoren bekämpfend und die rechtschaffenen Leute beschützend. Alle diese Erzählungen wimmeln von Schilderungen der Sitten des Jahrhunderts, in welchen die feinste Beobachtung und die bitterste Satire sich unter burlesken und oft im höchsten Grade cynischen Karrikaturen verbirgt. Oft, im Begriff sich mit Unwillen von den plumpesten Kneipwitzen abzuwenden, trifft man auf Stellen, deren wahre und fast erhabene Beredsamkeit man bewundern muß. Der Verfasser verschont kein Laster, keine Thorheit, keine Geschmacklosigkeit seiner Zeitgenossen. Die Sinnlichkeit und Einfalt eines großen Teiles des damaligen Klerus wird vortrefflich durch den „Sophisten" veranschaulicht, der im Namen der Geistlichkeit von Paris die Glocken von Notre-Dame von Gargantua zurückfordert und der in seiner Rede von den „six pans de saulcisses" und dem „paire de

*) Die erste Skizze des Romans erschien 1532 während eines Aufenthaltes des Verfassers zu Lyon unter dem Titel: „Les grandes et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua". Die erste Fortsetzung, Pantagruel, erschien 1533. Aber das erste Buch des Gargantua, welches Rabelais unsterblich gemacht hat, wurde erst 1535 gedruckt unter dem Titel: „La vie inestimable du grand Gargantua, père de Pantagruel". Es hat mit jener ersten Skizze kaum mehr als den Namen gemein; die Fortsetzungen und Verbesserungen haben Rabelais während seines ganzen Lebens beschäftigt. — Vollständige Ausgabe von Jannet. Paris 1868/72; 7 tom.; Les cinq livres de Rabelais. Avec une notice par le bibliophile Jacob. Variantes et glossaire, p. p. Chéron. Paris s. a.; von Desmarets et Rathery. Paris 1857 (1873); von Marty-Laveaux. Paris 1868/73; von Montaiglon et Lacour. Paris 1868/73; von Moland. Paris 1860. — Vergl. E. Noël, Rabelais et son œuvre. Paris 1880; G. Vallet, Le génie de Rabelais. Paris 1860; A. Maysargues, Rabelais, étude sur le 16. siècle. Paris 1869; Géruzez, Essais de littérature française. Paris s. a. S. 279—316. — Deutsche Übersetzung von Regis. Leipzig 1832/41; von Gelbcke. Leipzig 1880.

chausses“ nicht los kommt, die man ihm versprochen hat (I. 19). — Ha! Ha! ruft er mitten in seiner feierlichen Rede: „n'a pas paire de chausses qui veult. Je le sçay bien quant est de moy. Advisez qu'il y a dixhuyt jours que je suis à matagraboliser [étudier] cette belle harangue. Reddite quae sunt Caesaris Caesari, et quae sunt Dei Deo. Ibi jacet lepus. Par ma foy, Domine, si voulez souper avecques moy in camera, par le corps de Dieu caritatis, nos faciemus bonum cherubin. Ego occidi unum porcum et ego habet bon vino. — Or sus, de parte Dei, date nobis clochas nostras.“ — Man sieht wohl, wer in diesem Latein der „Epistolae virorum obscurorum“ verspottet wird. Und wer könnte den „bon frère Jean des Entommeures“ verkennen, der da denkt qu'un moine savant serait un monstre inouï et que pour vivre à son aise il n'est rien de tel que bien manger, boire d'autant et dire toujours du bien de Monsieur le Prieur“ — oder wer verstände Rabelais nicht, wenn er von der „Isle Sonnante“ erzählt, „où les pardons sont achetés à beaux écus sonnants.“ — Die gelehrte Pedanterie vieler Philologen jener Zeit wird vortrefflich repräsentiert durch den Studenten aus Limoges, der nicht von Paris kommt, sondern „de l'alme et inclyte academie que l'on vocite Lutece“ und der „transfrete la Sequane au dilucule et crepuscule et deambule par les compites et quadriviers de l'urbe.“ Nach den Priestern und Pedanten kommen die ungeschickten Ärzte und die einfältigen, bestechlichen Richter am schlechtesten fort. Sein „vieux Bridoye“ ist in der französischen Komödie das Urbild der letztern Klasse geblieben; wir finden ihn in Beaumarchais' Bridoison wieder. Und den Kranken, welche ihr Leiden kennen lernen wollen, giebt Rabelais den Rat, sich nicht an die Doktoren zu wenden, sondern, wie Gargantua, Pillen zu verschlucken, „renfermans des valets avec des lanternes, pour éclairer, sonder et connaître parfaitement ces lieux souterrains dont la médecine ne s'embarasse pas.“ Das würde sicherer sein!

Man möchte sich verwundern, daß der Verfasser eines solchen Buches bis an sein Ende ruhig im Schoß einer Kirche gelebt hat, welche sich damals schon mit Scheiterhaufen gegen den Einbruch der Ketzerei rüstete. Aber die Satire des Rabelais war in der That nicht geeignet, die Massen in Bewegung zu setzen, oder die mächtigen Herren zu sehr zu verletzen. Rabelais war viel zu guter Franzose, um sich Gefahren auszusetzen, indem er ernstlich eine Unsittlichkeit bekämpfte, deren Bekanntschaft er wohl keineswegs bloß im Interesse seiner Satiren gemacht hatte, und das „Große Vielleicht“, welches er hinter seinem lustigen Leben ahnte, konnte ihn schwerlich hinreichend begeistern, um sich dafür als Ketzer verbrennen zu lassen. Rabelais weiß immer sehr wohl, mit wem er es bei seinen Spöttereien zu thun hat. In seinem Werke kommen zwei Gattungen von Helden vor, die Menschen und die Riesen. Die ersteren spielen die komischen Rollen des Romans, wenn sie sich gegenseitig verspotten und anführen. Mit den Riesen verfährt Rabelais etwas vorsichtiger, und

vielleicht vermutet Girardin nicht ganz unrichtig, „qu'un attribut de la puissance des géants a été d'accorder et de refuser l'impression des livres et de protéger aussi au besoin les railleurs contre la Sorbonne et contre le Parlement.“

Wir gestatten uns hier einige ausgewählte Abschnitte des Werkes abdrucken zu lassen, wobei wir nicht verfehlen wollen, die Leser, denen das oft überladene Französisch Rabelais' Schwierigkeiten bereiten sollte, auf die oben erwähnten mustergiltigen deutschen Übersetzungen zu verweisen. Es wird fast überflüssig sein, zu bemerken, daß die verschiedenen Methoden, nach welchen hier die „Sophisten“ und Ponokrates den jungen Gargantua behandeln, den Kontrast der mönchischen Barbarei gegen die humanistische Aufklärung anschaulich machen. Auf litterarischem Gebiet ist dies die große Frage des sechszehnten Jahrhunderts, und die Weise, in welcher Rabelais sie auffaßt, wird uns für das Verständnis der litterarischen Umwälzungen dieser Zeit nicht wenig förderlich sein.

Livre I. Chap. XXI.

L'estude de Gargantua, selon la discipline de ses precepteurs sophistes.

Ce faict, (Gargantua) voulut de tout son sens estudier à la discretion de Ponocrates; mais icelluy, pour la commencement, ordonna qu'il feroit à sa maniere accoustumée, affin d'entendre par quel moyen, en si long temps, ses antiques precepteurs l'avoient rendu tant fat, niays et ignorant. Il dispensoit doncques son temps en telle façon que ordinairement il s'esveilloit entre huyt et neuf heures, fust jour ou non: ainsi l'avoient ordonné ses regents antiques, allegans ce que dict David: „Vanum est vobis ante lucem surgere.“ Puis se gambayoit, penadoit et paillardoit parmy de lict quelque temps pour mieulx esbaudir ses esperitz animaulx; et se habilloit selon la saison; mais voluntiers portoit il une grande et longue robbe de grosse frize, fourrée de renards; après se peignoit du peigne de Almaing (sehr schmeichelhaft für uns Deutsche!), c'estoit des quatre doigtz et le poulce, car ses precepteurs disoient que soy aultrement peigner, laver et nettoyer estoit perdre temps en ce monde.

Puis desjeunoyt pour abatre la rosée et maulvais aer: belles tripes frites, belles carbonnades, beaulx jambons, belles cabirotades et force soupes de prime. Ponocrates luy remonstroit que tant soubdain ne debvoit repaistre au partir du lict, sans avoir premierement faict quelque exercice. Gargantua respondit: Quoy? N'ay je faict suffisant exercice? Je me suis vaultré six ou sept tours parmy le lict davant que me lever. Ne est ce assez? Le pape Alexandre ainsi faisoit, par le conseil de son medicin juif, et vesquit jusques à la mort, en despit des envieux. Mes premiers maistres me y ont accoustumé, disans que le desjeuner faisoit bonne memoire; pourtant y buvoient les premiers. Je m'en trouve fort

bien et n'en disne que mieulx. Et me disoit maistre Tubal (qui fut premier de sa licence à Paris), que ce n'est tout l'advantaige de courir bien tost, mais bien de partir de bonne heure: aussi n'est ce la santé totale de nostre humanité, boyre à tas, comme canes, mais ouy bien de boire matin. Unde versus:

Lever matin n'est poinct bon heur,
Boyre matin est le meilleur.

Après avoir bien à poinct desjeuné, alloit à l'eglise, et luy portoit on dedans un grand panier un gros breviaire empantophlé, pesant, tant en graisse que en fermoirs et parchemin, poy plus poy moins, unze quintaulx six livres; là oyoit vingt et six ou trente messes; ce pendent venoit son diseur d'heures en place, empaletocqué comme une duppe et tresbien antidoté son alaine à force syrop vignolat; avecques icelluy marmonnoit toutes ses kyrielles, et tant curieusement les espluschoit qu'il n'en tomboit un seul grain en terre. Au partir de l'eglise, on luy amenoit sur une traine à beufz un faratz de patenostres de sainct Claude, aussi grosses chascune qu'est le moulle d'un bonnet, et, se pourmenant par les cloistres, galeries ou jardin, en disoit plus que seze hermites.

Puis estudioit quelque meschante demye heure, les yeulx assis dessus son livre. Mais (comme dit le Comicque) son ame estoit en la cuysine.

Puis se asseoyt à table. Et par ce qu'il estoit naturellement phlegmaticque, commençoit son repas par quelques douzeines de jambons, de langues de beuf fumées, de bourtargues, d'andouilles, et telz aultres avant-coureurs de vin. Ce pendent quatre de ses gens luy gettoient en la bouche l'un après l'autre continuement moustarde à pleines palerées; puis beuvoit un horrificque traict de vin blanc pour luy soulaiger les roignons. Après, mangeoit, selon la saison, viandes à son appetit, et lors cessoit de manger quand le ventre luy tiroit. A boyre n'avoit poinct fin ny canon. Car il disoit que les metes et bournes de boyre estoient quand, la personne beuvant, le liège de ses pantoufles enfloit en hault d'un demy pied.

Chap. XXIII.

Comment Gargantua feut institué par Ponocrates en telle discipline qu'il ne perdoit heure du jour.

Quand Ponocrates congnut la vitieuse maniere de vivre de Gargantua, delibera aultrement le instituer en lettres; mais pour les premiers jours le tolera, considerant que nature ne endure mutations soubdaines sans grande violence. Pour doncques mieulx son œuvre commencer, supplia un sçavant medicin de celluy temps, nommé maistre Theodore, à ce qu'il considerast si possible estoit remettre Gargantua en meilleure

voye. Lequel le purgea canonicquement avecq elebore de Anticyre, et par ce medicament luy nettoya toute l'alteration et perverse habitude du cerveau. Par ce moyen aussi Ponocrates luy feist oublier tout ce qu'il avoit appris soubs ses antiques precepteurs, comme faisoit Timothée à ses disciples qui avoient esté instruictz soubz aultres musiciens. Pour mieulx ce faire, l'introduisoit ès compaignies des gens sçavans que là estoient, à l'emulation desquelz luy creust l'esperit et le desir de estudier et aultrement se faire valoir.

Après en tel train d'estude le mist qu'il ne perdoit heures quelconcques du jour, ains tout son temps consommoit en lettres et honeste sçavoir. Se esveilloit doncques Gargantua environ quatre heures du matin. Ce pendent qu'on le frotoit, luy estoit leue quelque pagine de la divine Escripture haultement et clerement avecques pronunciation competente à la matiere; et à ce estoit commis un jeune paige natif de Basché, nommé Anagnostes. Selon le propos et argument de ceste leçon, souventes foys se adonnoit à reverer, adorer, prier et supplier le bon Dieu, duquel la lecture monstroit la majesté et jugemens merveilleux. Puis alloit ès lieux secrets faire excretion des digestions naturelles. Là son precepteur repetoit ce que avoit esté leu, luy exposant les poincts plus obscurs et difficiles. Eulx retornans consideroient l'estat du ciel, si tel estoit comme l'avoient noté au soir precedent: en quelz signes entroit le Soleil, aussi la Lune, pour icelle journée. Ce faict, estoit habillé, peigné, testonné, accoustré et parfumé, durant lequel temps on luy repetoit les leçons du jour d'avant. Luy mesmes les disoit par cueur, et y fondoit quelques cas practicques concernans l'estat humain, lesquelz ilz estendoient aulcunes foys jusques deux ou troys heures, mais ordinairement cessoient lors qu'il estoit du tout habillé. Puis par troys bonnes heures luy estoit faicte lecture. Ce faict, yssoient hors, tousjours conferans des propoz de la lecture, et se desportoient en Bracque*), ou ès prez, et jouoient à la balle, à la paulme, à la pile trigone, galantement se exercans les corps comme ilz avoient les ames auparavant exercé. Tout leur jeu n'estoit qu'en liberté, car ilz laissoient la partie quand leur plaisoit, et cessoient ordinairement lors que suoient parmy le corps, ou estoient aultrement las. Adoncq estoient tresbien essuez et frottez, changeoient de chemise, et doulcement se pourmenans alloient veoir sy le disner estoit prest. Là attendans recitoient clerement et eloquentement quelques sentences retenues de la leçon. Ce pendent monsieur l'appetit venoit, et par bonne oportunité s'asseoient à table. Au commencement du repas estoit leue quelque histoire plaisante des anciennes

*) Jeu de paume du faubourg Saint-Marceau, qui avait pour enseigne: „au Chien braque“.

prouesses, jusques à ce qu'il eust prins son vin. Lors (si bon sembloit) on continuoit là lecture, ou commençoient à deviser joyeusement ensemble, parlans pour les premiers mots de la vertu, propriété, efficace et nature de tout ce que leur estoit servy à table, du pain, du vin, de l'eau, du sel, des viandes, poissons, fruictz, herbes, racines, et de l'aprest d'icelles. Ce que faisant, apprint en peu de temps tous les passaiges à ce competens en Pline, Athenee, Dioscorides, Jullius Pollux, Galen, Porphyre, Opian, Polybe, Heliodore, Aristoteles, Elian et aultres. Iceulx propos tenus, faisoient souvent, pour plus estre asseuréz, apporter les livres susdicts à table ...... Après se lavoit les mains et les yeulx de belle eaue fraische, et rendoient graces à Dieu par quelques beaulx canticques faictz à la louange de la munificence et benignité divine. Ce faict, on apportoit des chartes, non pour jouer, mais pour y apprendre mille petites gentillesses et inventions nouvelles, lesquelles toutes yssoient de arithmetique. En ce moyen entra en affection de icelle science numerale, et tous les jours après disner et souper y passoit temps aussi plaisantement qu'il souloit en dez où ès chartes. A tant sceut d'icelle et theoricque et practicque si bien, que Tunstal Angloys, qui en avoit amplement escript, confessa que vrayement en comparaison de luy il n'y entendoit que le hault alemant.

Dann folgt eine Schilderung der gymnastischen Übungen, wie sie mancher heutige Turnlehrer sich zum Muster nehmen könnte, auch Musik und praktische Technologie sind nicht vergessen. Wir erhalten das vollständige, nur vielleicht etwas überladene Bild einer fürstlichen Erziehung im besten Sinne des Wortes. Für alles ist Zeit da, nur nicht für Messen und Rosenkranz-Beten. Zum Schlusse heißt es:

Ainsi fut gouverné Gargantua, et continuoit ce procès de jour en jour, profitant comme entendez que peut faire un jeune homme scelon son aage de bon sens en tel exercice ainsi continué. Lequel, combien que semblast pour le commencement difficile, en la continuation tant doulx fut, legier et delectable, que mieulx ressembloit un passe-temps de roy que l'estude d'un escholier. Toutefoys, Ponocrates, pour le sejourner de ceste vehemente intention des esperitz, advisoit une foys le moys quelque jour bien clair et serain, auquel bougeoient au matin de la ville, et alloient ou à Gentilly, ou à Boloigne, ou à Montrouge, ou au pont Charanton, ou à Vanves, ou à Sainct Clou. Et là passoient toute la journée à faire plus grande chere dont ilz se pouvoient adviser, raillans, gaudissans, beuvans d'aultant, jouans, chantans, dansans, se voytrans en quelque beau pré, deniceans des passereaulx, prenans des cailles, peschans aux grenoilles et escrevisses.

III. Theologie und Philosophie.

Wir haben schon der entscheidenden Krisis gedacht, welche um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die französische Nation in ihren innersten Tiefen bewegte. In der That, nach dem Tode Franz I. gewinnt alles eine andere Gestalt in der Religion, in der Politik wie in der Litteratur. Die Gegner sind es müde, sich zu beobachten, der Zusammenstoß der Gegensätze ist unvermeidlich. Die Intrigue nimmt ihre Zuflucht zur Gewalt, und die Fragen der Zeit werden endlich ernstlich verhandelt: auf den Schlachtfeldern wie im Hörsaal und auf der Kanzel. Gemeinhin sind solche Zeiten allgemeiner Gärung dem Kultus der Musen nicht eben günstig. Aber wenn mitten unter den ewigen Reibungen der Interessen einmal der Kampf großer Prinzipien entbrennt, wenn die Massen am Streit der Parteien lebendigen Anteil nehmen — dann geschieht es oft, daß die Arbeiten des Geistes an Originalität und an Kraft gewinnen, was sie an Eleganz einbüßen. Die Bürgerkriege sind in der Regel die Epochen der großen Redner, der kühnen und unabhängigen Denker. Aus einem Werkzeug des Vergnügens wird die Sprache zur Waffe der erbitterten Gegner. Die Gründe des Gegners sind öffentlich zu widerlegen: und sie ist scharf und klar; man wendet sich an die Leidenschaften des Volkes, man will seine Freunde ermutigen, seine Gegner dem Hasse der Welt Preis geben; und siehe, sie schmückt sich mit allen Farben einer begeisterten und volkstümlichen Redekunst. Alle Leidenschaften der Zeit, alle Bewegungen der Epoche lassen in ihr ihre Spuren zurück, und wie sie endlich fest und bleibend aus diesem Chaos hervorgeht, ist sie das treueste und lehrreichste Bild von dem Ergebnis des Kampfes.

So geschah es in Frankreich im sechszehnten Jahrhundert. Es ist natürlich, daß von zwei Gegnern der an materieller Gewalt schwächere die meisten Anstrengungen macht, um wenigstens die geistige Überlegenheit zu behaupten: deshalb finden sich denn auch in den religiösen Umwälzungen die beredtesten Schriftsteller fast immer auf Seiten der Sektierer! Man weiß, was Luther für die deutsche Sprache gethan hat. Wenn der französische Reformator ihm an Popularität und litterarischem Ruhm nicht gleichgekommen ist, so ist daran weniger Mangel an Genie schuld, als Mangel an natürlicher Harmonie zwischen seinem Charakter und dem der Nation. In der That steht Calvin (1509 bis 1564) an der Spitze der französischen Prosaiker des sechszehnten Jahrhunderts. — Die Darstellung seines Lebens gehört der allgemeinen Geschichte an, die seiner Lehre der Kirchengeschichte, aber das litterarische Verdienst seiner am 1. August 1535 Franz I. gewidmeten „Institution chrétienne" kann in einer noch so wenig ausführlichen Schilderung der französischen Litteratur nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Philarète Chasles nennt es mit Recht „le premier ouvrage en prose où, depuis les mémoires de Comines, la force de l'esprit ait imprimé à la langue française ce caractère éner-

gique et puissant qui n'émane que de grands intérêts et de fortes passions." — Die Anrede, in der Calvin den König zur Duldung ermahnt, verdient neben die besten Proben französischer Beredsamkeit gestellt zu werden: „Ecartez", ruft er, „écartez de vos oreilles les conseils perfides des calomniateurs, dont la venimeuse iniquité vous pousse à des cruautés qui sont éloignées de votre cœur; faites cesser ces impétueuses furies qui, sans que vous y mettiez ordre, exercent toujours cruauté par prison, fouets, géhennes, tortures et brûleures. Voyez le sort de ces malheureux qui, pour vouloir connaître un seul vrai Dieu sont, les uns détenus en prison, les autres menés à faire amendes honorables, les autres bannis, les autres tués, tous en tribulation, tenus pour maudits et exécrables, injuriés et traités inhumainement. Et cependant ces hommes, si barbarement chassés de leurs maisons, ne cessent point de prier pour vous." Freilich verlangte Calvin die Duldung nur für sich und seine Anhänger, während er selbst sie andern verweigerte; wie er denn seinen Studienfreund, den unglücklichen Servet, wegen seiner Zweifel über das Dogma der Dreieinigkeit zu Genf verbrennen ließ. Der harte und finstere Geist seines Systems hat nicht wenig dazu beigetragen, die Mehrheit der Franzosen der Reform zu entfremden.*)

Während Calvin die Hierarchie angriff, indem er an die heilige Schrift und das religiöse Bedürfnis des menschlichen Herzens appellierte, eröffnete der Philosoph La Ramée (Ramus) (1515—1572) den Krieg des gesunden französischen Menschenverstandes gegen die Spitzfindigkeiten der scholastischen Philosophie. Sohn eines Bauern in der Pikardie, wurde er als Diener an der Pariser Universität aufgenommen. Dort lernte er ohne Lehrer die alten Sprachen und wurde dann Doktor der Philosophie. Die Logik des Aristoteles, wie man sie damals lehrte, konnte seinen nach Erkenntnis dürstenden Geist nicht befriedigen. Anfangs hielt er sich deshalb an die Schwäche seines Verstandes; später jedoch, sich aus seiner Verzweiflung aufrichtend, wagte er es, gegen die durch die Stimme der Jahrhunderte geheiligte Lehre des Meisters rückhaltlos aufzutreten. Er verteidigte öffentlich den Satz: „Alles, was Aristoteles lehrt, ist falsch" (in seiner Schrift Animadversionum in dialecticam Aristotelis libri XX. Paris 1543). Der künstlichen und unverständlichen Logik der Schulen setzte er jene entgegen, deren Gesetzen der Mensch unbewußt sich fügt; das will sagen: er leugnet die historische Autorität, um sich auf eine andere, völlig eben so zweifelhafte zu stützen: auf die seiner individuellen Anschauung. Möge diese Art zu untersuchen den großen Aufgaben der Wissenschaft immerhin nicht genügen, sie war gleichwohl ein Schritt zur Befreiung des

*) Choix des œuvres françaises de Calvin, p. p. P. Lacroix. Paris 1842; seine sämtlichen Werke sind enthalten im Corpus reformatorum. Braunschweig 1863. — Sein Leben beschrieb sein Freund Theodore de Bèze (ed. Franklin. Genf 1864); Henry. Hamburg 1835/44; vergl. Lobstein, Die Ethik Calvins. Straßburg 1878; Géruzez, Essais de Littérature française. S. 317—385. Paris s. a.

Gedankens, und als solcher überlieferte sie La Ramée den Verfolgungen der Sorbonne. Der kühne Bauernsohn wurde nur desto entschiedener. Um 1567 erklärte er sich öffentlich für die Hugenotten, kämpfte bei St. Denis, und erduldete dann alle Wechsel des Bürgerkrieges, bis er im Jahre 1572 in der Bartholomäusnacht der Wut der Schüler seines philosophischen Gegners Charpentier erlag. Das Verdienst La Ramée's besteht darin, daß er die Philosophie aus der Sprache der Schule in die des Lebens übersetzte. Seine „Rhetorik" ist in Frankreich lange als oberstes Tribunal des guten Geschmackes geachtet worden.

La Ramée bezahlte den Mut teuer, der ihn der Autorität der Schule und der Kirche offen entgegentreten ließ. Aber weder sein Tod noch der von Tausenden seiner Glaubensgenossen hat dem Katholicismus in Frankreich zum Siege verholfen. Die Verfolgungen würden dem legitimen Kultus wenig gefruchtet haben, hätte er sich nicht auf zwei mächtige Bundesgenossen gestützt: das Nationalgefühl, welches vor allem die Einheit des Reiches verlangte, und die philosophische Indifferenz in religiösen Dingen. Der große litterarische Vertreter dieser echt französischen Geistesrichtung ist Michel Montaigne, der geistreichste französische Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts. Er wurde auf dem Schlosse Montaigne in Périgord, in einer edeln und reichen Familie, am 28. Februar 1533 geboren. Die Erziehung, welche sein Vater ihm geben ließ, trug auf eigentümliche Weise den doppelten Charakter des leichten, eleganten, aller Pedanterie feindlichen französischen Geistes und der Begeisterung für Gelehrsamkeit, welche sich Europas damals bemächtigt hatte. In der Meinung, das mühsame Studium des Griechischen und Lateinischen sei die einzige Ursache, welche die moderne Jugend nicht zu der Seelengröße und vollendeten Bildung der alten gelangen lasse, gab er seinem Sohn von vorn herein einen deutschen Lehrer, der nur Latein mit ihm sprach, so daß der junge Montaigne in der That im Alter von sechs Jahren die Gelehrtensprache geläufig redete. Nachdem seine Bildung im Collège de Guienne vollendet war, wurde er 1554 Rat im Parlament von Bordeaux. Aber der Tod seines Vaters ließ ihn dies Amt wieder mit einer ehrenvollen Unabhängigkeit vertauschen, die er dem Studium widmete, indem er in die politischen und religiösen Wirren der Zeit so wenig als möglich sich mischte. Er starb, wie er gelebt hatte, mutig und ruhig, im Jahre 1592.

Das Werk seines Lebens, die berühmten Essais*), besteht aus 107 Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände. Montaigne spricht darin vom Gewissen, vom Tode, vom Gebet, von der Einsamkeit, von Cicero, von Cato,

*) Die älteste Ausgabe erschien 1580, von der die späteren wesentlich abweichen. Die beste neuere ist besorgt von J.-V. Leclerc. Paris 1865/66. — Vergl. Bigorie de Laschamps, Michel de Montaigne, sa vie, ses œuvres et son temps. Paris 1860; J. Favre, Montaigne moraliste et pédagogue. Paris 1887; Bode, Montaignes Gedanken und Meinungen. Berlin 1793; Vernier, Montaigne, étude littéraire et philologique sur Montaigne. Niort 1888.

von Virgil, von der Art sich zu kleiden, von den Kannibalen und von den Frauen: er erzählt, was er gesehen, gethan und gedacht, die Vergnügungen, die er genossen, die Leiden, die er erduldet, er sagt seine Meinung über tausend soziale, politische und religiöse Fragen, und in alles mischt er unzählige Anekdoten und historische Beispiele, zum größten Teil den Werken des Altertums, seiner Lieblingslektüre, entnommen. In diesen Erzählungen und Erörterungen herrscht beständig ein Ton nachlässigen, anmutigen Geplauders, dem man überall den französischen Edelmann anmerkt, den Todfeind aller Pedanterie, den Geistesbruder eines Rabelais, eines Marot, eines Joinville. Doch würde man sich sehr täuschen, glaubte man es hier nur mit einem anmutigen Plauderer zu thun zu haben, der eben redet, wie es ihm in den Mund kommt. Bei aller Leichtigkeit ist Montaignes Stil sorgfältig gefeilt, und wenn man diese hingeworfenen Bemerkungen genauer ansieht, so entdeckt man in ihnen leicht die Spuren einer sehr entwickelten philosophischen Überzeugung. „Que sçay-je?“ das ist der Wahlspruch, mit welchem Montaigne der Erörterung ein Ende zu machen pflegte. In seinem Munde enthält er das Eingeständnis der menschlichen Unwissenheit, in bezug auf alle ernsten und wesentlichen Fragen unseres Daseins. Alle menschlichen Dinge sind dem Zweifel unterworfen. Was wir das Gewissen nennen, ist nur das Ergebnis einer, bei Lichte besehen, oft sehr unvernünftigen Gewöhnung. Die Vernunft bestreitet gleichmäßig alle Überzeugungen, alle Systeme. Wollte man sie hören, so wäre die sittliche Welt nur noch ein Chaos. — Nun aber ist eine sittliche Ordnung gleichwohl notwendig, und Gott hat sie auf die einzig mögliche Art, durch Offenbarung, gegründet. Die Majestät der letztern hat mit der menschlichen Einsicht nichts gemein. Wer ganz darauf verzichtet, sie zu begreifen, der begreift sie am besten. Der Philosoph wie der Unwissende, sie haben sich also in gleicher Weise an die einmal bestehenden Autoritäten dahinzugeben. Der Philosoph wird Muselmann in der Türkei sein, in Frankreich ist er guter Katholik, ohne seine Überzeugung zu ändern. Seine Philosophie wagt sich nicht an die Geheimnisse des Lebens und des Todes. Sie ist ein Spiel des Geistes, sie macht auf absolute Gewißheit nicht Anspruch, aber sie befreit ihren Jünger von der Herrschaft der Leidenschaften, indem sie die vollständige Gleichgiltigkeit aller zeitlichen Dinge ihm klar macht. Darum ist sie aber nicht etwa kopfhängerisch und traurig: „La plus expresse marque de la sagesse“, sagt Montaigne, „c'est une esjouissance constante: son estat est comme des choses au dessus de la lune, toujours serein. C'est Baroco et Baralipton qui rendent leurs supposts ainsi crottez et enfumez; ce n'est pas elle, ils ne la cognoissent que par ouyr dire. Comment? Elle faict estat de sereiner les tempestes de l'ame, et d'apprendre la faim et les fièvres à rire, non par quelques epicycles imaginaires, mais par raisons naturelles et palpables.“ — Der Philosoph muß also, nach Montaigne, jede heftige Aufregung zu vermeiden suchen. Er haßt den Enthusiasmus, weil er nur zu

oft Fanatismus und Gewaltthätigkeit erzeugt. Er wird nie, weder einem Menschen, noch einer Idee dienen. Wir sind nur dann glücklich, wenn wir uns selbst leben, beschäftigt und thätig lediglich zur Erhaltung unserer geistigen und leiblichen Gesundheit, übrigens wenig um die Früchte bekümmert, die unsere Arbeiten einst der Welt hinterlassen könnten. „Der Philosoph will, daß der Tod ihn findet, während er seinen Kohl pflanzt, aber gleichgiltig gegen ihn und noch mehr gegen seinen unvollendeten Garten." — So freilich begreift sich's, wie man glücklich und ruhig leben kann inmitten der Bürgerkriege, die das Vaterland zerreißen, im Privatleben ein rechtschaffener Mann, und in den öffentlichen Verhältnissen ohne Illusion der Autorität sich fügend, welche die Gewohnheit der Jahrhunderte geheiligt hat, und deren Herrschaft die Leidenschaften der Masse im Zaum hält. — Aber man begreift auch, daß die Reformation ein Volk nicht verjüngen konnte, dessen aufgeklärteste und populärste Männer mitten im Kampfe solche Grundsätze bekannten. Von dem resignierten Skeptizismus Montaignes bis zu dem revolutionären Skeptizismus der Encyklopädisten ist's nur ein Schritt. Indessen was man in Deutschland Philosophie nennt, ist gleich weit entfernt von beiden Arten zu denken.

Vielleicht wird die Lektüre des nachfolgenden Abschnittes der Essais es dem Leser erleichtern, sich ein bestimmteres Bild von Montaignes System und von dem nicht gewöhnlichen Verdienst seines Stiles zu machen.

Livre I. Chap. XXII.

Les lois de la conscience, que nous disons naistre de nature, naissent de la coustume: chacun ayant en veneration interne les opinions et mœurs approuvées et reçues autour de luy, ne s'en peut desprendre sans remors, ny s'y appliquer sans applaudissement... De vray, parce que nous les humons avec le laict de nostre naissance et que le visage du monde se présente en cet estat à nostre première veue, il semble que nous soyons nés à la condition de suivre ce train. Et les communes imaginations, que nous trouvons en credit autour de nous et infuses en nostre ame par la semence de nos peres, il semble que ce soient les generales et naturelles. Par où il advient, que ce qui est hors les gonds de la coustume, on le croit hors les gonds de la raison. Dieu sçait combien desraisonnablement le plus souvent..... Darius demandoit à quelques Grecs, pour combien ils voudroient prendre le coustume des Indes, de manger leurs pères trespassez, car c'estoit leur forme, estimans ne leur pouvoir donner plus favorable sepulture, que dans eux-mêmes: ils luy respondirent que pour chose du monde ils ne le feroient: mais s'estant aussi essayé de persuader aux Indiens de laisser leur façon et prendre celle de Grèce, qui estoit de brusler les corps de leurs pères, il leur fit

encore plus d'horreur. Chacun en fait ainsi, d'autant que l'usage nous dérobe le vray visage des choses.

Nil adeo magnum, nec tam mirabile quidquam
Principio, quod non mittant mirarier omnes
Paullatim. (Lucr. II, 1028—1029.)

Autrefois ayant à faire valoir quelqu'une de nos observations, et reçue avec resolue autorité bien loin autour de nous: et ne voulant point, comme il se fait, l'establir seulement par la force des lois et des exemples, mais questant toujours jusqu'à son origine, j'y trouvay le fondement si foible, qu'à peine que je ne m'en desgoustasse, moy, qui avois à la confirmer en autruy..... Qui voudra se desfaire de ce violent préjudice de la coustume, il trouvera plusieurs choses reçues d'une resolution indubitable qui n'ont appuy qu'en la barbe chenue et rides de l'usage qui les accompagne: mais ce masque arraché, rapportant les choses à la vérité et à la raison, il sentira son jugement comme tout bouleversé et remis pourtant en bien plus seur estat. Pour exemple, je luy demanderay lors, quelle chose peut estre plus estrange, que de voir un peuple obligé à suivre des lois qu'il n'entendit oncques: attaché en tous ses affaires domestiques, mariages, donations, testaments, ventes et achapts, à des règles qu'il ne peut sçavoir, n'estans escrites ny publiées en sa langue, et desquelles par necessité il luy faille acheter l'interpretation et l'usage. Non selon l'ingenieuse opinion d'Isocrates, qui conseille à son roy de rendre les trafics et négociations de ses subjects libres, francs et lucratifs, et leurs debats et querelles onereux, chargez de poisants subsides: mais selon une opinion prodigieuse, de mettre en trafic la raison même et donner aux lois cours de marchandise. Je sçay bon gré à la fortune, de quoy, comme disent nos historiens, ce fut un gentilhomme Gascon et de mon pays, qui le premier s'opposa à Charlemagne, nous volant donner les lois Latines et Imperiales. Qu'est-il plus farouche que de voir une nation, où par legitime coustume la charge de juger se vende et les jugemens soient payez à purs deniers contans et où legitimement la justice soit refusée à qui n'a de quoy payer: et aye cette marchandise si grand crédit, qu'il se face en une police un quatrième estat, de gens manians les procès, pour le joindre aux trois anciens de l'Eglise, de la Noblesse et du Peuple: lequel estat ayant la charge des lois et souveraine authorité des biens et des vies, face un corps à part de celuy de la Noblesse: d'où il advient qu'il y ait doubles lois, celles de l'honneur et celles de la Justice, en plusieurs choses fort contraires......

Ces considérations ne destournent pourtant pas un homme d'entendement de suivre le stile commun: ains au rebours il me semble que

toutes façons escartées et particulières partent plustost de folie ou d'affectation ambitieuse, que de vraye raison: et que le sage doit au dedans retirer son ame de la presse et la tenir en liberté et puissance de juger librement des choses: mais quant au dehors, qu'il doit suivre entierement les façons et les formes reçues. La société publique n'a que faire de nos pensées: mais le demeurant, comme nos actions, nostre travail, nos fortunes et nostre vie, il les faut prester et abandonner à son service et aux opinions communes: comme ce bon et grand Socrates refusa de sauver sa vie par la desobéissance du magistrat, voire d'un magistrat tres injuste et tres inique. Car c'est la règle des règles et générale loy des lois, que chacun observe celles du lieu où il est.

Νόμοις ἕπεσθαι τοῖσιν ἐγχώροις καλόν.

(Il est beau que chacun obéisse aux lois du pays.)

Il y a grand doute, s'il se peut trouver si évident profit au changement d'une loy reçue telle qu'elle soit, qu'il y a de mal à la remuer: d'autant qu'une police, c'est comme un bastiment de diverses pièces jointes ensemble d'une telle liaison, qu'il est impossible d'en esbranler une que tout le corps ne s'en sente. . . . .

Je suis desgousté de la nouveauté, quelque visage qu'elle porte, et si ay raison, car j'en ay veu des effects très dommageables. Celle qui nous presse depuis tant d'ans, elle n'a pas tout exploité: mais on peut dire avec apparence que par accident elle a tout produit et engendré; voire et les maux et ruines qui se font depuis sans elle et contre elle; c'est à elle de s'en prendre au nez:

Heu patior telis vulnera facta meis!

Ceux qui donnent le branle à un Estat, sont volontiers les premiers absorbez en sa ruine. Le fruict du trouble ne demeure guère à celuy qui l'a esmeu, il bat et brouille l'eaue pour d'autres pescheurs. . . .

Si me semble-il, à le dire franchement, qu'il y a grand amour de soy et présomption, d'estimer ses opinions jusques-là que, pour les establir, il faille renverser une paix publique et introduire tant de maux inévitables et une si horrible corruption de mœurs, que les guerres civiles apportent et les mutations d'estat, en chose de tel poids et les introduire en son pays propre. . . . . . La religion Chrestienne a toutes les marques d'extreme justice et utilité: mais nulle plus apparente que l'exacte recommandation de l'obéissance du Magistrat et manutention des polices. Quel merveilleux exemple nous en a laissé la sapience divine, qui pour establir le salut du genre humain et conduire cette sienne glorieuse victoire contre la mort et le peché, ne l'a voulu faire qu'à la mercy de nostre ordre politique: et a soubmis son progrez et la conduite d'un si

haut effet et si salutaire à l'aveuglement et injustice de nos observations et usances..... Il y a grand à dire entre la cause de celuy qui suit les formes et les lois de son pays et celuy qui entreprend de les regenter et changer. Celuy-là allegue, pour son excuse, la simplicité, l'obéissance et l'exemple: quoy qu'il face, ce ne peut estre malice, c'est pour le plus malheur. „Quis est enim, quem non moveat clarissimis monumentis testata consignataque antiquitas?" Outre ce que dit Isocrates que la défectuosité a plus de part à la modération, que n'a l'excès. L'autre est en bien plus rude party. Car qui se mesle de choisir et de changer, usurpe l'autorité de juger: et se doit faire fort de voir la faute de ce qu'il chasse et le bien de ce qu'il introduit. Cette si vulgaire considération m'a fermy en mon siège, et tenu ma jeunesse mesme, plus téméraire, en bride: de ne charger mes espaules d'un si lourd faix que de me rendre respondant d'une science de telle importance.... Me semblant très inique de vouloir soubmettre les constitutions et observances publiques et immobiles à l'instabilité d'une privée fantaisie: la raison privée n'a qu'une jurisdiction privée et ne doit entrependre sur les lois divines ce que nulle police ne supporteroit aux civiles.

Charron (1541—1603), der Freund und Schüler Montaignes, anfangs Rechtsgelehrter, dann Priester der römischen Kirche, begnügte sich damit, die von seinem Lehrer in der bescheidenen Form des Zweifels und der Vermutung ausgesprochenen Gedanken in ein System zu bringen. Sein Buch De la sagesse*) stellt die Regeln der menschlichen Moral zusammen und versucht dann zu beweisen, daß die menschliche Philosophie nie zu irgend einem unzweifelhaften Resultat kommen kann, und daß man sich deshalb schlechterdings der göttlichen Autorität unterwerfen müsse. In den Trois vérités contre tous Athées, Idolâtres, Juifs, Mahométans, Hérétiques et Schismatiques wendet er seine allgemeine Apologie des Christentums auf die spezielle Widerlegung der auf dem Titel genannten Sekten und ketzerischen Meinungen an; aber eben so weit entfernt von enthusiastischem Glauben als von Fanatismus und Intoleranz vertritt er den müden Pessimismus der durch die Greuel der Bürgerkriege erschreckten Generation, die nur noch nach Ruhe sich sehnt.

Der heilige François de Sales (1567—1622), Titularbischof von Genf, gab in seiner Introduction à la vie dévote eines der besten christlichen Erbauungsbücher, die wir besitzen. Fern von Zelotismus und asketischer Strenge entwickelt er die Sittenlehre des Evangeliums im Geiste der Liebe und Milde. Seine Sprache ist einfach, klar und dem Gegenstande angemessen. Man möchte ihn den Fénelon des sechszehnten Jahrhunderts nennen.**)

---

*) Neue Ausgabe von D'Aumasy Duval. Paris 1828.
**) Gesamtausgabe seiner Werke Lyon 1855.

IV. Politik, Geschichte, Beredsamkeit.

Eine Krisis, wie die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sie über Frankreich heraufführte, mußte natürlich die Aufmerksamkeit der Männer von Talent auf die Natur und die Gesetze dieser so krampfhaft bewegten Gesellschaft lenken, auf die Ursachen der Wirren, auf Mittel, sie glücklich zu beendigen: mit einem Worte auf die Politik. Schon das erste Ereignis der Religionskriege ist wesentlich politischer Natur. Es ist eine Verschwörung des unabhängigen Feudaladels gegen die Allmacht der Krone und gegen die Günstlingsherrschaft. Das von der Mehrheit des Volkes lebendig gefühlte Bedürfnis nationaler Einheit ist von vorn herein die mächtigste Stütze der alten Kirche. Auf der anderen Seite predigt Calvin die christliche Unterwürfigkeit unter die Gewalt der Obrigkeit vergeblich. Die unbillige Härte der Verfolgungen richtete den Haß der Calvinisten bald genug gegen die Übergriffe der weltlichen Gewalt eben so wie gegen die römische Hierarchie. Nicht daß sie auf die Vorstellungen von unbedingter Gleichheit und von Volksherrschaft sich eingelassen, wie das achtzehnte Jahrhundert sie in Frankreich entstehen sah. Ihr politisches System ist ein Gemisch von feudalen Erinnerungen aus dem Mittelalter und von Freiheits- und Vaterlands-Ideen, die man aus der begeisterten aber wenig kritischen Lektüre der Alten schöpfte. Wir finden es in der berühmten Schrift von

Hubert Languet (1518—1581): De la puissance légitime du prince sur le peuple et du peuple sur le prince. (Vindiciae contra tyrannos.) Weil niemand als König geboren wird, sagt Hubert Languet, so kann auch niemand ohne Zustimmung des Volkes herrschen. Es giebt kein Recht ohne entsprechende Pflicht, und wenn der Fürst nicht erfüllt, was er dem Volke schuldet, so hat das Volk nicht nur die Berechtigung, sondern die Verpflichtung, ihn zur Vernunft zu bringen.*)

Dieselbe Grundvorstellung, nur noch kühner ausgesprochen, findet sich in dem Buche des Etienne de la Boëtie (1530—1563), Montaignes Freund, betitelt: Discours sur la servitude volontaire.**) Er war Zeuge der Grausamkeit gewesen, mit welcher der Connétable von Montmorency 1548, ohne Widerstand zu finden, einen Aufstand der Bürger von Bordeaux gezüchtigt hatte. Unter dem Eindrucke dieser traurigen Szenen schrieb er seine Betrachtungen über die Feigheit der Massen, welche Gewaltthätigkeiten erdulden, nicht von einer an Kraft überlegenen Armee von Barbaren, sondern von einem einzigen Individuum, welches weder ein Herkules noch ein Simson ist, sondern

---

*) Das Werk erschien 1579, als der seit 1542 wegen seiner Religion aus Frankreich vertriebene Verfasser im Dienste des großen Oraniers stand; deutsch von Treitschke. Leipzig 1846.

**) Oeuvres de Étienne de la Boëtie, p. p. Feugère. Paris 1846.

ein schwaches Menschlein und oft der feigste und weibischste aus der ganzen Nation. Es fragt sich also nun, welches Mittel anzuwenden ist, um die unveräußerlichen Rechte der Völker zu wahren. Das ist der springende Punkt der Frage — aber die liberalen Publizisten des sechszehnten Jahrhunderts sind weit entfernt, ihn nach Art ihrer neueren französischen Kollegen zu lösen. Wenn sie vom Volke sprechen, so haben sie es ausschließlich mit den bevorrechteten Korporationen zu thun, die Recht gegen Recht, Legitimität gegen Legitimität setzen können. Sie verabscheuen die Souveränität der Menge, die sie vielmehr wie ein wildes Tier betrachten, unfähig, einen verständigen Gedanken zu fassen, und stets bereit, ihre Kraft zu mißbrauchen, mit der der Unwissenheit eigentümlichen Frechheit. — Es ist nicht schwer, in diesem politischen System die aristokratischen Tendenzen des Calvinismus wiederzuerkennen, wie sie in Genf, in Holland, in England sich verwirklicht haben.

In Frankreich kamen alle diese Bestrebungen zu spät. Was die Nation vor allem wollte, das war Ordnung und Einheit in den öffentlichen Verhältnissen. Weder für religiöse noch für bürgerliche Freiheit interessierte sie sich genugsam, um für sie die Grundlage ihrer Größe, ihrer materiellen Existenz aufs Spiel zu setzen. Montaigne hat uns bereits jenen Indifferentismus des französischen gesunden Menschenverstandes begreiflich gemacht, dem der Fanatismus der Ligue und die Hartnäckigkeit der Hugenotten gleich widerwärtig erscheinen mußten. Die bessern Köpfe begannen der Toleranz sich zuzuneigen, mehr aus Politik als aus Grundsatz. Für den Staat erblickte man kein Heil, außer in der unumschränkten aber mäßig ausgeübten Herrschaft eines guten und verständigen Fürsten, wie der Charakter des gemäßigten Hugenotten Heinrich IV. ihn Frankreich zu versprechen schien. Das erste Auftauchen dieser Vorstellungen fällt mit dem Beginn der Bürgerkriege zusammen. Die Ausschweifungen der extremen Parteien gewannen jenen nach und nach die Elite der Männer von Talent und Charakter; sie konzentrieren sich endlich in der Partei der Politiker, der eines de l'Hôpital, eines de Thou, eines Pasquier, eines Sully. — Montaigne war ihr Philosoph. Ihr Publizist ist Jean Bodin (1530—1596). In seiner Abhandlung De la République (1577) erhebt er die Monarchie weit über alle andern Regierungsformen. Allerdings verabscheut er auch den Despotismus. Indem er die Zustimmung der Unterthanen für jede Abgabe verlangt, glaubt er die öffentliche Freiheit vollständig zu sichern. Aber die Furcht vor der Anarchie überwiegt bei ihm weit den Haß gegen die Tyrannei. Er fühlt zu lebhaft die Übelstände eines Kampfes zwischen den öffentlichen Gewalten, als daß er der königlichen Autorität ein ernstes und wesentliches Gegengewicht geben möchte. In der That ist der Souverain in seinem Gewissen an seine Versprechungen gebunden. Aber hält er sie nicht, so hat niemand das Recht, ihn zu strafen, wofern er nämlich ein legitimer Fürst ist. Gegen den Usurpator aber ist alles erlaubt. Er hat kein Recht, als das der Gewalt. Wendet dieses sich gegen ihn, so hat

er keinen Grund, sich zu beklagen. In Sachen der Religion nimmt er eine vermittelnde Stellung ein; in seinem Heptaplomeres behauptet er, daß jedes Glaubensbekenntnis Recht auf Duldung beanspruchen dürfte, sofern es nicht gegen Staat und Sitte verstöße.*)

In der Religion also: Gehorsam gegen die Formen der herrschenden Kirche, verbunden mit philosophischem Indifferentismus des Denkens; in der Politik: Unterwerfung unter die königliche Gewalt, aus Liebe zur Ordnung und zum Vaterlande — das sind die Resultate der Arbeit des französischen Geistes im sechszehnten Jahrhundert.

Die Geschichtschreibung dieser Epoche hat nur ein einziges Werk hervorgebracht, welches den strengen Forderungen der historischen Kunst zu genügen trachtet — aber da es lateinisch geschrieben, so gehört dieses kostbare Denkmal eigentlich nicht in eine Geschichte der französischen Nationallitteratur. Es sind die „Historiarum sui temporis libri 138" des Präsidenten de Thou (Thuanus), welche die Geschichte der Jahre 1544—1607 umfassen. De Thou erhebt sich über den breiten, bequemen Stil der Chronikenschreiber, um mit der Rücksicht auf die Zeitfolge die auf den innern Zusammenhang der Begebenheiten zu vereinigen. Er giebt kunstvolle Schilderungen von Ereignissen und Personen. Sein Stil strebt nicht erfolglos nach der epischen Einfachheit der Alten, die er zum Muster genommen.**)

Die französisch geschriebenen Geschichtswerke dieser Zeit sind Biographieen oder Memoiren. Wir nennen nur einige der wichtigsten.

Eine der besten Biographieen des sechszehnten Jahrhunderts ist die Histoire du chevalier Bayard (1476—1524) et de plusieurs choses advenues sous les règnes de Charles VIII, Louis XII et François I. Der anonyme Verfasser (man sagt, es sei der Sekretär des berühmten Ritters) nähert sich oft der anmutigen Natürlichkeit Joinvilles.

Pierre de Bourdeille, Seigneur de Brantôme (1540—1614) schildert in seinen Memoiren***) die Sitten der Höfe Karls IX. und Heinrichs III. und überträgt die Obscönität der Handlungen, welche er schildert, in seinen Stil. Mit einem Gascogner- und Höflingsgewissen und mit vollendeter Gleichgiltigkeit berichtet er die Verbrechen und Ausschweifungen, die man unter seinen Augen beging. Begegnet es ihm, einen rechtschaffenen Mann zu loben, wie etwa den Kanzler de l'Hôpital und den alten Connétable de Montmorency, so drückt er mehr die Achtung der Zeitgenossen, als seine eigene aus. Mit seinem Gewissen allein — begeistert er sich nur für das Vergnügen

---

*) Vergl. Baudrillart, Jean Bodin et son temps. Paris 1853; Guhrauer, Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Berlin 1841.

**) Beste Gesamtausgabe von Buckley. London 1730.

***) Erste Ausgabe Leiden 1665/66; neue Ausgaben seiner Werke besorgten Le Duchal. Haag 1740; Monmerqué. Paris 1823; Buchon. Paris 1838; Mérimée et Lacour. Paris 1858/79; Lalanne. Paris 1865/81.

und den Erfolg. Als Greis, von den Geschäften zurückgezogen, findet er die Freude seines Alters in der Erinnerung an die Ausschweifungen und Schändlichkeiten, deren Zuschauer, vielleicht Teilnehmer er in seiner Jugend gewesen. Man muß die verzweifelte Unbefangenheit dieser Darstellungen kennen, um die Bartholomäusnacht und die ihr folgenden Greuel begreiflich zu finden.

Blaise de Montluc, Gascogner gleich Brantôme, aber leidenschaftlicher Krieger wie der andere Hofmann, findet ein entsetzliches Behagen daran, in seinen, die Zeit von 1521 bis 1569 umfassenden Memoiren*) die Schrecken der Bürgerkriege zu schildern, an denen er nur zu viel persönlichen Anteil gehabt hatte. Die Erzählungen Brantômes und Montlucs vervollständigen das Gemälde einer Sittenverderbnis, einer Mischung von weibischer Ausschweifung und unerbittlichem Fanatismus, wie die neuere Geschichte sie seitdem kaum noch gesehen hat. Zum Glück für die Ehre des französischen Nationalcharakters hat diese Epoche uns aber auch Denkmäler eines andern Gepräges hinterlassen: Bekenntnisse jener männlichen und starken Seelen, deren Glanz inmitten der allgemeinen Verderbtheit nur um so heller strahlt, und welche die Zukunft der Völker retten, wenn alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung auf dem Punkte stehen, zusammenzubrechen. — Dahin gehören die berühmten Freunde und Waffengefährten Heinrichs IV.: d'Aubigné, du Plessis Mornay und Sully. — D'Aubigné (1551—1630)**), gleich ausgezeichnet als Soldat, als Staatsmann und Gelehrter, erzählt in seiner Histoire universelle die Ereignisse der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts mit einer bis dahin unerhörten Freimütigkeit. Das Parlament verurteilte das Buch und den Verfasser (1620). Aber d'Aubigné entkam nach Genf und starb dort in Ruhe im Jahre 1630. Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis (1549—1623), der berühmte Lehrer und väterliche Freund Heinrichs IV., bewahrt in seinen Mémoires et correspondance den männlichen und gewissenhaften Charakter, der in allen Handlungen seines Lebens sich kund giebt. Die Memoiren Sullys (1560—1641) rechtfertigen auf würdige und sehr lehrreiche Weise die Verwaltung, durch welche dieser berühmte Minister Frankreich die Leiden der Bürgerkriege vergessen ließ.***)

Endlich müssen wir hier Jacques Amyot (1513—1593) erwähnen, dessen Übersetzung Plutarchs auf die Bildung der französischen schönen Prosa von unendlichem Einfluß gewesen ist.†) Weniger kühn und malerisch als die halb gascognische Sprache Montaignes, weiß Amyots Prosa dem Altertum seine Würde und seine attische Eleganz zu entlehnen, ohne jemals die natürliche

*) Neu herausgegeben von De Ruble. Paris 1854/72.

**) Oeuvres complètes d'Agrippa d'Aubigné d'après les ms. originaux, p. p. Réaume et La Caussade. Paris 1872. — Vergl. Réaume, Étude historique et littéraire sur Agrippa d'Aubigné. Paris 1883; Géruzez, Essais de littérature française. Paris s. a. S. 460–498.

***) Vergl. Ritter, Die Memoiren Sullys. München 1871.

†) Ausgabe von Brotier et Vauvilliers. Paris 1783/87.

und regelrechte Einfachheit der nordfranzösischen Sprache aufzugeben. Amyots Plutarch wird in Frankreich noch jetzt als Muster einer guten und geistreichen Übersetzung hochgeachtet.

Die Beredsamkeit stand in diesem Zeitraum unter zwei sehr verschiedenen Einflüssen. Auf der einen Seite mußten die Leidenschaften der Parteien in den Predigten der Priester wie in den Plaidoyers der Juristen sich wiederfinden und ihnen jene stürmische Energie einhauchen, die zu jeder Zeit die Seele der „großen" Beredsamkeit gewesen ist. Andererseits begann die Nachahmung der Alten sich des ganzen geistigen Lebens der Zeit zu bemächtigen und alle Arbeiten des Geistes wohl oder übel sich zu unterwerfen. Man belastete sich mit einer wüsten Masse von Beispielen und Citationen, man schleppte Cicero, Plutarch, Homer und Virgil in die Gerichtssäle, auf die Kanzeln und in die Sitzungen der Stände. Ein Priester verkündet, daß unser Herr ein Herkules war im Tode, Apollo bei seiner Auferstehung und Bellerophon, als er gen Himmel fuhr. Der Präsident Achille de Harlay sagte zu den Räten des Gerichts: „Homer wird Euch Eure Pflicht kennenlehren, im 10ten Buche der Odyssee, und Eustathius in seinem Kommentar wird es Euch klar machen, wie Ihr gegen Eure Klienten verfahren müßt." Duperron begann die Leichenrede Ronsards mit einer Seite des Tacitus, auf welche eine Nachahmung Sallusts folgte, und der Parlamentsrat du Four eröffnete eine „Remonstrance" im Jahre 1569 mit folgenden Worten:

Les Autheurs Grecs qui ont fait mention des loix et coustumes anciennes de Perses, lors que leur empire estoit le plus florissant, se sont tous rencontrez de parler avec paroles d'honneur et de louange d'une honneste façon et coustume dont ils usoient qui estoit celle qu'auparavant que de sacrifier, ils faisoient une longue remonstrance *περὶ εὐσεβείας*, c'est à dire de la Piété et Sainctetė, premier aussi que de s'asseoir aux banquets et festins publics l'un d'entre eux discouroit *περὶ σωφροσύνης*, de la tempérance, *καὶ πολεμεῖν μέλλοντες περὶ ἀνδρείας*: et aussi ès saisons de l'année, esquelles les Roys assembloyent leurs Estats pour entendre et pourvoir aux plaintes de leur peuple et de tous leurs sujets, on avoit accoustumé de faire une oraison, en laquelle estoit traicté au long, de l'utilité, nécessité et dignité excellente de la Justice.

Und doch, trotz dieses gänzlichen Mangels an „Geschmack" sah jene Epoche die ersten Keime der französischen Beredsamkeit sich entwickeln, denn zum ersten Male spendete die gesamte Nation den Rednern Beifall oder Tadel, und die Größe der verhandelten Fragen mußte die Redner bisweilen mit sich empor tragen. Es ist der Mühe wert, Duchatel zu hören, wie er die Rechte des Volkes gegen den Kanzler Poyet vertrat, welcher behauptet hatte, daß der Monarch das Volk nach seinem Belieben belasten darf — und Harlay, der dem Herzoge von Guise mit den Worten Trotz bot: „Mon âme est à Dieu, mon cœur est à mon roi, mon corps entre les mains des méchants."

Der Preis der gerichtlichen Beredsamkeit gebührt **Guillaume du Vair**, dem Großsiegelbewahrer von Frankreich, der Cicero und Demosthenes sehr geschickt zu reproduzieren wußte, statt sie auf sklavische und barbarische Weise nachzuahmen.

V. Die „Plejade" und die übrigen Dichter bis zum Ende des Zeitraums.

Wir begannen dieses Kapitel, indem wir das poetische Erwachen des modernen Frankreichs in den leichtfertigen und eleganten Werken der geistreichen Hofleute begrüßten, welche Franz I., den „Vater der Wissenschaften", umgaben. Sodann, unserer Aufgabe getreu und in der Litteratur beständig die Spuren des nationalen Fortschrittes verfolgend, hielten wir vor litterarischen Denkmälern einer ganz andern Gattung inne. Es galt, in den Werken der Philosophen, der Geschichtschreiber und Redner die Interessen und Mühen des heißen, gewitterschwülen Tages kennen zu lernen, welcher nur zu bald jenem lachenden Morgen folgte. — Jetzt zur Poesie zurückkehrend, welche inmitten des Waffengeräusches und durch das Gezänk der Theologen und der Politiker hindurch ihrer Stimme Gehör verschaffte, sehen wir uns mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt. Das alte Frankreich verschwindet und der „Klassicismus" nimmt den französischen Parnaß mit Sturm, um auf ihm zwei Jahrhunderte hindurch als stolzer und übermütiger Eroberer zu herrschen.

Diese Invasion beginnt in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mit den litterarischen Arbeiten und Erfolgen von sieben Männern: **du Bellay**, **Ronsard**, **Jodelle**, **Antoine de Baïf**, **Jean Dorat**, **Remi Belleau** und **Pontus de Thiard**. — Gemeinschaftlich ist ihnen die fast immer pedantische und mißverstandene Nachahmung des Altertums und die Geringschätzung der naiven Ungezwungenheit, welche die alte französische Poesie charakterisierte. Aber sie sind sehr verschieden an Talent und an Einfluß auf den litterarischen Geschmack ihrer Zeit.

Joachim du Bellay (1524—1560), der Neffe des berühmten Kardinals du Bellay, eröffnete den Feldzug einer von Begeisterung für die klassischen Studien berauschten Jugend gegen die alten Formen der nationalen Poesie. Seine **Défense et Illustration de la langue françoise** (1549) läutete die Sturmglocke dieser litterarischen Revolution. — „Sus donc," ruft er darin, „marchez Français, marchez courageusement vers cette superbe cité romaine et des serves dépouilles d'elle, comme vous avez fait plus d'une fois, ornez vos temples et vos autels! Ne craignez plus ces oies criardes, ce traître Camille et ce fier Manlius; pillez moi les sacrés trésors de ce temple Delphien; et qu'il vous souvienne de votre Marseille, Athènes la seconde, et de votre Hercule Gaulois, lequel tirait tous les peuples à lui par une chaîne attachée à sa langue!"

Und man legte Hand ans Werk. Du Bellay*) selbst hatte eigentlich nur das Signal zum Kampf gegeben. Seine eigenen Poesieen: Sonette, Oden, Chansons, seine Regrets (Nachahmung von Ovids Tristien) und Antiquités de Rome verschwinden in dem Glanz der politischen Trophäen seines Freundes Pierre de Ronsard, des „großen Dichters" der neuen Schule. Geboren 1525 auf dem Schlosse Poissonnière im Vendômois, empfing er die Erziehung eines Hof- und Geschäftsmannes. Als Page Karls von Orleans, sodann bei Jakob V., König von Schottland, lernte er frühzeitig die Welt und die Gesellschaft kennen. Nach dreijährigem Aufenthalt in Schottland finden wir ihn, im Alter von 15 Jahren, 1540 auf dem Reichstage zu Speier im Gefolge des französischen Gesandten Lazare de Baïf; später begleitete er eine französische Gesandtschaft nach Piemont, und seine eigenen Geständnisse, sowie eine gefährliche Krankheit, die er sich zuzog, bezeugen, daß er alle Vorteile zu benutzen verstand, welche eine solche Stellung einem jungen Manne von lebhaftem Temperament darbot. Diese Krankheit nun entschied über seine Laufbahn, indem sie ihn fast gänzlich taub machte. Durch diese Schwäche genötigt, die große Welt zu meiden, kehrte Ronsard zu den Studien seiner Kindheit zurück. Er nahm an den Lehrstunden teil, welche der gelehrte Jean Dorat und der berühmte Turnebus seinem Freunde Antoine de Baïf erteilten, und die erste Frucht seiner Studien, eine Übersetzung des „Plutus" von Aristophanes (1549), machte ihn hoch angesehen unter der studierenden Jugend von Paris und ermutigte ihn, sich an selbständige Produktionen zu wagen. Der Erfolg übertraf seine kühnsten Hoffnungen. — In den „jeux floraux" von Toulouse trug er den großen Preis davon, eine Minerva von Silber und den Titel eines „poète françois"; der Hof erklärte sich für ihn, seine Rechtgläubigkeit verschaffte ihm die Gönnerschaft der hohen Geistlichkeit, die Gelehrten spendeten ihrem berühmten Jünger Beifall, und gefeiert, bewundert von allen seinen Zeitgenossen erreichte Ronsard eine Höhe des Ruhmes und Glückes, welche nur durch den verwegenen Flug seiner Eigenliebe übertroffen wurde. Er starb 1585. Einige Jahrzehnte nach seinem Tode ließ die Nation sein Andenken den übertriebenen Enthusiasmus seiner Zeitgenossen schwer entgelten. Der harte Urteilsspruch Boileaus verdammte den Dichter zu einer schimpflichen Vergessenheit, die er durchaus nicht verdient hatte; denn, was man auch sage, ungeachtet seiner zahlreichen Fehler hat Ronsard ganz augenscheinlich die Spuren seines Geistes der Sprache und der Litteratur seines Landes dauerhaft einzuprägen verstanden.**)

Zunächst hatten Ronsard und seine Freunde es mit der Sprache selbst

*) Seine Werke gab heraus Marty-Laveaux. Paris 1866/67; Oeuvres choisies, p. p. Becq de Fouquières. Paris 1876; einen Neudruck der Défense et Illustration besorgte E. Person. Paris 1882. — Vergl. Plötz, Étude sur J. du Bellay et son rôle dans la réforme de Ronsard. Berlin 1874.

**) Oeuvres de Pierre Ronsard, p. p. Pr. Blanchemain. Paris 1857/67; p. p. Ch. Marty-Laveaux, Avec notice biographique et des notes. Tome I.

zu thun. In ihrem damaligen Zustande war sie eine gewandte, naive, für den bequemen Gebrauch der Gesellschaft recht gut geeignete Sprache, aber keineswegs vollkommen in ihren Formen gefestigt und weder des kühnen Aufschwungs noch der philosophischen Würde fähig, welche man in den Werken der Alten so sehr bewunderte. Es galt sie zu bereichern und gleichzeitig zu veredeln — und ohne die geringste Bedenklichkeit machte man sich daran, nicht nur das Wörterbuch, sondern selbst die Grammatik der alten Sprachen zu plündern, um daraus nach Belieben die Worte und Konstruktionen zu entnehmen, deren man zu bedürfen glaubte. Die Hofleute mochten immerhin erstaunen oder spotten, wenn sie von der „Lune ocieuse“ sprechen hörten, von der „argenteuse rive“, von der „Gorgonne face“, von dem „Dieu darde-tonnerre“. Bald legte der Beifall des Königs und der Gelehrten solchen frivolen Kritikern Schweigen auf; es gab fast kein griechisches oder lateinisches Wort, keinen unbekannten Provinzialismus mehr, welchen die Dichter nicht ohne Bedenken anwandten, höchstens die Mühe sich nehmend, dergleichen Fremdlinge sehr obenhin französisch zu kleiden. Natürlich hat eine große Anzahl dieser Neuerungen bald wieder dem Geiste der Sprache weichen müssen, der sie verwarf; aber es fehlte auch nicht an solchen darunter, die sich eingebürgert und die Sprache wahrhaft bereichert haben.

In bezug auf die dichterische Komposition geht Ronsard beständig auf der Spur der Alten und der Italiener. Von den ersteren entlieh er den kühnen Schwung der Ode, die Würde des Epos und die anmutigen und wollüstigen Töne der Elegie. Die andern dienten ihm als Muster für das Sonett, das Madrigal und die erotische Chanson: eine Gattung, in welcher es Ronsard seiner gelehrten Begeisterung unbeschadet weit besser glückte als in seinen Nachahmungen Pindars. Nicht daß diese, so kalt und schwülstig sie größtenteils sind, nicht am meisten zum Ruhm des Dichters beigetragen hätten. Man war eben überrascht von dem würdigen und feierlichen Ton, den bis dahin noch niemand auf dem französischen Parnaß angestimmt hatte — und überdies mußte dieser eitle Wortprunk, in welchem kein kühner, unabhängiger Gedanke das Ohr der Mächtigen beleidigte, einem eben so würdelosen

---

Paris 1887 (Band XII der Pléjade françoise); Oeuvres choisies, p. p. Noël. Paris 1862; p. p. Sainte-Beuve. Nouvelle édition p. L. Moland. Paris 1879; p. p. Becq de Fouquières, Avec notes et index concernant la langue et la versification de Ronsard. Paris 1886. — Vergl. Günther, Ronsard und sein Verhältnis zur Entwickelung der französischen Sprache. Elberfeld 1846; C. Dor, Ronsardus quam habuerit vim ad linguam francogallicam excolendam. Bonn 1863; H. Erkelenz, Ronsard und seine Schule. Jena 1868; W. Scheffler, Essai sur Ronsard et sa réforme littéraire. Rostock 1873; Stötzer, Étude sur Ronsard et son école. Bützow 1874; Berdez, Étude littéraire sur Pierre de Ronsard, sa vie, ses écrits et son influence. Dessau 1875; Chalandon, Essai sur la vie et les œuvres de Pierre de Ronsard. Paris 1875; E. Meyer, Studier i den Ronsardska skolans poesie. Upsala 1882; Géruzez, Essais de littérature française. Paris s. a. S. 425–459.

als auf sein Ansehen eifersüchtigen Hof schmeicheln. Denn Ronsard eröffnet in mehr als einer Hinsicht die Reihe jener Hofdichter, welche seitdem Jahrhunderte hindurch in der französischen Litteratur den Ton angaben. Mit allen seinen Freunden von der „Plejade" nahm er während des Bürgerkrieges aufs eifrigste die Partei des Katholizismus und der unumschränkten Königsgewalt. In seiner „Mahnung an das französische Volk" spricht er beispielsweise in den folgenden Ausdrücken von dem „Monstre du Calvinisme":

Ce monstre arme le fils contre son propre pere,
Et le frere (ô malheur!) s'arme contre son frere,
La sœur contre la sœur, et les cousins germains
Au sang de leurs cousins veulent tremper leurs mains;
L'oncle hait son nepveu, le serviteur son maistre;
La femme ne veut plus son mary recognoistre;
Les enfans sans raison disputent de la foy,
Et tout à l'abandon va sans ordre et sans loy.
L'artisan pour ce monstre a laissé sa boutique;
Le pasteur ses brebis, l'advocat sa practique,
Sa nef le marinier, son traficq le marchand,
Et par luy le preud'homme est devenu meschant....
Morte est l'authorité; chacun vit à sa guise;
Au vice desreglé la licence est permise;
Le desir, l'avarice, et l'erreur insensé
Ont sens dessus dessous le monde renversé.
On a fait des lieux saincts une horrible voirie,
Un assassinement et une pillerie,
Si bien que Dieu n'est seur en sa propre maison;
Au ciel est revolée et Justice et Raison,
Et en leur place, hélas! regne le brigandage,
La haine, la rancueur, le sang et le carnage....

Doch haben diese heiligen und patriotischen Gefühle Ronsard keineswegs gehindert, als guter französischer Höfling der Liebe, in der französischen Bedeutung des Wortes, zu opfern. Die zahlreichen Sonette, Madrigals und Chansons seiner Amours, obwohl großenteils dem Dante und Petrarca nachgeahmt, sind weit von jenem mystischen Aufschwunge entfernt, der die Liebe zu „Laura" und „Beatrix" in eine Art religiösen Kultus verwandelt. In Ronsards erotischen Gedichten schmückt sich sehr häufig nur die schamloseste Sinnlichkeit mit einem Aufwande von gesuchten, oft gelehrten und dunkeln Ausdrücken. Doch giebt es einige darunter, die ohne das Gefühl zu verletzen, in der That einen Fortschritt der französischen Sprache und Verskunst bezeichnen, wie z. B. die nachfolgende berühmte Übersetzung eines Sonetts von Bembo:

Comme un chevreuil, quand le printemps détruit
Du froid hyver la poignante gelée,

Pour mieux brouter la fueille emmiellée,
Hors de son bois avec l'Aube s'enfuit;

Et seul, et seur, loin des chiens et du bruit,
Or sur un mont, or dans une valée,
Or près d'une onde à l'escart recelée,
Libre, folâtre où son pied le conduit;

De rets ne d'arc sa liberté n'a crainte,
Sinon alors que sa vie est atteinte
D'un trait meurtrier empourpré de son sang;

Ainsi j'allois, sans espoir de dommage,
Le jour qu'un œil, sur l'avril de son age,
Tira d'un coup mille traits dans mon flanc.

Endlich wollte Ronsard mit dem Ruhme Virgils wetteifern in seiner Franciade, einer kalten, gereimten Erzählung, einer wüsten Masse mythologischer und historischer Erinnerungen und seltsamer Erfindungen, die dem antiken Heldengedicht etwa gleicht, wie die Helden der Bartholomäusnacht den Besiegern Trojas. Und dennoch darf auch dies verunglückte Unternehmen nicht mit Stillschweigen übergangen werden, insofern es wie die meisten Mißgriffe des französischen Klassizismus nicht weniger eine Verirrung des Nationalgeschmackes als den schlechten Geschmack eines einzelnen Dichters bekundet. In der That ist man in Frankreich lange genug der Meinung gewesen, daß ein talentvoller moderner Dichter, wenn er fleißig seinen Homer und Virgil studiert, es lernen müßte, eine gute Epopöe zu schreiben, wie man ein Lied oder ein Drama macht. Erst die Studien der neuesten Zeit haben mit so manchem andern litterarischen Vorurteil auch diesen Irrtum beseitigt.

Nachdem wir Ronsard kennen gelernt, können wir über diejenigen Mitglieder der „Plejade" kürzer sein, deren Werke sich von den seinigen nur durch geringere Zahl und geringere Berühmtheit unterscheiden. Jean Dorat*), Remi Belleau**), Antoine de Baïf***) und Pontus de Thiardt†)

---

*) Sein Oeuvres poétiques gab heraus Marty-Laveaux. Paris 1875. Als Humanist und Lehrer des Griechischen und Lateinischen war er bedeutender als als Dichter.

**) Er übersetzte den Anakreon und Aratus; auch eine Komödie „Reconnue" rührt von ihm her. Ausgabe seiner Werke von Patisson. Paris 1578; von Gouverneur. Paris 1867.

***) Er besonders suchte antike Versmaße und Wörter in die Sprache einzuführen, desgleichen die reimlosen Verse der Italiener (versi sciolti). Seine Werke gab heraus Marty-Laveaux. Paris 1881/86; eine Auswahl Becq de Fouquières. Paris 1874; seinen Psautier, eine metrische Bearbeitung der Psalmen, E. Groth. Heilbronn 1888. — Vergl. H. Nagel, Die Werke A. de Baïfs. Herrigs Archiv Band 61. S. 63, und Die Bildung und die Einführung neuer Wörter bei Baïf, unter gleichzeitiger Berücksichtigung derselben Erscheinung bei Ronsard, du Bellay und Belleau. Herrigs Archiv Band 61. S. 201.

†) Erste Ausgabe seiner Oeuvres poétiques: Paris 1573.

haben Übersetzungen, Sonette, Liebeslieder, Oden und Gelegenheitsgedichte gemacht, wie ihr Meister. Nur Jodelle verdient besondere Beachtung wegen der Kühnheit und der dauernden Wirkungen seiner litterarischen Unternehmungen.

Die Jugend Jodelle's (1532—1573) ist wenig bekannt. Wir wissen nur, daß er in Paris im Jahre 1532 geboren wurde, und daß, als er 17 Jahre alt war, seine den Italienern nachgeahmten Sonette ihm bereits unter den Schöngeistern der Hauptstadt einen Namen gemacht hatten. Kaum 20 Jahre alt entwarf er den kühnen Plan, das Theater seines Volkes neu zu gestalten, indem er die Mysterien, Moralitäten und Farcen durch antik geformte Stücke ersetzte. Allerdings waren die alten Stücke bereits sehr in der Volksgunst gesunken. Man war müde die grotesken Erfindungen der Mysterien zu bewundern und bei den plumpen Scherzen der Farcen zu lachen. Die Lektüre der griechischen Stücke, von denen man bereits einige Übersetzungen besaß (besonders durch Baïf), begann die aufgeweckteren Geister die Schönheiten einer dem Geschmack des Mittelalters entgegengesetzten Poesie ahnen zu lassen. Es kam nur darauf an, diese gute Stimmung des Publikums zu benutzen, indem man den ersten Schritt wagte. Jodelle unternahm ihn mit der Leichtigkeit und Kühnheit der Jugend und des Talents. In zehn Vormittagen schrieb er 1552 seine Kleopatra, ein Trauerspiel in fünf Akten, das erste „regelmäßige" Stück des französischen Dramas. Alles darin war dem, was man in den Mysterien gesehen hatte, entgegengesetzt. Die Handlung ist in die engsten Grenzen der Einfachheit gewiesen. Sie enthält nur den Entschluß Kleopatras, dem Antonius ins Grab zu folgen, einige vergebliche Bemühungen Oktavians, sie von diesem Vorsatze abzubringen, und eine Erzählung, welche den Eintritt der tragischen Katastrophe uns meldet. Die ganze Stärke des Stücks liegt in den pathetischen Reden, die sich in der That hie und da zu einer nicht gewöhnlichen Wärme und Kraft erheben. Freilich ist Jodelle noch weit entfernt von dem heroischen Schwunge des Corneille, sowie von Racines eleganter und harmoniereicher Rhetorik. Aber der Weg ist vorgezeichnet, den die „klassische" französische Tragödie seitdem nicht mehr verlassen hat. Die französischen Litteratoren mögen die schwache Leistung Jodelles immerhin verachten und verdammen. Die Kleopatra, wie sie ist — mit ihrer unsichtbaren Handlung, mit ihrer Phraseologie der Leidenschaft, mit ihrem sentenziösen und antithesenreichen Stil — zeigt gleichwohl die Familienzüge der tragischen Meisterwerke des „großen Jahrhunderts". Corneille und Racine haben ihre Triumphe in derselben Laufbahn gefeiert, welche die ersten schwankenden Schritte Jodelles sah: deshalb nimmt dieser Genosse der „Plejade" ungeachtet aller Wechsel der Zeit und des Geschmacks einen gesicherteren Platz auf dem französischen Parnaß ein, als Ronsard und alle seine anderen Gefährten.

Der Erfolg der Kleopatra war vollständig. Sie wurde zum ersten Male im Hôtel de Reims, in Gegenwart des Hofes gespielt. Jodelle selbst gab

die Kleopatra, seine Freunde hatten sich in die übrigen Rollen geteilt, denn es gab keine Schauspieler von Fach, denen man das Schicksal des Stückes hätte anvertrauen können. Der König war entzückt, alle Welt beeilte sich, seiner Meinung zu sein und bald war von den Farcen und Moralitäten nicht mehr die Rede.

Um die ersteren vollständig zu verdunkeln, unternahm Jodelle nun die noch schwierigere Aufgabe, den Franzosen eine gleichzeitig nationale und den Forderungen der antiken Kunst entsprechende Komödie zu liefern. Mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit schrieb er noch in demselben Jahre in vier Vormittagen seinen Eugène ou la Rencontre, ein Lustspiel in fünf Akten, welches so an Molière erinnert, wie die „Kleopatra" der Kunst Corneilles Bahn brach. Auch hier nämlich dürfen wir weder eleganten und wohlklingenden Versbau suchen noch feinen Geschmack. Aber bei alledem ist der Fortschritt außerordentlich und, was mehr sagen will, er ist ein nachhaltiger gewesen. Zunächst hat Jodelle vollkommen Recht, wenn er im Prolog des Stückes sagt:

„L'invention n'est point d'un vieil Menandre,
Rien d'estranger on ne vous fait entendre,
Le stile est nostre, et chacun personnage
Se dit aussi estre de ce langage;
Sans que, brouillant avecques nos farceurs
Le sainct ruisseau de nos plus sainctes sœurs,
On moralise un Conseil, un Escrit,
Un Temps, un Tout, une Chair, un Esprit."

In der That, keine Allegorie, keine burlesken und unwahrscheinlichen Erdichtungen stören den Gang dieses ersten regelmäßigen französischen Lustspiels. Die Personen sind aus dem Leben genommen, die Charaktere sind, wenn auch ein wenig derb, doch wahr und schlagend geschildert, die Intrigue ist nicht ohne Geschick durchgeführt, und wir erstaunen nur über die Naivität, mit welcher der Dichter es wagte, ein solches Bild der „guten Gesellschaft" seiner Zeit zu zeichnen, ohne daß er fürchtet, irgend jemandem Ärgernis zu geben. Die Hauptperson des Stückes ist der Abt Eugen, der seinem Kaplan, Meister Jean, die „vertus" des geistlichen Standes in folgenden Ausdrücken schildert (Akt 1, Szene 1):

Estre bien nourris et vestus,
Estre curez, prieurs, chanoines,
Abbez, sans avoir tant de moines
Comme on a de chiens et d'oiseaux;
Avoir les bois, avoir les eaux
De fleuves ou biens de fontaines,
Avoir les prez, avoir les plaines,

Ne recognoistre aucuns seigneurs
Fussent-ils de tout gouverneurs;
Bref, rendre tout homme jaloux
Des plaisirs nourriciers de nous.

Eugen hat seine Geliebte eben an einen Einfaltspinsel Guillaume verheiratet, der über die ihm widerfahrene Ehre ganz glücklich ist. Alles ist in guter Ordnung, als Florimond, der frühere Liebhaber der schönen Alix, aus dem Kriege zurückkehrt. Wütend über die Treulosigkeit seiner Geliebten droht er alles in Stücke zu schlagen. Aber der Abt erinnert sich zu rechter Zeit, daß der grimmige Krieger einst vergeblich für seine Schwester Helene geseufzt hat. In seiner höchsten Not nimmt er zu der Großmut seiner Schwester seine Zuflucht. Diese läßt mit sich sprechen; sie besänftigt den Zorn des Soldaten, alles verträgt sich, und das Lustspiel endigt, wenn auch nicht mit einer Heirat, so doch mit der Befriedigung aller handelnden Personen, Guillaume nicht ausgeschlossen. — Dergleichen spielte man im Jahre 1552 in Gegenwart des französischen, rechtgläubigen Hofes. Aber denke man darüber wie man wolle: Charakteristik und Intrigue, die beiden Grundelemente der neuern französischen Komödie, sie finden sich gleichwohl zum ersten Male in dem Eugen des Jodelle vereinigt. Deshalb ist dieses Stück eine Thatsache, welche die Litteraturgeschichte nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Nach diesen beiden entscheidenden Erfolgen hat Jodelle, bei aller Leichtigkeit seines Talents, nur noch ein Trauerspiel geschrieben: Didon se sacrifiant (1558). Er folgt darin fast ganz der Erzählung Virgils und man kann nicht gerade sagen, daß das Stück dabei viel gewonnen habe. In der Form freilich ist die „Dido" der „Kleopatra" überlegen. Der Alexandriner, mit abwechselnd männlichem und weiblichem Reim, herrscht durchweg im Dialog; auch ist die Sprache reiner und korrekter als in dem ersten Stück. — Die lyrischen und didaktischen Dichtungen Jodelles sind von geringerer Bedeutung.*)

Ein Gegner der gelehrten Barbarismen war der elegante Philippe Desportes (1546—1606), der Günstling Heinrichs III.; er kehrte nicht ohne Geschmack zu der Dichtungsweise Marots und St. Gelais zurück.**) Doch hatte er nur wenig Einfluß auf den Geschmack seiner Zeitgenossen.

Dagegen war in vollem Maße im Sinne der Plejade thätig Du Bartas (1544—1590), der in trivialer Weise und pomphaft überladener Sprache in seiner La Semaine ou La Création du Monde das Sechs-Tage-Werk besang. Wie sehr man in damaliger Zeit Geschmack an poetischem Schwulst

---

*) Oeuvres de Jodelle, p. p. Marty-Laveaux. Paris 1868/70. — Vergl. H. Fehse, Estienne Jodelles Lyrik. Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur 1883; A. Herting, Der Versbau Etienne Jodelles. Kiel 1884.

**) Ausgabe seiner Werke durch A. Michiels. Paris 1858. — Vergl. P. Gröbedinkel, Der Versbau bei Desportes und Malherbe. Französische Studien I, 41.

fand, zeigt der Umstand, daß in sechs Jahren zwanzig Auflagen von dem Werke nötig waren, und daß es in fast alle Sprachen übersetzt wurde.*)

Auch der Lyriker Olivier de Magny (1525—1561) folgte in seinen Amours und Soupirs den Spuren seines Meisters und Freundes Ronsard, zeichnet sich aber durch eine gewisse Anmut und Frische der Darstellung aus.**)

Anders verhält es sich mit zwei Schöpfungen des französischen Geistes, welche, an der Grenze der beiden Jahrhunderte, deren innere Verschiedenheit auf eine fast symbolische Weise veranschaulichen: die Satire Ménippée und die Satiren von Regnier. Die eine belebt durch eine letzte Anstrengung die Gemeinschaft der Poesie und der ernstesten Interessen des Lebens, wie das Jahrhundert Rabelais' und Montaignes sie begründet hatte. Die andern verkünden auf die schlagendste Weise den Rückzug der Poesie in die engsten Schranken der individuellen Empfindung: eine nach dem entscheidenden Siege der „Autorität" in Kirche und Staat unvermeidliche Entsagung.

Die Satire Ménippée***) erschien 1593, mitten unter den Unruhen des Bürgerkrieges, im Augenblicke, da der „bon sens français" den hartnäckigen Kampf einer fanatischen Partei für Wiederherstellung einer überlebten Hierarchie lächerlich zu finden begann. Es lebten damals in Paris mehrere Männer von großer Gelehrsamkeit und fröhlichem Lebenswandel, welche der Ligue ihr Bündnis mit dem Spanier nicht verziehen, und vielleicht noch weniger die harten Entbehrungen während der Belagerung von Paris. Es waren dies unter anderen der Kanonikus Pierre le Roy, welcher den Plan der Satire entwarf, Jacques Gillot, Kanonikus der Sainte-Chapelle, Nikolas Rapin, Soldat und Dichter, Pithou, der berühmte Rechtsgelehrte und Passerat, ein durch seine den alten Fablels glücklich nachgeahmten Erzählungen bekannter Dichter. Man versammelte sich abwechselnd bei dem Kanonikus Pierre le Roy und Gillot, um in guter Gesellschaft die Pfeile des Spottes gegen die Feinde Frankreichs und des rechtmäßigen Königs zu schleudern. Dort nun entstand die Satire Ménippée, eine Art von satirischer Epopöe nach Rabelais' Art, nur daß sie die Verbrechen und Thorheiten der Zeit viel kühner angreift als der kluge Pfarrer von Meudon. Rabelais bedient sich der Allegorie, um die Angriffe, welche er gegen seine Gegner richtet, zu verhüllen: die Ménippée nennt einen jeden bei seinem Namen und wendet die

*) So suchte er, um nur ein Beispiel anzuführen, der Sprache größeren Glanz und mehr Nachdruck zu verleihen, wenn er bei gewissen Worten die erste Silbe verdoppelte: pétiller wurde pépétiller, flottant floflottant. — Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1611.

**) Vergl. Schütgen, Olivier de Magny. Ein Beitrag zur Geschichte der lyrischen Dichtung Frankreichs im sechszehnten Jahrhundert. Köln 1884.

***) Herausgegeben von Ch. Read. Paris 1876; von J. Frank. Oppeln 1884. — Vergl. Frank, Zur Satire Menippée. Eine kritische Studie Nicolsburg 1880; Schepkowski, Esquisse de la Poésie satirique en France du temps de la Renaissance. Hamburg 1881; C. Lenient, La Satire en France, ou la littérature militante au 16. siècle. 3. éd. Paris 1886.

Allegorie nur an, um ihre Karrikaturen belustigender zu machen. — Die Partei der Guisen und die der Spanier werden durch zwei Charlatane veranschaulicht, beide damit beschäftigt, das „catholicon“ zu bereiten, eine Wundermedizin für das französische Volk. Der spanische Charlatan eröffnet die Handlung, indem er die Drehorgel spielt und sein „électuaire souverain“*) anpreist. „Ce n'est pas ici le simple catholicon de Rome“, sagt er, „qui n'a d'autre effet que d'édifier les âmes, le catholicon qui n'est bon qu'aux politiques. C'est le catholicon espagnol, alambiqué, calciné, sublimé à Tolède dans le collège des Jesuites et les bons pères y ont mis la main;“ — „essence Jesuitico-Catholico-Espagnole mêlée de poudre d'or, de pensions, de promesses, de belles paroles.“ — Ein Ungläubiger naht. „Ce“, sagt er, „votre catholicon vaut-il le pantagruelion de Rabelais, cette herbe merveilleuse, l'effroi des larrons, qui maintient la paix de l'Etat, qui conserve le noble art d'imprimerie, tend les arcs, bande les arbalètes et fait franchir la mer Atlantique?“

„Que me parlez vous de votre pantagruelion? Avez-vous un royaume à envahir, un pays à ruiner, une armée ennemie à engourdir, un adversaire de 20 ans que vos armes ne peuvent vaincre, prenez une demi-drachme de mon catholicon.“

Diesen Gründen ergiebt sich der Zweifler. Er bereut und erkennt bereitwillig an, daß „le catholicon est un lotos miraculeux qui, comme celui d'Homère, fait oublier la patrie et les devoirs.“

Sodann führt die Erzählung uns zu den Ständen, die versammelt sind, um den König zu wählen. Die Sitzung wird in einem bezauberten Palast eröffnet, in welchem ein jeder gezwungen ist, die Wahrheit zu sagen, ohne daß er selbst es merkt. Mayenne, das Haupt des Hauses Lothringen, nimmt das Wort. Er glaubt von seiner Frömmigkeit, von seiner uneigennützigen Hingebung für Gott und das Vaterland zu sprechen. Aber der Geist des Schlosses verwirrt ihm die Sprache und läßt ihn eingestehen, daß er die Sache Gottes stets seinem eigenen Vorteil und seiner Erhaltung geopfert. Dabei bewahrt er natürlich seine heroische Haltung und legt das Geständnis seiner Selbstsucht und seiner Feigheit im erhabensten Tone ab. Dieselbe Verwirrung bei den übrigen Rednern. Der Erzbischof von Lyon verspricht in schwülstiger und wütend leidenschaftlicher Rede die Krone demjenigen, der ihm zur Kardinalswürde verhelfen werde. Roze, Rektor der Universität Paris, verlangt sie für Guillot Fagotin, „bon vigneron et prud'homme qui chante bien au leterin, et sçait tout son office par cœur.“ Endlich verschafft d'Aubray, das Haupt der Politiker, mitten in diesem Chaos der Leidenschaften der Vernunft Gehör durch eine Rede, in welcher der reine und erhabene Patriotismus des guten Franzosen den Ver-

*) Nach der Ermordung Heinrichs III. (1589) betrachtete die Partei der Ligue den Thron bekanntlich als erledigt und nahm dem Ketzer Heinrich IV. gegenüber das freie Wahlrecht in Anspruch.

fasser jede satirische Tendenz vergessen läßt, und die ein vortreffliches Gemälde von dem Zustande des Landes entwirft.

Die Ménippé, indem sie mit nicht gewöhnlichem poetischem Feuer die Meinung der des Bürgerkrieges und der Parteiungen herzlich müden Mehrheit vertrat, trug nicht wenig dazu bei, Heinrich IV. den Weg zum Throne zu bahnen und den durch die Natur und Entwickelung der französischen Civilisation längst vorbereiteten Sieg der Ordnung und der Autorität zu vollenden.

Es ist nun interessant, in den Satiren Regniers*) den Einfluß dieser Katastrophe auf die Wirksamkeit des Talents für Beobachtung und Satire zu erkennen, welches zu allen Zeiten ein wesentliches Element des französischen Charakters bildete.

Mathurin Regnier (1573—1613), Sohn eines Bürgers von Chartres, Schwestersohn des Dichters Desportes, studierte in Paris, wo er sich, wie einst Villon, durch sein ausgelassenes Leben bemerklich machte, trat 1598 in den Dienst des Kardinals Joyeuse, begleitete später Philippe de Béthune nach Rom, erhielt 1604 eine Pfründe in Chartres und 1606, nach seines Oheims Desportes Tode, eine Rente von 2000 Livres aus den Einkünften der Abtei Vaux de Cernay. Aber seine Sitten wurden durch diese Gunst des Glücks nicht gebessert. Er starb 1613 zu Rouen, elend und verlassen in einem Wirtshause, nach einem Leben, dessen Summe er selbst recht aufrichtig in seiner von ihm selbst verfaßten Grabschrift zieht:

J'ay vescu sans nul pensement,
Me laissant aller doucement
A la bonne loy naturelle,
Et si m'estonne fort pourquoy
La mort osa songer à moy
Qui ne songeay jamais en elle.

Seine sechszehn Satiren, die seine wenig bedeutenden lyrischen Poesieen überlebt haben, erinnern durch einen eigentümlichen Zug des alten, naiven und unabhängigen französischen Geistes an Villon, während die Anordnung der Gedanken, die Eleganz des Verses und bisweilen selbst die Wahl der Gegenstände in ihnen den Bewunderer der Alten erkennen lassen, den Schüler des Horaz und Juvenal. — Regniers Satire, die Politik und die religiösen Streitigkeiten bei Seite lassend, hat es nur mit den Fehlern und Lächerlichkeiten des einzelnen zu thun, welche allen Völkern und allen Zeiten angehören. Er schildert den Zudringlichen, den schmarotzerischen Poeten, den Schwätzer, die Bet-

*) Gesamtausgabe seiner Werke durch Viollet-le-Duc. Paris 1822 (1853); von E. Courbet. Paris 1875; von Jonast, avec notes et glossaire. Paris 1876. — Vergl. G. Felgner, Untersuchungen über das Leben Mathurin Regniers und die Abfassungszeit seiner Satiren. Herrigs Archiv. Band 62, S. 53; Laps, Analyse et critique des satires de Mathurin Regnier. Königsberg 1880; Blömer, Vie et Satires de Mathurin Regnier. Montabaur 1880; Pleines, Untersuchungen über Leben und Satiren Mathurin Regniers. Schöneberg 1884.

schwester, — aber diese sind bei ihm stets allgemeine Charaktere, niemals lebende Personen. Regnier verspottet jedermann, „die anwesende Gesellschaft ausgenommen.“ Man erkennt in seinen Satiren mit vielem Vergnügen alle seine Nachbarn, Freunde und Feinde, aber man wird nicht genötigt, sich selbst darin wieder zu finden. Girardin bemerkt sehr gut, daß die fromme Macette „dont l'œil tant pénitent ne pleure qu'eau bénite“ in einzelnen Zügen mit Tartuffe übereinstimmt, aber daß sie keineswegs, wie dieser, ein historisches Porträt ist, welches seiner bestimmten Zeit angehört.

Übrigens sind Regiers Satiren reich an glücklichen und kräftigen Zügen. Die Derbheit des sechszehnten Jahrhunderts und der Cynismus, von welchen der Verfasser in den Werken seiner berühmtesten Vorgänger nur zu verführerische Beispiele vor Augen hatte, machen sich nur hie und da in ihnen bemerklich. Man fühlt entschieden, daß eine große Veränderung in der Art zu denken und zu sprechen sich vorbereitet. Der formgewandte, kühle, der Regel geneigte Geist des siebenzehnten Jahrhunderts fängt an, seinen Einfluß fühlen zu lassen. Regnier ist der erste „klassische“ Satiriker der Franzosen. Er kommt Boileau in der Form sehr nahe und übertrifft ihn oft an Frische und naiver Kraft, während Jodelle, der Vater des klassischen Dramas, nur mit schwacher ungeübter Hand der Kunst eines Corneille und Molière ihre Laufbahn angedeutet hatte.

Wir wollen vom sechszehnten Jahrhundert nicht scheiden, ohne einen bereits unter den Historikern erwähnten Dichter zu nennen: Agrippe d'Aubigné, dessen ernste, die Gebrechen und Laster seiner Zeit scharf durchschauende Gesinnung am trefflichsten in seinen Tragiques*) sich wiederspiegelt. Rücksichtslos stellt er, ein eifriger Hugenott, seine Gegner an den Pranger der Öffentlichkeit und reißt, von einer wahren Glut der Leidenschaft ergriffen, ihnen den heuchlerischen Schleier vom Gesicht. Man hat das Werk mit Recht als die Epopöe des Calvinismus bezeichnet. Eine Probe daraus möge hier folgen:

Je n'écris plus les feux d'un amour inconnu;
Je suis par le malheur plus sage devenu:
Le luth, que j'accordois avec mes chansonnettes,
Est ores étouffé de l'éclat des trompettes.
Financiers, justiciers, qui livrez à la faim
Ceux qui pour vous font naître ou conservent le pain,
Sous qui le laboureur s'abreuve de ses larmes,
Qui laissez mendier la main qui tint les armes,
Barbares en effet, François de nom, François,
Vos fausses loix ont eu de faux et jeunes rois
Impuissans sur leurs cœurs, cruels en leur puissance.

*) Neu herausgegeben von Lalanne. Paris 1857. — Eine Satire auf den Hof Ludwigs XIII. ist sein Aventures du baron de Fæneste (neu herausgegeben von Mérimée. Paris 1855.)

Rebelles, ils ont vu la désobéissance;
Dieux sur eux et par eux déploya son courroux,
N'ayant autres bourreaux de nous-mêmes que vous.
Les rois, qui sont du peuple et les rois et les pères,
Du troupeau domestic sont les loups sanguinaires;
Les vieillards enrichis tremblent le long du jour;
Les femmes, les maris, privés de leur amour,
Dans l'ombre de la nuit se livrent à la fuite;
Les meurtriers souldoiés courent à leur poursuite.
L'homme est en proie à l'homme, un loup à son pareil:
Le père étrangle au lit le fils; et le cercueil
Préparé par le fils sollicite le père;
Le frère avant le temps hérite de son frère;
On trouve, pour remplir les cités de bourreaux,
Des poisons inconnus, et des crimes nouveaux;
Les places de repos sont places étrangères;
Les villes du milieu sont les villes frontières;
Le village se garde, et nos propres maisons
Nous sont le plus souvent garnisons et prisons;
L'honorable bourgeois, l'exemple de la ville,
Voit violer ensemble et sa femme et sa fille,
Et se trouve au pouvoir de l'insolente main
Qui s'estendoit naguère à mendier son pain;
Le sage justicier est traîné au supplice,
Le malfaiteur lui fait son procès; l'injustice
Est principe de droit, comme au monde à l'envers;
Le père est chastié par son enfant pervers;
Celui qui en la paix cachoit son brigandage,
De peur d'être puni, étale son pillage;
La terre sans labeur honteuse de se voir
Cherche encore des mains, et n'en peut plus avoir;
Les loups et les renards et les bêtes sauvages
Tiennent place d'humains, possèdent les villages,
Si bien qu'en même lieu, où en paix on eut soin
De resserrer le pain, on y cueille le foin.
La nature est sans force, et les mères non mères
Nous ont de leurs forfaits pour témoins oculaires.
C'est en ces sièges lents, ces sièges sans pitié,
Que des plus tendres cœurs s'envole l'amitié.
La mère en son berceau prend son fils dont la bouche
Sourit encore, hélas! à ce monstre farouche;
La mère, ayant longtemps combattu dans son cœur

La voix de la pitié, de la faim la fureur,
Convoite dans son sein la créature aimée,
Et dit à son enfant, moins mère qu' affamée:
Rends, misérable, rends le corps que je t'ai fait;
Ton sang retournera où tu as pris le lait;
Au sein qui t'allaitoit rentre contre nature:
Ce sein qui t'a nourri sera ta sepulture.
La main tremble en tirant le funeste coulteau;
Et cette mère enfin n'est qu'un lâche bourreau.
Henri, qui tous les jours vas prodiguant ta vie,
Pour du sein des François bannir la tyrannie,
Ennemi des tyrans, ressource des vrais rois,
Quand le sceptre des lis joindra le Navarrois,
Souviens-toi de quel œil, de quelle vigilance
Tu vois et remédie aux malheurs de la France:
Souviens-toi quelque jour combien sont ignorans
Ceux qui pour estre rois veulent estre tyrans.
Nos rois sont serfs d'un prestre: on voit sans qu'on s'estonne
La pantoufle fouler les fleurs de la couronne.
Voici comme Néron, ce Néron insensé,
Escrit, en sang, ces mots que son âme a pensé:
Entre tous les mortels, de Dieu la prévoyance
M'a du haut ciel choisi, donné sa lieutenance:
Je suis des nations juge, à vivre et à mourir;
Ma main fait qui lui plaist et sauver et périr;
Par mes arrests j'espars, je détruis, je conserve
Tout pays, toute gent, je la rends libre ou serve;
J'esclave les plus grands; mon plaisir pour tous droits
Donne aux gueux la couronne, et le bissac aux rois.
Cet ancien loup romain n'en sçut pas davantage;
Mais le loup de ce siècle a bien autre langage.
Je dispense, dist-il, du droit contre le droit:
Celui que j'ai damné, quand le ciel le vouldroit,
Ne peut estre sauvé; j'autorise le vice;
Je fais, à mon plaisir, de justice injustice;
Je sauve les damnés en un petit moment;
J'en loge dans le ciel à coup un régiment:
Je fais de boue un roy, je mets les roys aux fanges;
Je fais les saints, sous moi obéissent les anges;
Je puis, cause première à tout cet univers,
Mettre l'enfer au ciel et le ciel aux enfers.

Sach-Register.